

090

An

Bernhard Grossmann u.a.

An ihren Büchern sollt ihr sie erkennen

— Gesammelte Rezensionen —



OAG

*Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist
ein Rezensent.*

(GOETHE, Künstlergedichte)

VORWORT

Mit der oben zitierten Gedichtzeile beweist der Autor der meisten der nachstehenden Rezensionen, der für uns dieses Motto aufgefunden hat, erneut seine Belesenheit. Es ist überdies ein Motto, dem wohl viele Verfasser und Verlage vielleicht sogar zustimmen würden.

Die OAG allerdings würde eine solche Gewaltaktion sicher nicht sehr wohlwollend aufnehmen, da sie aus den verschiedensten Gründen Rezensionen, wie sie in diesem Band im deutschsprachigen Raum wohl erstmals vorgelegt werden, für sehr nützlich hält. Die Beobachtung vieler "alter" OAG-Mitglieder, die ja häufig nicht nur in Japan, sondern auch in anderen asiatischen Ländern gelebt haben, daß Neuankömmlinge in diesem Weltkreis sehr häufig intellektuelle und vor allem auch emotionale Anpassungsschwierigkeiten haben, war einer der wichtigsten Gründe für die vorliegende Veröffentlichung. Mit diesen Rezensionen versuchen wir, die Orientierung in Japan und seiner asiatischen Umgebung zu erleichtern und einen besseren Zugriff zu Wissen über diesen Kulturkreis im allgemeinen Sinn zu schaffen. Vor allem soll dann aber in einem zweiten Schritt - vorausgesetzt man liest, angeregt durch die Besprechungen, die Bücher selbst - die Angst der Asienanfänger vor dem undefinierbar Unbekannten abgebaut werden.

Die Rezensionen wollen aber nicht nur den hierher "Verschlagenen" das Einleben in ihren neuen Lebenskreis erleichtern. Diejenigen deutschsprachigen Leser, die nur für kurze Zeit oder überhaupt nicht nach Asien reisen können, sollen auf diese Weise die Möglichkeit erhalten, gezielt Informationen zu Ländern und Sachbereichen in Asien sammeln zu können. Ein Unterfangen, das gerade da, wo keine größeren deutschsprachigen Buchgeschäfte und Bibliotheken vorhanden sind, sehr viel Mühe und Zeit kosten kann.

Die hier zusammengestellten Besprechungen drücken die Meinung ihres jeweiligen Autors aus, die nicht unbedingt die der OAG sein muß.

Das macht sie auch so lebendig und vielfältig. Den Rezensenten, unter ihnen besonders Herrn Dr. Großmann, von dem die meisten der hier vorgelegten Besprechungen stammen, gilt unser Dank.

Tokyo, im Oktober 1983

DR. RAINER LINDBERG
Vorsitzender der OAG

Inhalt

DR. BERNHARD GROSSMANN

Kaye: The Far Pavilions	9
Enders: Japanische Wohnformen und ihre Veränderung.	10
Flüchter: Stadtplanung in Japan	12
Yamaguchi et al. (Hrsg.): A Cultural Dictionary of Japan	15
China Directory in Pinyin, Wade-Giles.	16
Bali - Indonesien	19
Süd-Korea	27
Einige Japan-Nachschlagewerke	31
Sorgen mit Sorge	35
Kobayashi: Wirtschaftsmacht Japan	41
Was wurde aus Chinas Wirtschaft?	43
Narziß (Hrsg.): Im fernen Osten	49
Porkert: China	55
Stuckenschmidt (Hrsg.): Reisen und Leben in Japan	57
Vom Opium zum Heroin	61
Asien in der Rocktasche.	67
Shangri La	69
Japans Krieg im Pazifik	77
Indien - Altes und neues Land	83
Rückblick auf die "Kulturrevolution" (I)	91
Rückblick auf die "Kulturrevolution" (II).	103
Reiseführer und Irreführer	113
Asiatische Stilkunde	125
"Arbeitsstaat Japan"	127
Indochina in Memoriam.	135
Länderkunde Japans	141

Chinesische Geschichte: Dichtung und Wahrheit	149
Politik und Religion	155
Japonismus	163
Schwergewichtiges über Japan	169
Der General und der Admiral	181
Neuere China-Literatur	185
Reisen in Indien	193
Das aktuelle China	197

KLAUS W. BENDER

Weitere Neuerscheinungen zum Thema Japan	207
--	-----

CARL D. GOERDELER

Herold: Die Blume am Arbeitsplatz	213
Ernst: Japans unvollkommene Vollbeschäftigung	217

PROF. DR. ELISABETH GÖSSMANN

Barth: Edo	221
----------------------	-----

DR. ULRICH JUNKER

Weber: Kontorrock und Konsulatsmütze	225
Singer: Mirror, Sword and Jewel	227

DR. GERHARD KREBS

Morley (Hrsg.): Japan's Road to the Pacific War	231
Michalka: Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933-1940	235
Shillony: Politics and Culture in Wartime Japan	239
Drea: The 1942 Japanese General Election	239

HANNELORE REPKE

Komatsu: Wenn Japan versinkt	245
--	-----

KLAUS SCHRÖDER

Hielscher (Hrsg.): Die Frau	249
---------------------------------------	-----

DR. BARBARA YOSHIDA-KRAFFT/EDITH RAU

Reaktionen auf die Rezension von "Die Frau"	253
---	-----

WOLFGANG SCHWALBE

Der Japanische Essay	259
--------------------------------	-----

DR. AXEL SMEND

Ernst et al. (Hrsg.): Geld in Japan	263
---	-----

DR. VOLKER STANZEL

Fellmer, Besinnungskiste	269
------------------------------------	-----

DR. BARBARA YOSHIDA-KRAFFT

Hijiya-Kirschnerreit: Selbstentblößungsrituale	271
--	-----

3. März 1980

M. M. KAYE, *The Far Pavilions*
(Penguin Books) 1978, 1979, ISBN 0-14-00-4833-2

Wer den "Shogun" gelesen hat und sich zudem für Indien interessiert, dem sei dieses Buch der britischen Autorin M. M. Kaye empfohlen (das es seit kurzem auch in einer deutschsprachigen Ausgabe mit dem Titel "Palast der Winde" gibt). Die spannende Handlung, deren Held ein in den Himalaya-Bergen geborener Offizier des Corps of Guides ist, erstreckt sich vom Sepoy-Aufstand (1857/58) bis zum Zweiten Afghanischen Krieg (1879/80). Das Corps of Guides war eine Elite-Einheit, die die Nordwest-Grenze Britisch-Indiens zu bewachen und 1879 die zweite britische Gesandtschaft nach Kabul zu beschützen hatte. Diese Gesandtschaft war eine Reaktion auf den freundlichen Empfang, den der Herrscher Afghanistans kurz vorher einer russischen Mission gewährt hatte. Sie endete wie die erste britische Gesandtschaft (1840/42) mit der Niedermetzelung aller ihrer Mitglieder. Wer heute die Ereignisse in Afghanistan verfolgt und keine historischen Bücher zur Hand hat, dem vermag M. M. Kaye durchaus einen Eindruck vom Schauplatz der sowjetischen Invasion und von der Haltung der Stammesbevölkerung dieser (und jeder) Invasion gegenüber zu vermitteln. Denn die Autorin ist hervorragend informiert, da sowohl ihr Ehemann als auch eine Reihe ihrer männlichen Verwandten im Corps of Guides gedient haben.

Zwischen Sepoy-Aufstand und Zweitem Afghanischem Krieg spielt eine Handlung, die reich an spannenden Abenteuern und romantischen Liebesszenen ist. Wer zufällig wie ich das Buch auf einer Reise durch Rajasthan mit sich führt, der kann an vielen Plätzen, wenn er beim Lesen aufschaut, vor seinem geistigen Auge die Ereignisse des Romans abrollen sehen, die nicht nur im engeren Grenzgebiet spielen; die Szenerie ist für den Reisenden immer gegenwärtig. Und ich würde ohne Bedenken die spannende Verbrennungsszene im Romanort Bhithor in das weltabgeschiedene Panna bei Khajuraho verlegen, wo ich mir bei einer Mittagsrast vor dem Circuit House eines der aufregendsten Ereignisse der Handlung zwischen den zahlreichen verlassen am See liegenden Chatris, Gedenkmalen an Verbrennungsplätzen, vorstellte.

Die Autorin versteht es nicht nur, historische Ereignisse mit einer lebendigen Romanhandlung zu erfüllen und nordindische (oder paki-

stanische) Landschaften plastisch zu schildern. Auch die seelische Zerrissenheit des Haupthelden in seiner Verpflichtung seiner eigenen Herkunft gegenüber einerseits und seiner Neigung zur orientalistisch-indischen Mentalität auf der anderen Seite, jenes "... and never the twain will meet", wird treffend dargestellt.

Wenn allerdings auch Sie dieses Buch als Ihre nächste Reiselektüre wählen, dann bedenken Sie bitte beim Packen, daß es rd. 1000 Seiten hat!

DR. BERNHARD GROSSMANN

SIEGFRIED R. C. T. ENDERS, Japanische Wohnformen und ihre Veränderung

(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1979, 352 S. ISBN 3-921469-58-9

Der Gaijin in Japan beklagt oft, daß er kaum Gelegenheit erhält, einmal ein japanisches Haus von innen zu sehen. Eher in der Theorie weiß er, daß der Hauptgrund dafür die Enge der Wohnräume ist, in denen seine japanischen Freunde mit ihren Familien leben.

Der Autor des vorliegenden Buches, der mehrere Jahre lang in Japan Architektur studiert hat, beschreibt die Ergebnisse seiner Feldforschung in Yamato Koriyama bei Nara und vermag damit dem Leser das Erlebnis zu vermitteln, das ihm seine japanischen Freunde versagen. Denn er beschreibt, wie es heute in den noch stehenden alten Häusern des Bürgerviertels der Burgstadt Koriyama und in den Bauerhäusern des nahe gelegenen Dorfes Hieda sowie in den vorgefertigten neuen Einfamilienhäusern und in den mehrstöckigen Danchi aussieht.

"Japanisches Wohnen" ist ein Begriff, der durch viele Architekturzeitschriften auch im Westen ganz bestimmte Assoziationen und oft Bewunderung für schlichte Raumgestaltung und ein harmonisches Ineinander von Wohnraum und Natur auslöst. Der Autor belehrt uns eines anderen. Er streitet zwar nicht ab, daß es "japanisches Wohnen" im angedeuteten Sinne gibt, jedoch nur innerhalb einer dünnen Oberschicht. Die überwiegende Masse der japanischen Bevölkerung lebt jedoch so, wie der Autor es an Hand zahlreicher

Photos und Grundrisse darstellt. Wer diese leider oft nicht sehr deutlichen Photos genau studiert, wird künftig ein wenig besser hinter die Wände jener zahllosen Häuser schauen können, an denen die Vorort- und Fernzüge in japanischen Städten zum Greifen nahe vorbeifahren und von denen man oft nur die Wäsche auf dem Balkon und das darunter aufgestapelte Gerümpel mit den Augen erhascht.

Der Autor verdeutlicht auch das soziologische Problem, das sich durch zunehmende Verkleinerung der Wohnfläche einerseits und das Streben nach mehr "privacy" gerade bei jungen Familien andererseits ergibt. Er stellt die Unterlassungssünden der ersten japanischen Nachkriegsregierungen dar, für die der Wohnungsbau "nicht dringend" war; und für den japanischen Mieter, der bei erstarkendem Individualisierungsstreben einen größeren Wohnraum ersehnt (der Autor schätzt den Wohnraumbedarf bei gleichbleibender Bevölkerungszahl auf das Doppelte des vorhandenen Wohnraums), scheint die Lage hoffnungslos zu sein: Die Politik des sozialen Wohnungsbaus kann kaum nachkommen, und die privaten Baugesellschaften sehen in der Wohnung eine Ware, die dringend genug nachgefragt wird, als daß man sich über deren Qualität allzu viele Gedanken machen müßte.

Es ist erfreulich, daß auch deutsche Wissenschaftler heute in zunehmendem Maße gegenwartsbezogene Arbeiten über Japan vorlegen. Dennoch muß der Autor feststellen, daß es "bislang noch nicht gelungen (ist), deutsche Japanologen zur Mitarbeit an Untersuchungen aus diesen Themenkreisen zu bewegen" (S. 14). Hier ist genau der Ort, den die OAG zu beleben versucht, indem sie sich anschiebt, Sach- und Landeskenntnisse für die Erklärung gegenwärtiger Phänomene zu kombinieren und damit die Lücken auszufüllen, die die deutsche Japanologie allzu lange vornehm umgangen hat.

Störend wirkt bei der Lektüre des Buches die große Zahl orthographischer Fehler (Flüße, Einflüße, Grundriße; Standart, Trent; Alluminium). Falls der an deutschen Schulen offenbar anzutreffende Unsinn, Rechtschreibeübungen als Zeichen der Unterdrückung der Schüler anzusehen, uns bald vermehrt solche Texte beschert, ist nur zu hoffen, daß alle künftigen Bücher bald publiziert werden. Vielleicht finden sich dann gelegentlich wenn nicht Autoren, so doch noch Lektoren, die die deutsche Orthographie beherrschen.

B. G.

WINFRIED FLÜCHTER, Stadtplanung in Japan - Problemhintergrund, gegenwärtiger Stand, kritische Bewertung, "Mitteilungen des Instituts für Asienkunde" Bd. 97

(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1978, 125 S. ISBN 3-921469-48-1

Wer auf der Fahrt nach Narita - hoffentlich nicht allzu häufig - Gelegenheit hat, seinen Blick einmal vom Nummernschild des Vordermannes abzuwenden, wird feststellen, daß er sehr unterschiedlich strukturierte Stadtlandschaften passiert. Dies hat natürlich zum Teil historische Gründe. Das moderne Stadtbild wird jedoch wesentlich mitgeprägt vom Stadtplanungsgesetz von 1968, das mit seinen Auswirkungen Gegenstand dieser Untersuchung ist - geschrieben von einem Geographen, der drei Jahre lang in Japan seinen Studien nachgegangen ist.

Bevölkerungsbällung; die Folgen der Wachstumspolitik bei Vernachlässigung des Sozialkapitals und damit auch der städtischen Infrastruktur; Besitzersplitterung und Bodenpreise; Umweltbelastungen und Zersiedelung: Das sind einige Stichworte, mit denen sich die japanische Stadtplanung zu beschäftigen hat. Sicherlich haben die verantwortlichen Stellen die Notwendigkeit einer vorausschauenden Lenkung der Stadtentwicklung erkannt, und sie informieren sich auch über den internationalen Stand des Problemkreises. Da jedoch keine zentrale Instanz in Japan stark genug ist, die sich im Kompetenzgerangel verlaufenden Initiativen zu koordinieren und klare Entscheidungen durchzusetzen, wird eine moderne und bürgernahe Stadtplanung mit erträglichen Verkehrsverhältnissen und Wohnbedingungen und mit Naherholungsgebieten immer schwieriger. Gewisse in der japanischen Geschichte und Gesellschaft begründete Gewohnheiten wie das enge Zusammenleben oder die Erholungssuche in der Masse haben überdies verhindert, daß das Problem der Raumplanung als solches früh genug erkannt wurde.

Der Verfasser stellt die Schwierigkeiten, vor denen die Stadtplaner heute stehen, mit großem Verständnis für die zu beobachtende Ineffizienz aller bisherigen Bemühungen dar. Er kommt aber zu dem resignierenden Schluß, daß "Stadtplanung in Japan—auf lange Sicht Anpassungsplanung bleiben müssen" wird (S. 113) und daß alle Überwindung räumlicher Fehlentwicklungen, "falls überhaupt noch

revidierbar, allenfalls ansatzweise und selbst dann nur unter erheblichen finanziellen Belastungen rückgängig zu machen ist" (S. 110), letzteres nicht zuletzt wegen der kaum vorhandenen öffentlichen Bodenkontrolle.

Wer trotz dieses pessimistischen Ausblicks bereit ist, weiter in den japanischen Großstädten zu leben, wird in der Arbeit von Flüchter eine Fülle von Erklärungen für Erscheinungen finden, die er beim täglichen Weg durch die Stadt erblickt. So erläutert Flüchter das "Schrägliniensystem", das einem Besucher Tokyos sofort auffällt und manches Haus aus der Ferne wie ein gewaltiges Zelt erscheinen läßt. Dies ist nicht der Einfall eines kühnen Architekten, sondern hängt mit dem "Recht auf Sonnenschein" zusammen, über das ja auch die OAG ihre schmerzlichen Erfahrungen hat sammeln können. Daß man in "Wohngebieten 1. Ordnung" keine türkischen Bäder, Schlachthöfe und Krematorien findet, hat seine Erklärung ebenfalls in einschlägigen Vorschriften, die Flüchter tabellarisch darstellt (S. 42f.). Auch die geschickt ausgewählten Photos rufen im Betrachter sofort Assoziationen zu Bekanntem hervor und ermöglichen ihm, seine Nachbarschaft mit größerem Verständnis für ihre Einordnung in den Stadtplan anzusehen. Und vielleicht ist es für manchen Gast aus übersee gerade diese Schwelle des Verständnisses, die überschritten werden muß, um letztlich auch in einer Stadt wie Tokyo gern zu leben.

B. G.

1. April 1980

M. YAMAGUCHI and S. KOJIMA, eds., A Cultural
Dictionary of Japan.

(Tokyo: The Japan Times, Ltd.) 1979, IX, 408 S.

Wenn wir Gaijin beim Cocktail beieinanderstehen, erzählen wir uns, daß die Nashi in diesem Sommer besonders gut geschmeckt haben, daß die Semi uns morgens weckten und wir dann sogleich zwei Gokiburi mit unseren Getas erlegten. Wir freuen uns über die Ajisai, Boke, Botan, Tsutsuji oder Tsubaki in unserem Garten, und wie unsere japanischen Freunde schauen wir uns die Sakura, Ume oder Yuri an, wenn diese in Blüte stehen. Wir schwärmen von den Matsu und den Susuki, die wir auf unserem Ausflug gefunden haben, und loben das Restaurant in der Nachbarschaft wegen seiner köstlichen Zarusoba; wir erzählen, daß wir neulich im Ryokan sehr guten Ebi und besonders frischen Sashimi gegessen haben, daß uns aber der Konnyaku weniger mundete.

Viele Begriffe des täglichen Lebens in Japan haben Eingang in unsere Sprache gefunden, auch wenn uns die japanische Sprache selbst noch viele Kopfschmerzen bereitet.

Es gibt aber ebenso viele oder noch viel mehr Begriffe, die wir von den Old Japan Hands hören und deren Bedeutung uns manchmal nicht so recht klar ist. Da berichtet der Theaterfreund vom Hanamichi im Kabuki-Theater, der aufregendere Auftritte des Schauspielers zuläßt als der Hashigakari des Noh-Theaters. Wer sich noch nicht an den Klang des Shamisen gewöhnt hat, findet vielleicht Trost in der Information, daß dieses Instrument mit Katzenhaut bespannt ist - eine Fortentwicklung des mit Schlangenhaut bespannten Jabisen aus Okinawa. Shikinasoku (= vier Regeln und sieben Prinzipien) ist keine maoistische Sentenz, sondern ein von Meister Sen-no-Rikyū im 16. Jahrhundert entwickeltes Regelwerk für die Teezeremonie. Den Pferdefuß (= Uma-no-ashi) finden Sie in den Pferden auf der Kabukibühne: Es sind einfach die beiden Schauspieler, die das Pferd verkörpern.

Dies und vieles mehr, was uns täglich in Japan begegnet, erklärt das vorliegende Wörterbuch. Ob es sich um das Haus und die Gegenstände des täglichen Gebrauchs (von Amado bis Zōri), um die Ränge im Sumō, um Feste einzelner bedeutender Tempel oder japanische Feiertage, um die Sieben Glücksgötter oder die wichtigsten Sekten des Buddhismus

handelt - dieses Wörterbuch gibt zu allem eine kurze und prägnante Erläuterung. Es ist in neun Hauptabschnitte unterteilt, und wer bisher seiner Neigung zum Pachinko-Spiel heimlich frönte, braucht dies nicht mehr zu tun, wenn er weiß, daß dieses Stichwort unter der Abteilung "Martial Arts" zu finden ist! Falls er es aber übertreibt: Joya-no-kane, die 108 Glockenschläge zum Neuen Jahr, reinigen ihn auch von dieser Sünde.

Ein kleiner Nachteil dieses Nachschlagewerks mag es sein, daß man den japanischsprachigen Begriff bereits kennen muß, den man sucht. Andererseits wäre es allerdings tatsächlich schwierig, mit einem englischsprachigen Begriff weiterzukommen, den wir der Regel für Phänomene einer fremden Kultur ebensowenig zu benennen wüßten. Nützlich ist für den Sprachbeflissenen, daß alle Begriffe und auch die wesentlichen Vokabeln der Erläuterungen (leider ohne Aussprachehilfe) mit japanischen Schriftzeichen wiedergegeben werden.

B. G.

CHINA DIRECTORY in PINYIN, WADE-GILES
(Tokyo: Radiopress. Inc.) 1980, 432, 90 S.

Die Volksrepublik China ist eines der Nachbarländer Japans, und die Außenpolitik und Außenwirtschaftspolitik Japans wird nicht unwesentlich durch die Beziehungen zu China bestimmt. Der ständige Blick auf China schlägt sich auch in der Presseberichterstattung in Japan nieder. Für den Leser, der solche Berichte aufmerksam verfolgt, ist es oft nicht leicht, die persönlichen und geographischen Namen aus China zu identifizieren, insbesondere dann nicht, wenn auch die Verfasser der Zeitungsmeldungen selbst sich in den unterschiedlichen Transkriptionen nicht sicher fühlen.

Für diese Leser ist das vom Verlag Radiopress (Kawada-cho 7, Ichigaya Shinjuku-ku, Tokyo 162) herausgegebene Handbuch unentbehrlich. Es enthält die Gliederungen und personellen Besetzungen der chinesischen Zentralregierung, des Volkskongresses, der Kommunistischen Partei, der Militärverwaltung, der Provinzverwaltungen,

der Massenorganisationen, der Minderheitsparteien u.a. Eine Liste geographischer Namen mit der jeweiligen Provinz erleichtert das Auffinden der chinesischen Orte, ein Who is Who gibt Auskunft über Position und Lebenslauf der führenden politischen Persönlichkeiten des heutigen China. Dieser Who is Who ist so up to date, daß Namen wie Mao Tse-tung (Mao Zedong) oder Chiang Ching (Jiang Qing) nicht mehr darin enthalten sind.

Besonders nützlich für den sprachlichen Laien ist die Gegenüberstellung des bislang im Westen verbreitetsten, auf der englischen Sprache basierenden Transkriptionssystems nach Wade-Giles und des heute in der Volksrepublik China offiziell verwendeten Pinyin-Systems. Alle Eigennamen sind in beiden Schreibungen und in traditionellen (also nicht abgekürzten) chinesischen Schriftzeichen aufgeführt. Auch die Register sind in Wade-Giles, Pinyin und chinesischen Schriftzeichen gehalten, so daß das Buch als Nachschlagewerk für jeden zugänglich ist, der nur eines der drei Schriftsysteme verwenden möchte.

B. G.

16. Juni 1980

BALI - INDONESIEN

Bali ist ein beliebtes Zwischenziel für den Heimaturlauber und durch direkte Flugverbindung von Tokyo aus sehr leicht zu erreichen. Mancher Reisende ist dabei zufrieden mit dem tropischen Strand, einem gelegentlichen Ausflug ins Dorf der Holzschnitzer oder der auf die Geduld des Durchschnittstouristen zurechtgestutzten Tanzaufführung in Kuta (sofern diese durch das Dauerblitzlicht der Reisegruppe sichtbar wird), und da er alle Souvenirs in Den Pasar kaufen kann, ist er häufig geneigt, in den Chor jener einzustimmen, die es bedauern, daß man das "alte Bali" nicht mehr findet.

Dies stimmt jedoch nicht. Es gibt Dörfer, deren Leben so abläuft, wie es die älteren Autoren beschreiben. Einzig die Aristokratie ist verschwunden; diese war aber auch in ihrer Blütezeit für die demokratische Bevölkerung Balis immer ein Fremdkörper.

Wer den Mut hat, sich dem Benzindunst Den Pasars zu entziehen und an entfernteren Orten zu übernachten, wird noch überraschend viel vom alten Bali finden, und für diesen Reisenden lohnt es sich noch immer, auch die Bücher älterer Autoren zur Hand zu nehmen.

Da wäre zunächst der "klassische" Baliroman:

VICKY BAUM, *The Tale of Bali*. Deutsch erschienen als:
Liebe und Tod auf Bali

(Frankfurt a. M.: Ullstein Taschenbuch Nr. 143) 1973, 294 S. ISBN
3-548-0214-3

Dies ist die Geschichte des Reisbauern Pak und seiner persönlichen Sorgen und Freuden in der Familie und in der Dorfgemeinschaft. Pak, eingesponnen in Aberglaube und religiöse Ängste, alles andere als ein Held, wird Zeuge und Objekt einer historischen Periode, die mit der Strandung des kleinen chinesischen Schiffes "Sri Koemada" an der Südküste Balis im Mai 1904 begann, das die Fischer und Bauern von Sanur als (inzwischen illegales) Strandgut betrachteten, und mit der deswegen von der holländischen Kolonialregierung entsandten Strafexpedition im September 1906 endet. Mit dieser Strafexpedition, die zum

Massenselbstmord (Puputan) des lokalen Herrschers und seiner Anhänger führte, verliebte sich Holland den letzten Teil der Insel Bali in sein "indisches" Kolonialreich ein.

Die Handlung des Romans, die vor allem von den balinesischen Sitten und Gebräuchen lebt, spielt auf vier Ebenen: Da ist der Bauer Pak mit seinen Frauen und Kindern, immer in Sorge um Dorf und Familie, wegen dieses oder jenes Fehltritts beständig von schlechtem Gewissen gegenüber Ehefrau, Priester und Obrigkeit geplagt, aber letzten Endes glücklich, nur Beobachter der tragischen Geschichte seines Landes zu sein; Pak ist jedoch fest verkettet mit der zweiten Handlungsebene des Romans, der Tempel-, Dorf- und Wasserbaugesellschaft, die bis heute hin die Basis des Lebens auf Bali bildet. Die Bedeutung, die das Dorf für das wirtschaftliche, politische und kulturelle Leben auf Bali besaß (und noch besitzt), wird dabei von Vicky Baum sehr plastisch herausgearbeitet.

Etwas ferner steht Pak der Zwischenebene, die hinüberführt zum Herrscherhaus des ein wenig dekadenten Fürsten Alit. Dies ist die Ebene der Priester und Tänzer, die zwar auch den Bedürfnissen der Menschen vom Schlage Paks dienen und die vom Dorf getragen werden, deren persönliches Schicksal aber viel mehr mit dem der Aristokratie und deren eigenen Gesetzen verstrickt ist. Und schließlich haben wir die Ebene der Aristokratie, die über das Schicksal des Landes entscheidet und die der einzige Gesprächspartner der übermächtigen Kolonialmacht ist.

Gerade in der Darstellung der Politik des Fürsten Alit und seines Zerbrechens an den holländischen Forderungen einerseits und der Philosophie des kleinen Pak andererseits, die man unter das Motto stellen könnte: "Nur nicht auffallen!", wird die Kluft deutlich, die in Bali zwischen dem Volk und der als fremd empfundenen Aristokratie geherrscht hat.

Der Massenselbstmord der Fürstenfamilie, an den noch heute der Puputan-Platz in Den Pasar erinnert, war soeben geschehen, und Bali war damit dem niederländischen Kolonialreich einverleibt worden: Aber "Pak nahm seine Büffel und ging auf die Sawah (Felder), um dort weiterzupflügen, wo er aufgehört hatte, als die Holländer in ihren Booten landeten" (S. 293).

Sollte sich ein Leser an der Romanhandlung stören, aber dennoch wissen wollen, auf welchem kulturhistorischen Hintergrund Vicky Baum ihr Bali-Gemälde entworfen hat, dann sei ihm das andere Bali-

Buch empfohlen, das ebenso "klassisch" ist und von dem man fast sicher sein kann, daß Vicky Baum es gekannt und mit ihren Roman gestalten ausgefüllt hat:

MIGUEL COVARRUBIAS, Island of Bali

(Kuala Lumpur: Oxford University Press), 5th impression 1979 (paperback), XXV, 417, XS. ISBN 0-19-580279-9

Was Vicky Baum nicht darstellen konnte, wenn sie ihre spannende Romanhandlung nicht hätte verderben wollen, ist der Inhalt dieses 1937 erstmals erschienenen Buches des mexikanischen Malers, der dem Zauber der Insel Bali verfallen ist. Covarrubias erzählt die Geschichte der Insel; er stellt die Bevölkerung und ihre soziale Ordnung dar. Die Wasserbaugenossenschaften und die Reiswirtschaft, die das Leben der Balinesen beherrschen, verfolgt er in alle Verzweigungen, und der Weg der balinesischen Familie von der Hochzeit über die Geburt der Kinder bis zur Verbrennung - heute oft eine touristische Attraktion - wird nach allen Ursprüngen untersucht und läßt uns vieles erst verstehen, was Vicky Baum als Handlungsrahmen verwendet hat.

Nun wird der Reisende natürlich fragen, ob ein 1937 erstmals erschienen Buch überhaupt noch mehr als historisches Interesse beanspruchen könne. Wenn man sich aber einmal über den Bannkreis von Den Pasar hinausgewagt und in einem Dorf gelebt hat, aus dem die Fremden nachmittags rechtzeitig aufbrechen müssen, um zum Dinner wieder ins klimatisierte Beach Hotel zu kommen, dann stellt man überrascht fest, daß fast alles noch gilt und lebt, was Covarrubias uns vorstellt. Die Kunst, die den balinesischen Alltag durchdringt, und vor allem der Tanz und die religiösen Riten werden noch gepflegt, auch - oder gerade? - wenn der kamerabehängte Fremde bereits an der Bar seines Hotels sitzt.

Wenn man beim Lichte der Petroleumlampe in diesem Buch liest, wenn gleichzeitig die Bauern mit ihren Blendlaternen durch ihre Reisfelder waten und die Frösche fangen (wichtiger balinesischer Exportartikel!), die Salzwäscher am Strand ihre kärgliche Tagesernte bergen und aus der Ferne die Töne eines Gamelan-Orchesters herüberdringen, dann beginnen die Kapitel über Götter und Dämonen und über das Hexenwesen so zu leben, daß man selbst beginnen möchte, Romane zu schreiben. Und wenn man auf dem Dorfmarkt bei Fackellicht den Kampf zwischen Rangda und Barong gesehen hat, dann weiß

man, daß diese Bali-Einführung nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Schon 1937 äußert der Autor seine Befürchtung, daß ein wachsender Touristenstrom Bali und seine Bevölkerung "verderben" könnte, und er findet bittere Worte über die zerstörerische Wirkung der christlichen Mission. Sicherlich ist der Pessimismus berechtigt. Aber wer in die Insel eindringt und ein paar Nächte in Herbergen nicht fürchtet, die sicherlich nicht unbequemer sind als ein japanisches Minshuku, wird feststellen, daß die Entwicklung doch langsamer vonstatten gegangen ist und daher auch dieses Buch, das mit hübschen Zeichnungen des Verfassers und 64 informativen Schwarz-weiß-Photos ausgestattet ist, noch als Führer geeignet ist.

Praktische Reisetips vermittelt der mit vielen guten Farbphotos versehene und in vielen Hotel-Buchläden vorrätige Führer

STAR BLACK and DAVID STUART-FOX, Bali - The Official Guide of the Island of Bali. Apa Photo Guides (Singapore: Apa Productions), 5th edition, 1977. 279 S.

Auch in diesem Führer findet der Reisende die wesentlichen und für jeden Bali-Aufenthalt nötigen Informationen über Geschichte, Leben, Religion und Kunst der Bevölkerung. Kurz abgehandelt werden das Ramayana und das Mahabharata, ohne deren Kenntnis niemand eine Reise durch Süd- oder Südostasien antreten dürfte. Denn kaum ein Bild auf einem im hinduistischen Kulturkreis entstandenen Bauwerk, Gemälde oder Relief oder in einem Theater-, Puppen- oder Tanzspiel geht nicht auf diese klassischen Hinduepen zurück.

Die wichtigsten Tänze und Tanzdramen sind klar beschrieben, so daß man der Handlung mit Verständnis folgen können.

Die Insel Bali wird sodann dem Reisenden in sechs Routenvorschlägen vorgestellt, wobei kein wichtiger Platz ausgelassen ist. Wenn man auch gelegentlich gern detailliertere Informationen über das Geschaute hätte - die Einwohner können kaum weiterhelfen - eignen sich die Hinweise dennoch für die Planung einer oder mehrerer Bali-Rundreisen.

Der Führer schließt mit praktischen Hinweisen auf Einreiseformalitäten, Klima, Hotels, Restaurants, Einkaufsmöglichkeiten und Feste und legt dem Sprachinteressierten einige Vokabeln in den Mund. Ein sehr brauchbarer Index erleichtert die Benutzung dieses Führers. Wer jedoch über Bali hinaus Indonesien kennenlernen

möchte, der beschaffe sich vorher den wegen einiger kritischer politischer Bemerkungen in Indonesien verbotenen Führer von

BILL DALTON, Indonesia Handbook (Rutland, Vt.: Moon Publications), 2nd. ed., 1978, 486 S. ISBN 0-8048-1268-3

Dies ist einer der erstaunlichsten Reiseführer, der mir in die Hand gekommen ist. Nicht nur umfaßt dieses Buch alle nur erdenklichen und normalerweise überhaupt erreichbaren Inseln Indonesiens, sondern auch die praktischen Angaben sind nicht wie in sonstigen Reiseführern nur vage Anhaltspunkte. Ich habe im vergangenen Jahr in Hotels gewohnt und in Restaurants gegessen, die Dalton empfiehlt, und keine Rupiah mehr bezahlt, als er angibt! Mir hat Rattim Barus, der "Bürgermeister" des Batakdorfes Barusjahe in Nord-Sumatra sein Dorf gezeigt, wie Bill Dalton es verspricht (S. 320f.), und ich kann bestätigen, daß man am Strand von Lowina bei sauberem Quartier mindestens noch 1979 für US \$1.50 am Tage als Tourist leben konnte.

Ich glaube Bill Dalton daher auch, daß man sich im Zakiah-Hotel in Bukittinggi wegen des darin lebenden Kleingetiers nicht in die an der Wand stehenden Sessel setzen soll (S. 288) und daß man bei einer Dschungelxkursion in Nord-Sumatra den Führer Tahir besser vermeidet, der "ein geschickter Dieb" ist (S. 300). Wenn Sie nach Labuhan Lombok auf der Insel Lombok kommen, mag es aus hygienischen Gründen tatsächlich am ratsamsten sein, auf der Bank eines Warung (eines "Schnellrestaurants") zu nächtigen, dessen Eigner mit seiner Frau unter dem Tisch schläft (S. 257). Und der alleinstehende Reisende lasse sich nicht mit den Mädchen von Kuta Beach ein; denn "they are lifting your pockets and stealing you blind" (S. 211).

Doch nicht nur diese höchst praktischen Ratschläge zeichnen das Buch aus. Wie Dalton auf gedrängtestem Raum den Borobudur, die Flora und Fauna, ethnologische Besonderheiten und den kulturellen Hintergrund der indonesischen Inseln in wenigen Sätzen darstellt, ist - wenn es denn so kurz sein muß - nicht zu übertreffen.

Gewiß kann man mehr ins Detail gehen und umfangreiche Spezialuntersuchungen zur Hand nehmen. In der Regel wird der am Zeitgeschehen teilhabende Leser vor allem Aufschluß über die neue Geschichte des Landes suchen, das er bereist.

Es ist bezeichnend für den begrenzten Markt deutschsprachiger

Asienliteratur, daß einer der besten Kenner der modernen indonesischen Geschichte in Deutschland, Professor an der Universität Kiel, sich entschlossen hat, seine Arbeit sogleich in englischer Sprache vorzulegen, nachdem die ausführlichste und vermutlich objektivste Biographie Sukarnos aus seiner Feder in deutscher Sprache nur geringen Widerhall gefunden hatte. Auf beide sehr empfehlenswerten Bücher sei hier nur hingewiesen:

BERNHARD DAHM, Sukarnos Kampf um Indonesiens Unabhängigkeit - Werdegang und Ideen eines asiatischen Nationalisten, Schriften des Instituts für Asienkunde Bd. XVIII (Frankfurt a.M.: Metzner) 1966, XVI, 295 S.

(Englischsprachige Ausgabe: Sukarno and the Struggle for Indonesian Independence (Ithaca: Cornell University Press) 1969, XVII, 374 S.)

DERS., History of Indonesia in the Twentieth Century (London: Pall Mall) 1971, XIII, 321 S. ISBN 0-269-02734-3

Auch einer der intimsten Kenner des heutigen Indonesien sah sich veranlaßt, seine übrigens auch indonesisch und japanisch erschienene Biographie des indonesischen Staatspräsidenten Suharto in englischer Sprache herauszubringen:

O. G. ROEDER, The Smiling General - President Soeharto of Indonesia

(Djakarta: Gunung Agung) 1969, 2nd revised edition 1970, X, 290 S.

Bei der Lektüre dieses mit vielen aufschlußreichen Details und Photos ausgestatteten Buches sollte der Leser Verständnis dafür aufbringen, daß die Sympathie, die der Autor einer Biographie in der Regel für seinen Gegenstand an den Tag legt, hier noch durch die Tatsache gefördert wird, daß Roeder im Gegensatz zu Dahm in Indonesien lebt.

Die unmittelbare Gegenwart Indonesiens ist beschrieben in der aus Anlaß der letztjährigen deutschen Industrieausstellung in Jakarta (INDOGERMA) gemeinsam vom Institut für Asienkunde und von der Deutsch-indonesischen Industrie- und Handelskammer herausgegebenen Broschüre

WIRTSCHAFTSPARTNER INDONESIEN

(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1979, 232 S. ISBN 3-921469-53-8

Nach einem Grundsatzartikel des früheren Botschafters der Bundesrepublik Deutschland in Indonesien, Günther Schödel, stellen O. G. Roeder die geographischen, gesellschaftlichen und staatlichen Grundlagen des heutigen Indonesien, der indonesische Minister Emil Salim die Wirtschaftsordnung und der Geschäftsführer der Deutsch-indonesischen Industrie- und Handelskammer, Jörg Willecke, die gesamtwirtschaftliche Entwicklung dar. Es folgen Beiträge über die einzelnen Wirtschaftssektoren, die in erster Linie eine Handhabe bieten, um Indonesien als Wirtschaftspartner für die Bundesrepublik Deutschland beurteilen zu können. Der am indonesischen Markt interessierte Geschäftsmann findet schließlich praktische Hinweise für sein Indonesien-Geschäft - handele es sich nun um den Warenverkehr oder die Investition. Eine Darstellung der bilateralen Wirtschaftsbeziehungen zwischen Indonesien und der Bundesrepublik Deutschland und eine Liste nützlicher Anschriften beschließen diese handliche Broschüre, die auch dem Touristen, der nicht nur an Tempeln, Tänzen und Holzschnitzereien interessiert ist, das Verständnis zum heutigen Indonesien als einem Element der Weltwirtschaft erleichtert.

B. G.

7. Juli 1980

SÜD-KOREA

Das für einen Urlauber aus Japan nächstgelegene Reiseland ist die Republik Korea, auch "Süd-Korea" genannt, ein Land, das trotz der Kriegslawine, die zweimal darüber hinwegrollte, Schönheiten bewahrt hat, die es rechtfertigen, einen Urlaub dort zu verleben. Was mich bei mehreren Reisen nach Korea immer wieder erstaunt hat, ist das starke Selbstbewußtsein der koreanischen Bevölkerung, das sich dem kulturell interessierten Reisenden in den unverwechselbaren Äußerungen des künstlerischen und auch täglichen Lebens des koreanischen Volkes manifestiert. Wenn man bedenkt, daß Korea jahrhundertlang unter chinesischem Einfluß gestanden hat und daß seit Errichtung der japanischen Kolonialherrschaft im Jahre 1910 alle Äußerungen eines eigenen koreanischen Kulturlebens einschließlich der Sprache rücksichtslos unterdrückt wurden, dann überrascht um so mehr, daß man auf einer Korea-Reise einer Baukunst, einer Tracht und einer Küche begegnet, die weder chinesisch noch japanisch sind. Mögen auch die Kungok-Gräber bei Seoul wie eine Miniaturausgabe der Ming-Gräber bei Peking erscheinen oder mag einen der japanischsprachige Dialog bei der Frage nach dem rechten Weg im Landesinneren an eine ähnliche Debatte im japanischen Inaka erinnern: Das Land, das als Brücke des Stromes chinesischer Kultur nach Japan diente, bewahrt bis heute seine Individualität.

Wer eine Reise in dieses faszinierende Land plant, dem stehen zwei neuere Reiseführer zur Verfügung:

DOROTHY H. and WILLIAM D. MIDDLETON, *Some Korean Journeys*
(Seoul: Royal Asiatic Society, Korea Branch) 1975, 312 S.

EDWARD B. ADAMS, *Korea Guide*
(Seoul: International Tourist Publishing Company) 2nd. Edition, 1977, XXII, 405 S.

Beide mit guten Photos reichlich ausgestatteten Führer haben recht unterschiedlichen Charakter und sollten wohl nebeneinander benutzt

werden. Der Führer des Ehepaares Middleton richtet sich an den unternehmungslustigen Reisenden, der es beispielsweise wagt, sich einen Wagen zu mieten und damit auf eigene Faust im Lande herumzufahren. Ihm weisen die Autoren den Weg zu den schönsten Plätzen Süd-Koreas. Er erfährt, vor welcher Brücke er in den Sandweg nach rechts einbiegen und an welcher Ausfahrt er die Autobahn verlassen muß. Besonders nützlich sind dabei die den Ortsnamen beigefügten Hangul-Zeichen; denn auf dem Lande finden sich kaum Hinweise in lateinischer Schrift.

Von allen dargestellten Plätzen erfahren wir historische Details, und auch über Unterkünfte und Spezialitäten der Küche lassen die Autoren den Leser nicht im unklaren. An Hand einer kleinen Bibliographie kann man sich zum weiteren Studium des Landes und seiner Kultur weitere Literatur beschaffen.

Der Korea Guide von E. B. Adams entspricht eher dem normalen Reiseführer. Wir finden zunächst allgemeine Ausführungen über Geschichte, Geographie, Tiere und Pflanzen, Wirtschaft und Politik des Landes und werden dann in die Sehenswürdigkeiten Seouls und der anderen wichtigen Touristenzentren eingeführt.

Der am Buddhismus in Ost-Asien interessierte Leser wird den speziell dem koreanischen Buddhismus und seiner wichtigsten Tempel gewidmeten Teil dieses Führers begrüßen.

Ein "Cultural Allurement" überschriebener Abschnitt stellt ein kleines kulturelles Handbuch Koreas dar. Hier findet der Leser Aufklärung über Erscheinungen des koreanischen Lebens, denen er auf Schritt und Tritt begegnen wird. Angefangen vom Schamanismus über eine Aufzählung wichtiger Feste und Feiertage, Tanz, Kleidung, Keramik, Seide und die koreanische Schrift, hin zu den bedeutendsten koreanischen Erfindungen (immer wieder: bewegliche Lettern 200 Jahre vor Gutenberg, die erste Enzyklopädie von 112 Bänden 300 Jahre vor der Französischen und das erste Panzerschiff der Welt von 1592), zu den koreanischen Sportarten, der koreanischen Küche und den weltweit bekannten Begriffen Kimchi, Kisaeng und Ginseng kann der Leser die Aufklärung finden, die ihm das Verständnis auf seiner Reise erleichtern wird.

In einem Anhang gibt der Autor praktische Hinweise und eine Aufzählung von Hotels und Restaurants, die angesichts der raschen Entwicklung des Landes allerdings immer wieder überprüft werden sollten.

Wem die Ausführungen über die koreanische Wirtschaft in diesem

Führer nicht ausreichen und wer eine aktuellere Darstellung wünscht - und das wird die Mehrzahl der Reisenden aus Japan sein, das zunehmend die koreanische Konkurrenz im Lande selbst und auf dem Weltmarkt spürt - der sei hingewiesen auf

MAX ELI, Wirtschaftliche Entwicklungsperspektiven der Republik Korea, "Mitteilungen des Instituts für Asienkunde" Bd. 109

(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1980, 180 S. ISBN 3-921469-64-3

Der Autor, der manchem Leser in Tokyo noch als früherer BfA-Korrespondent und auch als Autor der in jeder Hinsicht gewichtigen Studie über die Sōgō Shōsha (Düsseldorf: Econ 1977) bekannt sein wird, versteht es, auf gedrängtem Raum das koreanische Wirtschaftswunder lebendig zu machen.

Einem kurzen wirtschaftsgeschichtlichen Überblick und einem internationalen Vergleich des koreanischen Wirtschaftswachstums folgt eine Darstellung der Wirtschaftspolitik und der spezifischen Art der koreanischen Wirtschaftslenkung, bei der die wohl zutreffende Feststellung des Autors wichtig ist, daß sich in den Grundlinien der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes auch nach der Ermordung Park Chung-hees kaum etwas ändern wird.

Die folgende Darstellung der einzelnen Wirtschaftssektoren ist recht eindrucksvoll. Wenn wir im Nachbarland Japan auch wissen, wie erfolgreich Korea rein quantitativ gewesen ist, so muß man sich doch klarmachen, daß die Entwicklungsziele, die die Planer gesetzt haben, Korea bis in die Mitte der 80er Jahre in der Stahlerzeugung an die 10. Stelle, im Kraftfahrzeugbau an die 9. Stelle, im Schiffbau und in der Elektronikindustrie jeweils an die 5. Stelle und in der Textilindustrie an die 1. Stelle der Weltrangliste bringen sollen.

Ebenfalls für die Leser in Japan verdient besonderes Interesse, daß die koreanische Regierung bei ihren Entwicklungsbemühungen ganz bewußt das Modell der japanischen Generalhandelshäuser und ihrer Verbundgruppen verwendet hat. Der Erfolg, den man damit erzielte, legt die Frage nahe, wie weit diese typisch japanische Organisationsform, die ja auch eine Mentalitätsfrage ist, auch auf andere Entwicklungsländer anwendbar wäre.

Eli verschweigt nicht, daß die Entwicklung auch ihre Probleme aufweist, die sich vor allem im Schiffbau, in der zunehmenden

Schwierigkeit der Energieversorgung zu tragbaren Preisen und in den Vorbehalten der koreanischen Handelspartner gegen die Exporte des Landes bei starker Exportabhängigkeit (rd. 35%) äußern. Daß auch Korea im letztgenannten Zusammenhang bereits an die Verlegung von Produktion ins Ausland denken muß (Elektronik in die USA), zeigt den fortgeschrittenen Stand der Wirtschaft.

Ein weiteres Problem ist die starke außenwirtschaftliche Abhängigkeit Koreas von zwei Ländern, den USA und Japan. Eli hat recht, wenn er verschiedentlich gerade in diesem Zusammenhang auf das Interesse Koreas an weiterer Diversifizierung einerseits und auf die bislang erkennbare Zurückhaltung der deutschen Wirtschaft andererseits hinweist. (Daß beispielsweise erst in diesem Jahre die Frage der Errichtung einer deutschen Handelskammer in Süd-Korea in ein ernsthaftes Stadium tritt, mag für diese Zurückhaltung ein Indiz sein.)

Wie für viele "Schwellenländer" ist auch die Zukunft Koreas angesichts der heutigen Weltwirtschaftslage in ein gewisses Dunkel gehüllt. Daß es mit der bisherigen Wirtschaftspolitik aber gelungen ist, in kürzester Zeit im Kreise der asiatischen Entwicklungsländer in die Gipfelgruppe des Volkseinkommens vorzustoßen, sollten vor allem jene Kritiker bedenken, die allzu gerne ihre Sorge um die Menschenrechte dort in den Vordergrund stellen, wo es am einfachsten ist, Informationen zu erhalten, aber verschämt dort schweigen, wo eine ideologisch fundierte Verachtung von Menschenrechten einhergeht mit fortwährendem ökonomischem Mißerfolg.

Wer über die allgemeinen Informationen, die der Autor über die koreanische Wirtschaft liefert, noch weiter in den Fragenkomplex einsteigen will, findet eine Fülle statistischer Daten sowie noch ergänzende Angaben für den Außenhändler, dem auch der Überblick über die wichtigsten Firmengruppen Süd-Koreas im Anhang nützlich sein wird.

B. G.

3. September 1980

EINIGE JAPAN-NACHSCHLAGEWERKE

Jeder, der sich für längere Zeit in Japan einrichtet, wird bald feststellen, daß die Lektüre allein des "Shogun" nicht ausreicht, um sich dem Verständnis unseres Gastlandes anzunähern. Man wird ergänzende Literatur zur Hand nehmen müssen, unter der sich ganz gewiß auch der eine oder andere Japanführer und dieses oder jenes Handbuch befinden werden.

Sehr nützlich für den ersten Überblick ist das handliche Kartenwerk

MANFRED HERGT und GÜNTER KETTERMANN, dtv-Perthes-Weltatlas, Bd. 13: Japan (mit 21 farbigen Karten)
(Darmstadt: dtv-Perthes) 1980, 48 S. ISBN 3-423-03211-1.

Es ist meisterhaft, welche Informationsfülle in den schmalen Bändchen dieser Reihe aufgehäuft ist, aus der auch die Nummern 2 (Indien), 4 (China) und 10 (Südostasien) dem Asienreisenden empfohlen seien. Jede Karte ist mit einem knappen Text versehen, der die Informationen liefert, die eigentlich das mindeste darstellen, was jeder Gaijin über sein Gastland wissen sollte, und die kaum sonstwo in derart komprimierter Form vorliegen.

Beschrieben werden Landschaft und Relief, Klima, Vegetation und Landnutzung mit Spezialkarten über Reisanbau, Fischerei und Rohstoff- sowie Energieversorgung, Handel und Industrie, Verkehr und Stadtentwicklung und die Bevölkerungsentwicklung. Eine Karte erläutert die Kulturgeschichte vom Yamato-Reich bis zur Eingliederung Hokkaidos, eine andere beschreibt, ausgehend von der "Großostasiatischen Wohlstandssphäre" und der größten Machtausdehnung Japans im Jahre 1942, die außenpolitische Orientierung nach 1945.

Die Angaben sind durchweg verlässlich, wenn auch die statistischen Daten in der Regel aus den Jahren 1976 bis 1978 stammen und ein wenig überholt sein mögen. Dafür hat man sich an anderer Stelle schon auf die Zukunft eingestellt. Denn die Brückenverbindung nach Shikoku und

der Tunnel nach Hokkaido werden bereits als vorhanden beschrieben (S. 37).

Erfreulich ist es festzustellen, daß man sich offenbar nun auch in Deutschland langsam dazu bequemt, sich in der Schreibweise japanischer Namen des Hepburn-Systems zu bedienen. Aber schwerzufallen scheint dies immer noch; liest man doch auf einer Karte in der Japan-See Tsushima-Strom (nicht Isushima!) und auf der Pazifik-Seite Kuro-Schio und Oya-Schio. Und Tokyo wird treu deutsch Tokio umschrieben, obwohl man dasselbe Kanji im Namen Kyotos "richtig" transkribiert. Warum kann man das Manuskript eines solchen Werkes nicht noch einmal korrigieren und vereinheitlichen lassen? Dann wäre vielleicht auch der eine oder andere kleinere Druckfehler vermieden worden (z. B. Kei-Lin statt richtig Kei-Hin, S. 39).

Diese Einwände mindern jedoch den Wert dieses kleinen Atlas in keiner Weise, der auf Seite 48 dem Leser noch zusätzlich weiterführende Literatur nennt.

Der am wirtschaftlichen Geschehen Interessierte wird nach einer laufenden Information über die Entwicklung der japanischen Volkswirtschaft suchen. Diese wird in einer Fülle von speziellen Handbüchern und Statistiken vermittelt. Am handlichsten und für den generellen Überblick ausreichend ist

The Oriental Economist's JAPAN ECONOMIC YEARBOOK
(Tokyo: The Oriental Economist).

Wie der Name sagt, erscheint dieses Handbuch jährlich und zwar jeweils im August. Mir liegt die Ausgabe 1979/80 vor (334 S. ¥ 4.800).

Jeder Band enthält zunächst eine detaillierte Chronologie der wirtschaftlichen Entwicklung und der wirtschaftspolitischen Entscheidungen über den Zeitraum seit Erscheinen des vorherigen Bandes. Es folgt sodann der Hauptteil, eine mit Statistiken und Graphiken illustrierte Darstellung der verschiedenen Wirtschaftssektoren und Industriezweige und ihrer Position im Rahmen der Gesamtwirtschaft während des Berichtszeitraumes. Wer das Jahrbuch regelmäßig bezieht, kann möglicherweise Vergnügen daran finden festzustellen, ob die jeweils versuchten Prognosen im nächsten Jahrbuch bestätigt werden. So ist im vorliegenden Buch noch nicht erkennbar, zu welchen Konsequenzen die Erfolge der japanischen Automobilhersteller auf dem

amerikanischen Markt inzwischen geführt haben; denn hier heißt es noch sehr selbstbewußt:

"Japanese compacts and subcompacts are continuing to enjoy strong popularity in the U. S. markets for their fuel-economy nature. Although America's "Big Three" have embarked upon serious production of compacts because of fuel reasons, Japanese vehicles are putting up more than an even fight with their American rivals because of their superior quality." (S. 133)

Es schließt sich ein statistischer Teil an, der nicht nur die Angaben über die Ergebnisse der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung, der Produktion oder des Bankensektors, sondern auch interessante Zahlen zum Freizeitsektor, zur Gewerkschaftsorganisation, über die japanischen Löhne und über die Wahlergebnisse enthält.

Schließlich werden die bedeutendsten japanischen Unternehmungen, geordnet nach Branchen, mit Gründungsjahr, Anschrift, Namen des Präsidenten, Kapital, Bankverbindung und Hauptezeugnissen sowie ihren Geschäftsergebnissen dargestellt - eine unentbehrliche Information für den Geschäftsmann, der den allerersten Kontakt sucht.

Während er jedoch seinen Geschäften nachgeht, sollte er an die Familie denken, die ihre Zeit sicherlich in anderer Weise verbringen möchte. Eine Möglichkeit dazu bietet der Besuch eines der zahlreichen Museen des Landes. Eine erste Orientierungshilfe bietet hier

LAURANCE P. ROBERTS, Roberts' Guide to Japanese Museums
(Tokyo: Kodansha) 1978, 348 S. ISBN 0-87011-351-8

Nach kurzen Übersichten über die kunsthistorischen Epochen Japans, Koreas und Chinas folgen Kurzbeschreibungen von 355 Museen in allen Teilen Japans. Diese Beschreibungen bestehen aus dem Namen des Museums und seiner Anschrift (jeweils auch in Kanji), der Telefonnummer, dem Namen des Direktors, den Öffnungszeiten, der Eintrittsgebühr. Es wird der Weg beschrieben, um das jeweilige Museum zu erreichen, und es folgt dann eine stichwortartige Beschreibung dessen, was dort zu sehen ist. Schließlich folgt ein Kommentar über die Qualität, der durchaus auch kritische Anmerkungen enthält (z. B. "An air of sad neglect hangs over the whole building" S. 97). Soweit es englischsprachige Kataloge und Pamphlete gibt, ist dies erwähnt.

Ein Glossar kunsthistorischer Ausdrücke in Japanisch, das auch

wichtige Künstlernamen enthält, sowie ein Index der Museen, der Sachgebiete und der Präfekturen (wichtig, wenn Sie eine Reise planen) beschließen den Band.

Eine so wichtige Hilfe dieses Handbuch darstellt:

Es wäre falsch, wollten Sie annehmen, daß sich die japanische Museenlandschaft darin erschöpft. Japan ist gerade in neuester Zeit ein Land mit einer sehr lebendigen Museumskultur. Es könnte durchaus sein, daß Sie in unmittelbarer Nähe Ihres Hauses ein vom Ku betriebenes Museum finden, das auch der Autor dieses Führers nicht kennt. Einzelne Künstler haben eigene Museen geschaffen, die man oft durch Zufall auf dem Sonntagsausflug findet. (Merken Sie sich dafür auf alle Fälle die Kanji für das Wort "Hakubutsukan" = Museum: 博物館 und "Bijutsukan" = Kunstgalerie: 美術館. die sich häufig auf unscheinbaren Wegweisern finden!). Und jeder japanische Ken dürfte eigene Listen seiner interessanten Sammlungen haben, die in den wenigsten Fällen von Roberts erfaßt sind. Auch entstehen immer wieder überall in Japan moderne Museumsbauten, oft von Wirtschaftsunternehmungen errichtet. Wenn Sie daher den Besuch japanischer Museen systematisieren wollen, sollten Sie mit dem Roberts immer ein Notizbuch bei sich tragen, um die neuen Entdeckungen festzuhalten. Aber sicherlich werden auch Sie finden, daß dieser Museumsführer eine gute Basis für Ihre Exkursionen darstellt.

Auf Tokyo und mit einigen kurzen Hinweisen auf die Nachbarpräfekturen beschränkt sich der handliche Führer

TÖKYŌ no HAKUBUTSUKAN

(Tōkyō: Tōkyōto Hakubutsukan Kyōgikai) 1975, 239 S.

Auch in diesem Führer finden Sie die 100 für Tokyo aufgeführten Museen mit ihrer Anschrift, einem kleinen Chizu und einer auf das notwendigste konzentrierten englischsprachigen Beschreibung. Der japanischsprachige Text ist ausführlicher und enthält auch Angaben über Öffnungszeiten (leicht zu lesen), Eintrittsgeld und Publikationen. Über den Führer von Roberts hinausgehend, finden Sie auch Aquarien sowie botanische, zoologische und technische Ausstellungen.

B. G.

8. Oktober 1980

SORGEN MIT SORGE

Jeder Deutsche, der in Japan lebt, wird früher oder später mit Richard Sorge konfrontiert. Auch ich begegnete ihm erneut, als mir freundliche Gäste ein Buch schenkten, das ich weder besaß, noch bis dato gelesen hatte:

HANS-OTTO MEISSNER, Der Fall Sorge. Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage

(München: Heyne Buch Nr. 5386) 3. Aufl. 1979, 335 S. ISBN 3-453-00779-4

Um es gleich vorweg zu nehmen: Sie brauchen sich dieses Buch nicht zu kaufen, wenn Sie wissen wollen, wie es wirklich war. Vermutlich gehörte der Autor zu dem kleinen Kreis deutscher Bürger in Tokyo, die Richard Sorge täglich sahen, ging dieser doch in der Botschaft des Deutschen Reiches ein und aus. Und Hans-Otto Meissner war in dieser Botschaft Legationsrat, Protokollchef und Referent des Botschafters, der sein volles Vertrauen Richard Sorge schenkte.

So spannend das Buch erzählt ist, so wirklichkeitsfern bleibt es aber letzten Endes dem Leser, der sich mit jenen Jahren in Japan näher beschäftigt hat. Vor allem versteht es Meissner nicht, die Motive zu erklären, die Sorge geleitet haben, für die kommunistische Welt (die Sowjetunion? die Komintern? - damals eine sehr entscheidende Frage!) zu arbeiten. Sein Richard Sorge ist so unwirklich wie James Bond und sicherlich ebenso interessant. Aber ihn als rein machtbesessenen Abenteuerer hinzustellen, beweist, daß auch Meissner Sorge nicht gekannt hat, zeigt, wie es möglich war, daß er das Vertrauen des deutschen Botschafters besaß.

Richard Sorge, 1895 in Baku geboren, war Kommunist; er war der Enkel eines Mitarbeiters von Karl Marx, der zwei Jahre lang Generalsekretär der Ersten Internationale war, und Sohn einer russischen Mutter. Sorge wußte seit dem Ende des 1. Weltkrieges, wohin er gehörte. Und die Entlastung der russischen Westfront im 2. Weltkrieg durch jene entscheidende Meldung, daß Japan die Sowjetunion nicht

angreifen werde, was Stalin die Herbeiführung frischer Truppen von der mandschurischen Front nach Moskau ermöglichte, war für Sorge das Ziel seiner Arbeit.

Der richtige Sorge hätte nie zu seiner Freundin sagen können, daß er den Krieg entscheiden werde, weil sein "Hunger nach Macht unersättlich" sei. "Ich will herrschen, will die Welt meine Macht spüren lassen. . . Wenn die Lage in Rußland umgekehrt wäre, wenn die Russen vorstürmten und die Deutschen fluchtartig zurückgingen - na, dann wär's eben anders. Dann müßte ich das Steuer in entgegengesetzter Richtung herumwerfen und die Deutschen siegen lassen. Nur deshalb, damit die Welt meine Faust spürt" (S. 167).

Eben nicht! Aber Meissners Sorge ist auch nicht der wahre Sorge. Meissners Sorge taucht plötzlich auf und hat keine Vergangenheit. Er spricht mit Menschen, die es nie gegeben hat, und die Dialoge sind so erfunden wie die, die der Autor Clavell seinem Shogun und dem Captain Blackthorne in den Mund legt.

Das Buch wird als "Tatsachenbericht" ausgegeben. Dies ist glatte Irreführung. Jeder, der die Geschichte Sorges kennt, weiß, daß der unglückliche Botschafter, der auf Sorge hereinfiel, Ott hieß und nicht Tratt. Ein Tatsachenbericht? Der Hauptinformant Sorges auf japanischer Seite hieß weder Tanaka, noch war er persönlicher Referent des Reichskanzlers. Er beging auch nicht Seppuku, sondern wurde gehenkt. Tatsachenbericht?

In seinem Nachwort relativiert Meissner ein wenig, indem er sein Werk einen "Roman nach Tatsachen" nennt. Es kann natürlich sein, daß hier wieder einmal ein Autor Opfer der gelegentlichen Gewissenlosigkeit eines Verlegers geworden ist. Denn der "Tatsachenbericht" auf dem Umschlag klingt natürlich zugkräftiger. Aber dennoch verteidigt sich Meissner wegen seiner Namensänderungen. Man mag noch akzeptieren, wenn er sagt: "Warum sollte man mehrere Dutzend Damen, die heute ihr reifes Alter mit Würde tragen, des guten Rufes berauben, nur weil auch sie mit Richard Sorge vorübergehende Affären hatten" (S. 324). Man mag dies akzeptieren für einen "Roman nach Tatsachen". Was aber Meissner bewogen haben mag, in gleicher Weise Sorges Komplizen zu schützen, bleibt unverständlich. Warum wird aus dem kroatischen Mitarbeiter Branko de Voukelitsch bei Sorge der Serbe Brancowitsch, aus dem deutschen Funker Max Clausen der Pole Koslowski? Und warum wird aus dem SS-Schergen Joseph Meisinger, der von Walter Schellenberg, dem Chef

der Auslandsaufklärung im Reichssicherheitshauptamt der SS, nicht zuletzt zur Beobachtung Sorges an die deutsche Botschaft entsandt wurde, ein Polizeiattaché Bogner? Welchen Anlaß hat Meissner, diesen Mann zu schützen, der als "Schlächter von Warschau" bekannt war?

Alles in allem: Eine Spionagegeschichte, die Fleming oder Le Carre besser erzählt hätten.

Wie aber soll man sich ein klareres Bild von Sorge machen? Ich empfehle dafür die folgende Arbeit, die den Sorge-Kreis in historischer Perspektive sieht, allen sensationellen Brimboriums und vor allem der für viele Autoren bei Sorge wohl obligatorischen Liebesgeschichten entbehrt und dem an weltpolitischen Zusammenhängen interessierten Leser das Drama nahebringt, dessen Protagonist Sorge eigentlich gewesen ist:

CHALMERS JOHNSON, An Instance of Treason - Ozaki
Hotsumi and the Sorge Spy Ring
(Tokyo: Tuttle) reprint 1977, 278 S. ISBN 0223-000403-4615

Dieses Buch kreist um den wichtigsten Partner Richard Sorges auf japanischer Seite, dessen Meldungen und Analysen Sorge seinen Erfolg eigentlich zu verdanken hatte. In Taiwan aufgewachsen und später in Shanghai für die "Asahi Shimbun" tätig, war Ozaki schon frühzeitig Zeuge der japanischen Spielart imperialistischer Politik. Sein Ziel war es, China gegen den Imperialismus zu verteidigen. Und die einzige Kraft, die er als Verbündete damals sah, war der in der Komintern organisierte internationale Kommunismus.

Ozaki, der 1925 nach Shanghai ging, baute damals seine ersten Kontakte zur kommunistischen Bewegung auf, wobei der deutsche "Zeitgeist"-Buchladen mit seiner linken Literatur eine große Rolle spielte. Hier traf Ozaki Agnes Smedley, die für die "Frankfurter Zeitung" arbeitete und die ihn 1930 mit Richard Sorge bekanntmachte.

Johnson zeichnet auch den Lebensweg Sorges nach, der nach seinem Eintritt in die KPD einige Zeit für die Komintern arbeitete (und für einen Komintern-Agenten hielt auch Ozaki seinen Freund bis zur Verhaftung). Später jedoch wurde Sorge der Aufklärung der Roten Armee unterstellt, für die er dann seine Meldungen erstattete.

Sorge weilte 1932 wieder in Moskau und reiste 1933 nach Japan, ausgestattet mit einer hervorragenden Tarnung: Korrespondent der

“Frankfurter Zeitung”, der “Täglichen Rundschau” und der “Berliner Börsenzeitung” sowie des Amsterdamer “Handelsblad”; die “Zeitschrift für Geopolitik” war ebenfalls Auftraggeber Sorges; ein schneller Eintritt in die NSDAP nach der “Machtergreifung” ersparte Nachforschungen über seine Person (eine erstaunliche Unterlassungssünde der damaligen Machthaber) und verschaffte ihm beste Empfehlungsschreiben für Tokyo.

Auch die Mitarbeiter Sorges waren so gut ausgestattet, daß man schließlich sogar finanziell unabhängig wurde, wozu vor allem der Funker Clausen mit seiner “M. Clausen Shokai” und der Lieferung strategischer Güter an die japanische Rüstungsindustrie beitrug.

Inzwischen hatte sich Ozaki zu einem der in Japan angesehensten China-Experten entwickelt. Sein Rat und seine Analysen waren so gesucht, daß man ihm die darin enthaltene Kritik an der japanischen Politik nachsah und ihn vielmehr als einen Patrioten besonderer Art anerkannte. Zu den zahlreichen Glücksfällen, die Sorges Arbeit zum Erfolg führten, gehört der Zugang, den Ozaki in verschiedene Zirkel um den japanischen Ministerpräsidenten erhielt. Durch den Rücktritt des Fürsten Konoye waren seine Informationskanäle nur vorübergehend verschüttet. Seine Ernennung zum Berater der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft gab ihm und seinem eigenen Kreis dann den besten Einblick in die Geschehnisse in der Mandschurei, die für die sowjetische Kriegspolitik so entscheidend waren.

Gerade aus Johnson's Buch wird deutlich, daß der Sorge-Kreis nicht aus Agenten bestand, die nach persönlichem Gewinn strebten. Es waren einzig die ideologischen Überzeugungen, die - bei Ozaki gewiß auch von seinem Japanertum beeinflußt - zu dem Verrat führten, den die Gerichte schließlich konstatierten. Und insofern ist dieses Buch nicht nur ein “Tatsachenbericht”, wie man ihn sich nur wünschen kann. Vielmehr macht es auch vieles von den geistigen Strömungen deutlich, denen sich die “Achsenmächte” gegenübersehen und die dem deutschen “Volksgenossen” im Kriege zumindest dann verschlossen waren, wenn er einzig auf die offizielle Propaganda angewiesen war.

Ein besonderer Aspekt, den Johnson ausführlich behandelt, ist die Position Ito Ritsu's, des mutmaßlichen Verräters Ozakis. Ito, der nach dem Kriege eine Führungsposition innerhalb der KPJ innehatte, wurde infolge seiner dubiosen Haltung in der Ozaki-Affäre mit zum Anlaß von Fraktionskämpfen innerhalb der Partei. Er verschwand später spurlos von der Bildfläche. Damit hat der Fall Sorge-Ozaki durchaus auch noch

auf die japanische Nachkriegspolitik eingewirkt. Er hat neue Aktualität gewonnen und offensichtlich auch die KPJ wieder beunruhigt, als Ende August 1980 Ito in einem chinesischen Krankenhaus als Patient wieder auftauchte und seine Absicht bekannt wurde, nach Japan zurückzukehren.

Nachdem ich die beiden vorstehenden Besprechungen niedergeschrieben hatte, fiel mir das nachstehende Taschenbuch in die Hand, das ich zwar schon gesehen hatte, bisher aber für die englische Übersetzung des eingangs erwähnten Buches von Meissner hielt:

HANS-OTTO MEISSNER, *The Man with Tree Faces*
(Tokyo: Tuttle) 1976, XIV, 243 S. ISBN 0221-000411-4615

Tatsächlich ist dies ein ganz anderes Buch, nach dessen Lektüre ich fragen muß, ob Meissner seine deutschen Leser für so unmündig hält, daß er ihnen eine Phantasiegestalt vorsetzt, obwohl er es besser weiß. Denn in diesem Buch stimmen sowohl die Namen als auch die äußeren Abläufe mit den Tatsachen überein. Man kann Meissner auch nicht damit entschuldigen, daß er im Laufe der Zeit vielleicht zu der Einsicht gekommen wäre, daß dem interessierten Leser letzten Endes nur mit der historisch getreuen Darstellung geholfen ist. Denn dieses englischsprachige Buch erschien erstmals 1955, während sich Meissner noch 1974 in seinem Nachwort zu dem “Roman nach Tatsachen” zu seiner Verschleierungsmethode für den deutschen Leser bekennt.

Meissners Methode mag etwas subtiler sein als die der “Publikumsbeschimpfung” von Peter Handke. Wer aber als Leser von seinem Autor nicht als ein dummer Junge behandelt, sondern als interessiert und verständig angesehen werden möchte, der sollte Meissner vergessen.

B. G.

4. November 1980

HIROAKI KOBAYASHI, Wirtschaftsmacht Japan -
Strukturen und Organisationen
(Köln: Deutscher Instituts-Verlag) 1980, 142 S. ISBN 3-88054-343-7

“Japan - ein Buch mit sieben Siegeln? Nicht mehr nach der Lektüre dieses Buches.” Hier spricht wieder einmal ein umsatzinteressierter Verleger ein großes Wort gelassen aus. Wenn man sich beispielsweise noch an den China-Thriller des Physikers Wilhelm Fucks erinnert, so entwickelte dieser seine “Formeln zur Macht” 1965 auf der Basis der Stahl- und Energieerzeugung und der Bevölkerungszahl. Andere, zu denen der Japan-Prophet Hermann Kahn gehört, arbeiten mit dem Bruttosozialprodukt. Alles dies findet bei Kobayashi keine Erklärung, so daß für den Leser, der sich auf den Umschlagtext verläßt (der gewiß nicht von Kobayashi stammt), dennoch viele Fragen offenbleiben müssen.

Tatsächlich wird der Inhalt dieses Buches im Untertitel wiedergegeben, und dieser verspricht keineswegs zuviel. Unter den Japan-Büchern, die ich kenne und die sich mit den für die wirtschaftliche Entwicklung relevanten Gesellschaftsstrukturen befassen, befindet sich keines, dem es in dieser Kürze gelingt, die wesentlichen Aspekte zu verdeutlichen. Ein Abend genügt, um dieses Buch durchzulesen, und Zeitmangel kann dabei keine Entschuldigung mehr sein, wenn der an wirtschaftlichen Zusammenhängen interessierte Mitbürger künftig nicht mehr informiert ist über die Grundtatsachen der japanischen Wirtschaftsgesellschaft.

Hiroaki Kobayashi, Professor an der Tokyoter Sophia Universität, informiert über die Gruppenstruktur der japanischen Gesellschaft und ihren Einfluß auf die Unternehmung. Die legendäre lebenslängliche Beschäftigung und die Unternehmensfamilie wird prägnant und ohne wissenschaftlichen Schwulst dargestellt. Dabei verheimlicht der Verfasser nicht, daß dieses System beileibe nicht alle Arbeitnehmer erfaßt und daß durch moderne Gesellschaftsströmungen manche überkommene Struktur in Frage gestellt erscheint.

Andererseits wird jedoch gerade in diesem Buch eines japanischen Autors deutlich, daß “der Japaner” in diesem System durchaus noch Geborgenheit findet und offensichtlich nicht des Mitleids oder der Solidarität der westlichen Gewerkschaften bedarf. Eine von diesen

erhoffte Änderung im Sinne eines Abbaus der ökonomischen Effizienz, wie sie unsere Gewerkschaften betreiben, ist daher vorerst nicht in Sicht.

Mit einer für den in Japan tätigen Geschäftsmann sehr nützlichen Darstellung der wichtigsten Unternehmer- und Gewerkschaftsverbände endet dieses Taschenbuch, das eigentlich auf keinem deutschen Schreibtisch in Japan fehlen sollte.

B. G.

4. November 1980

WAS WURDE AUS CHINAS WIRTSCHAFT?

Die Historiker sind um ihren Forschungsgegenstand zu beneiden. Dieser liegt in der Vergangenheit, und sie können sich eine Periode auswählen, die sie zu untersuchen wünschen. Dabei mögen die zeitlichen Daten allgemein akzeptiert sein. Es mag aber auch der Fall eintreten, daß der Forscher seine eigene Datierung in die Wissenschaft einbringt. Wie auch immer: Der Historiker ist nicht gezwungen, sich auf Prognosen einzulassen; sein Forschungsgegenstand kann sich nicht mehr verändern.

Der Gegenwartsforscher ist da schlechter gestellt. Ihm fließt sein Gegenstand unter der Feder weg. Will er seine Forschungsergebnisse vorlegen, so muß er seinen Schlußpunkt mehr oder weniger willkürlich setzen, und schon sein Rezensent darf sich ungestraft darüber wundern, wie der Autor übersehen konnte, daß diese oder jene Entwicklung eintreten werde - oder auch nicht!

Ein Gegenstand gar, der weitgehend unzugänglich ist, ist wissenschaftlich nur mit einer Eigenschaft in den Griff zu bekommen, die man gemeinhin vergißt, wenn man Überlegungen über akademische Qualifikation anstellt. Diese Eigenschaft ist einfach Mut. Einen solchen Gegenstand stellt die wirtschaftliche Entwicklung der Volksrepublik China dar. Unter diesem Titel habe ich selbst einmal versucht, Ordnung in das chinesische Gewölk zu bringen (Stuttgart: Gustav Fischer 1960). Und einem Flug durch unendliche Wolkenfelder ohne Navigationsgerät, sondern mit nur gelegentlichem Durchblicken gleicht das Studium dieses Objektes. Um so nötiger sind für den, der sich auf diesen Flug begibt, gelegentliche Zwischenlandungen, die der Sammlung und Neubewertung des zurückgelegten Weges und der Orientierung über den erreichten Stand dienen. Zu einer solchen angesichts der Aktualität des China-Themas längst überfälligen Zwischenlandung hat sich Willy Kraus, Ordinarius für ostasiatische Wirtschaft an der Ruhr-Universität Bochum, entschlossen:

WILLY KRAUS, Wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel in der Volksrepublik China (Berlin, Heidelberg, New York: Springer Verlag) 1979, XXI, 738 S. ISBN 3-540-09431-8

Eine Gesamtdarstellung wie diese, die der Orientierung und vor allem dem Leser dienen soll, der nicht täglich die Wirtschaftsmeldungen aus der Volksrepublik China verfolgt, muß immer wieder den Anfang der Entwicklung einbeziehen. Und so beginnt auch Kraus mit der Gründung der Volksrepublik China im Jahre 1949. Er gliedert sein Werk in die offiziellen Entwicklungsepochen; die Wiederaufbauphase 1949-1952; den 1. Fünfjahrplan 1953-1957; den 2. Fünfjahrplan, in den der "Große Sprung" fiel, und die anschließende Konsolidierungsphase 1958-1962-1965; den 3. Fünfjahrplan 1966-1970, der die "Kulturrevolution" einschloß; und den 4. Fünfjahrplan 1971-1975; und er schließt mit einem Überblick, der bis zur 2. Tagung des V. Nationalen Volkskongresses (18.6.-1.7. 1979) reicht.

Man kann darüber streiten, ob diese Periodisierung sinnvoll ist, haben sich doch nicht einmal die Chinesen daran gehalten: Der 2. Fünfjahrplan wurde vom "Großen Sprung" 1959/60 abgelöst, und ob es jemals einen 3. Fünfjahrplan gegeben hat, kann auch Kraus nicht schlüssig beweisen. Ereignisse wie der "Große Sprung" oder die "Kulturrevolution" griffen über die Planperioden hinweg und reichten weit in die nachfolgenden Jahre hinein.

Kraus bewältigt dieses Problem, indem er seinen Kapiteln einen sich wiederholenden Aufbau (Leitbilder und Grundkonzepte - Zielvorstellungen - Entwicklungspolitische Maßnahmen - Ergebnisse) gibt. Damit erhält auch der schnelle Leser die Möglichkeit, beispielsweise durch eine Lektüre nur der Abschnitte "Ergebnisse" ein vollständiges Bild der wirtschaftlichen Entwicklung zu gewinnen. Ohnehin ist ein solches Buch viel mehr ein Nachschlagewerk, das der an China interessierte Zeitgenosse ständig griffbereit haben sollte und in dem man je nach Fragestellung die Antwort sucht.

Wer das Buch jedoch durchliest, wird eine Fülle von Informationen und Anregungen finden, die ihn zu weiterem Nachdenken oder zu spezieller Lektüre ermuntern werden. Einige Beispiele dafür möchte ich hier vorstellen.

1. Kraus erinnert an die Interessen und die versuchte Einflußnahme der Sowjetunion in China (S. 33, 42) und die vergeblichen Versuche

der chinesischen Kommunisten in den vierziger Jahren, eine Kooperation mit den USA aufzubauen (S. 22f). Der Abzug der sowjetischen Experten mitsamt ihren Bauplänen im Jahre 1960 trug sehr wesentlich zum offenen Ausbruch der Spannungen zwischen Moskau und Peking bei, kann aber auch als eine Herausforderung an die chinesische Entwicklungspolitik bezeichnet werden, auf die diese in erstaunlich kurzer Zeit durch Einsatz der eigenen Kraft die Antwort fand (S. 221).

2. Für die Anwendung eigener Kraft dienten lange Jahre hindurch die Produktionsbrigade Dazhai und das Erdölfeld Daqing als Modelle. Kraus weist darauf hin (S. 255, 329). Er konnte die mittlerweile realistische Einschätzung und die "Absetzung" dieser Modelle nicht mehr berücksichtigen. Aber er stellt an verschiedenen Stellen die Bedeutung der dualistischen Wirtschaftsordnung für die wirtschaftliche Entwicklung heraus. Die gleichzeitige Entwicklung von Groß-, Mittel- und Kleinbetrieben (S. 247), das Heranführen großer Bevölkerungsmassen an die Grundbedingungen der industriellen Produktion weniger als produktive Leistung, sondern als Lernprozeß (S. 335), der Einsatz ländlicher Industrien als Zulieferer oder auch als Ausgleichsmechanismus für die Beschäftigung (S. 482) - all dies sind Elemente, bei denen ernsthaft die Übertragbarkeit auf andere Entwicklungsländer geprüft werden sollte.
3. Dieser Übertragbarkeit widmet Kraus einen gesonderten Abschnitt seines Buches (S. 467ff), wobei er mit Recht die Komplexität dieses Problems herausstellt. Weder "ideologische Gläubigkeit", noch Abstraktion von den spezifischen chinesischen Gegebenheiten (Mentalität, Klima, Rohstoffausstattung) helfen hier weiter, sondern nur objektives Studium und Beachtung der ökonomischen Gesetze - letzteres selbstverständlich auch in China selbst (vgl. a. S. 483).
4. Gerade diese ökonomischen Gesetze sind in China allzu häufig in den Wind geschlagen worden. Und hier kommt die Persönlichkeit Mao Zedong's ins Spiel, für deren Beurteilung Kraus neue Erkenntnisse nutzen konnte (vor allem Helmut Martin, Hrsg., Mao intern. München: Hanser 1974). So wissen wir heute, daß Mao in Fragen der Wirtschaftspolitik ein "absoluter Laie" war, der von Industrieplanung "nicht das Geringste" verstehe, wie er von sich selbst sagt (S. 210; Martin S. 137; ferner Kraus S. 485). Die Folgen kennen wir, und Kraus stellt sie deutlich genug heraus. Eine

Bewegung wie die Kulturrevolution beispielsweise war gewiß kein Instrument der Entwicklungspolitik, sondern ein letzter Versuch Maos, die Macht wiederzuerlangen, die man ihm nach den Fehlentscheidungen des "Großen Sprungs" beschnitten hatte (S. 289ff).

Gerade nach allem, was wir heute über die "Kulturrevolution" wissen, kann ich allerdings Kraus nicht folgen, wenn er die Alleinherrschaft der KPCh als "eine Periode des inneren und äußeren Friedens" bezeichnet - und selbst an derselben Stelle über "paramilitärisch ausgelegene blutige Auseinandersetzungen" spricht (S. 465) - oder wenn er meint, daß die Kulturrevolution die Massen "für schwungvolle Initiativen und Aktivitäten durch spontane Entwicklungsförderung" motiviert habe (S. 365). Eine Fahrt durch China läßt von "schwungvollen Initiativen" nicht viel spüren!

Viel eher stimme ich Kraus zu, wenn er herausstellt, daß Mao die Umwandlung der chinesischen Menschen letzten Endes nicht gelungen ist (S. 489f) - und gerade diese Tatsache macht ja eine Chinareise heute wieder so erträglich! Denn die Fremdenfeindlichkeit, die "Kulturrevolution" auch bedeutete (S. 493), gehört vorerst der Vergangenheit an.

Die negativen Folgen ideologisch bedingter Aufwallungen in China werden anhand der vielen Tabellen deutlich, die Kraus seinem Werke beigibt und die jeweils die neuesten bekanntgewordenen Daten enthalten. Wenn auch gerade diese Daten für meine Begriffe im Widerspruch zu Kraus' Meinung stehen, daß der Zeitraum von 1949 bis heute "als entwicklungspolitische Einheit aufgefaßt werden" könne (S. 453), so ist dies aber eine akademische Frage. Der positiven Gesamtschätzung dessen, was China - trotz Mao Zedong! - wirtschaftlich geleistet hat, ist zuzustimmen. Daß es Kraus möglich war, die Revision der in der Post-Mao-Euphorie zunächst aufgestellten Modernisierungsplanung noch anzudeuten, macht sein Buch um so wertvoller gerade für den Leser, der heute die Meldungen aus China verfolgt und insbesondere im Verhältnis unseres Gastlandes zu China feststellt, daß auch die Pragmatiker um Deng Xiaoping nicht an ökonomischen Gesetzmäßigkeiten und natürlichen Gegebenheiten (Erdöl!) vorbeiplanen können.

Die Betonung des Expertentums und einer soliden Schulausbildung, der Arbeitsdisziplin und die klare Zuweisung von Verantwortlichkeiten sind ermutigende Elemente der heutigen Politik (S. 499). Hoffentlich müssen wir in den Industrieländern nicht eines Tages auf dieses Vorbild

verweisen - wie in den Jahren der Studentenrevolte große Teile unserer Jugend bereits einmal das Heil in Maos roter Sonne wähten.

Das Buch von Kraus, in dem ich dem mit der chinesischen Geographie nicht vertrauten Leser noch die eine oder andere Landkarte gewünscht hätte, ist die vollständigste aktuelle Darstellung der chinesischen Wirtschaft, die im deutschen Sprachraum vorliegt, und sie wird es - aus den eingangs genannten Gründen - wohl auch geraume Zeit bleiben. Gerade der an Zeitfragen interessierte Mitbürger in Ostasien, der an China nicht vorbeischaun kann, sollte sich der Information bedienen, die Willy Kraus ihm aufbereitet hat.

B. G.

28. November 1980

GEORG ADOLF NARCISS, Hrsg.: Im fernen Osten -
Forscher und Entdecker in Tibet, China, Japan und
Korea 1689-1911

(Tübingen: Erdmann) 1978, 488 S. ISBN 3-7711-0304-5

“Ich habe auch schon die Läden der Stadt (Canton) durchwandert, die das Beste enthalten, was chinesische Kunst und Industrie hervorbringen können: Fundgruben von Porzellan, Lack, Elfenbein, Seide, Kuriositäten aller Art, bei deren Anblick das kauflustige Fremdenherz in gefährliche Entzückung gerät”. - In Japan wird das Straßenbild von “von der weiblichen Jugend getragenen Kleidungsstücken belebt”, aber in China “ergeht sich vor allem eine blaue Symphonie”. - Und daß man überall in Japan auf den Reisewegen so viele Menschen antrifft, ist teils zu erklären mit den “vielen Reisen, die sie (die Japaner) wider die Gewohnheit anderer Nationen anstellen”.

Dies haben nicht Reisende unserer Tage geschrieben. Vielmehr sind es Zitate aus dem Jahre 1863 von Joseph Maria von Radowitz, der mit Graf zu Eulenburg nach China ging (S. 130); aus dem Jahre 1911 von der deutschen Reisenden Maria von Bunsen (S. 179); und aus den Jahren 1681/82 von dem deutschen Arzt in niederländischen Diensten Engelbert Kaempfer (S. 380).

Natürlich sind nicht alle vom Herausgeber dieses in der Erdmann-Reihe “Alte abenteuerliche Reiseberichte” erschienenen Sammelwerks ausgewählten Zitate so “gegenwartsnah”. Um so interessanter ist es, aus unserer Kenntnis der durchwanderten Gebiete Vergleiche zu ziehen. Man kann nicht umhin, den Persönlichkeiten Bewunderung zu zollen, die teils als Pioniere in Ostasien Gebiete bereisten, von denen sie ihren Landsleuten die ersten verlässlichen und scharfsichtigen Aufzeichnungen geschenkt haben, aus denen auch wir noch Neues kennenlernen können.

Es sind aber nicht nur die reinen Sachbeschreibungen, die eine reizvolle Lektüre darstellen. Auch die Einstellung der Reisenden zu den von ihnen besuchten Ländern ist aufschlußreich für den Zeitgeist, der damals in Europa herrschte. Da finden wir klassische Beispiele der kulturellen Überheblichkeit, die den Abendländer gerade in Ostasien so oft ins Unrecht versetzt hat. Besonders deutlich formuliert dies Karl Ritter von Scherzer, der als Naturwissenschaftler an einer öster-

reichischen Weltumseglung teilnahm und sich 1858 in Canton aufhielt " . . . alle diese Erscheinungen (nämlich innere Aufstände in China und Interventionen der fremden Mächte) . . . werden doch nur das eine gewaltige Resultat herbeiführen: das unermeßliche chinesische Reich aus seiner tausendjährigen Ruhe zu rütteln und die Völker, die es umfaßt, zu zwingen, dem großen Kulturfortschritt, der heute im Sturmeslauf durch die Welt braust, sich anzuschließen!" (S. 127. Meinte er bereits die Übernahme der marxistischen Theorien?) Und der schon erwähnte von Radowitz wird in einem "Klostergottesdienst" in der chinesischen Provinz Honan "in etwas unheimlicher Weise an das Ritual unserer Kirche" erinnert und empfindet die Zeremonie als "dämonische Travestie" (S. 131), ohne sich einen Augenblick die Frage vorzulegen, ob es einem buddhistischen Mönch in einer katholischen Messe nicht ebenso gehen könnte und wieviele an orientalischen Elementen das Ritual der christlichen Kirche aufgenommen hat.

Es gibt aber auch das Anerkenntnis kultureller Leistungen oder zivilisatorischer Errungenschaften der ostasiatischen Völker, so wenn der Jesuitenpater Franchi 1702 die gepflasterten Straßen in China bewundert ("wie die Straßen in italienischen Städten, aber mit dem Unterschied, daß die chinesische Straße in der Mitte etwas erhoben ist, damit das Wasser nach beiden Seiten abfließen kann", S. 73) oder die seinerzeit rigorose Dienstaufsicht des Staates hervorhebt (S. 79); oder wenn der deutsche Diplomat Gerhard von Mutius 1908 den Himmelstempel in Peking mit der Anlage des Versailler Schlosses vergleicht (S. 183); oder wenn schließlich Engelbert Kaempfer 1681 die Höflichkeit und "die guten Umgangsitten der Japaner" lobt (S. 395). Auch der entwickelte Stand der ostasiatischen Diplomatie überrascht, wenn nämlich Franchi berichtet, daß der Kaiser von China vor einer politischen Entscheidung gegenüber den Christen in seinem Lande um 1700 einen Gesandten nach Japan geschickt hat, um von der dortigen Regierung die Gründe für deren antichristliche Politik zu erfahren.

Also legt der Erdmann-Verlag ein amüsanter zu lesendes und dabei noch lehrreiches Buch vor? Bei genauerem Hinsehen kommen einem Zweifel. Diese beginnen bei der Lektüre der Kommentare des Herausgebers, die sehr unausgewogen sind. Es ist interessant zu erfahren, daß der weltweit bekannte Begriff der "Seidenstraße" von dem deutschen Geographen Ferdinand Freiherr von Richthofen geprägt wurde, der 1860 ebenfalls die Eulenburgsche Ostasiengesandtschaft begleitete,

später zahlreiche Reisen durch China machte und das erste grundlegende Geographiewerk über das Reich der Mitte vorlegte.

Unverständlich ist jedoch, daß der Herausgeber auf das Ereignis der chinesischen Revolution von 1911 nicht eingeht und auch nicht erwähnt, warum er dieses Jahr zur zeitlichen Begrenzung seiner Auswahl bestimmt hat. Wenn er schon politische Hinweise gibt (die aber unscharf bleiben) - so auf innere Aufstände oder auf die Aktionen der Westmächte - dann kann er nicht Maria von Bunsen im September 1911 in Peking und im Oktober 1911 in Hangchow reisen lassen, ohne uns auch einen Beitrag anzubieten, der das gleichzeitige umwälzende Ereignis der Entmachtung des Kaiserhauses vom 10. Oktober 1911 zum Inhalt hat. Da der Herausgeber in der Definition seiner "Reisenden" ohnehin nicht sehr wählerisch war (sind Missionare oder Diplomaten "Reisende"?), könnte man auf Personen wie Otto Franke hinweisen, der als Sinologe mit seinen "Ostasiatischen Neubildungen" (Hamburg 1911) schon frühzeitig ein Beispiel für gegenwartsbezogene Ostasienforschung lieferte. Auch Martin Fischer (Szetschuan - Diplomatie und Reisen in China während der letzten drei Jahre der Kaiserzeit. München: Oldenbourg 1968) wäre hier vielleicht mit Gewinn zu zitieren gewesen.

Dagegen widmete Narciß den längsten Beitrag seiner Auswahl einer Jangtsefahrt des Schriftstellers Norbert Jacques, die sich zwar sehr spannend liest, die aber eigentlich nur ein abenteuerliches China-Klischee bestätigt, dem Karl May-Leser bereits im "Blauroten Methusalem" begegnet sind. Da das Jacques'sche Tagebuch am 24. Dezember endet, wissen wir nicht einmal, ob wir des Herausgebers Zeitangabe "um 1910" auf das Jahr 1910 oder 1909 beziehen sollen, was für die Beurteilung des Einflusses der Zentralregierung im Hinblick auf die bevorstehende Revolution nicht uninteressant wäre, der in der westlichen Provinz Szechwan Volksaufstände gegen das Verbot des Opiumanbaus zu schaffen machten.

Wer sich in den Originalen Klarheit verschaffen möchte, wird nur kärglich mit den Titeln der Werke versorgt, die der Auswahl zugrunde liegen; aber er erfährt nicht, wo die Zitate entnommen, wo sie gekürzt oder zusammengefaßt wurden. Und wer den Reisebericht des Jesuitenpaters Franchi 1702 nachlesen möchte, weiß gar nicht, wo er suchen soll. Aber gerade zum Nachlesen regt eine Auswahl wie diese eigentlich an. Ganz besonders die Auswahlen von Kämpfer und Philipp

Franz von Siebold lassen im Leser, der in Japan lebt, den Wunsch erwachen, mehr zu erfahren. (Glücklicherweise steht dafür den OAG-Mitgliedern die OAG-Bibliothek zur Verfügung!)

Was über die chinesische Revolution von 1911 gesagt wurde, trifft in ähnlicher Weise für die Meiji-Restauration in Japan zu, die in den vom Herausgeber gewählten zeitlichen Rahmen fällt. Zwar erwähnt Narciß den Vorgang als solchen (S. 358); aber wenn es sich auch von selbst versteht, daß in seine Auswahl Engelbert Kaempfer und Philipp Franz von Siebold gehören und die Erinnerung an Langsdorff und Werner zu begrüßen ist, so hätten hier mit Gewinn Beiträge von jenen Deutschen hingehört, die aktiv an der Modernisierung Japans im Anschluß an die Meiji-Restauration mitgewirkt und ebenso ihren Landsleuten ein Bild der Vorgänge aufgezeichnet haben, die den Ursprung des heutigen Japans bilden!

Ärgerlich sind echte Fehler, die dem Herausgeber unterlaufen: Der kaiserliche Kommissar, der im Jahre 1839 in Canton das westliche Opium verbrennen ließ und damit letztlich den Opiumkrieg auslöste, hieß Lin Tse-hsü und nicht Lin Tse-shu (S. 89); Korea grenzte nie an die Innere Mongolei an (S. 304). Daß sich im Jahre 1616 "fast die Hälfte der Japaner" zum Christentum bekannt haben sollen, kann wohl nur der Traum eines verblendeten Missionars gewesen sein (S. 353. Tatsächlich nehmen die Historiker bei einer Bevölkerungszahl von 25.000.000 Anfang des 17. Jahrhunderts etwa 300.000 Christen an).

Auch die Unschärfen, die Narciß uns bietet, tragen nicht dazu bei, Vertrauen in seine von ihm leider nicht erläuterten Auswahlkriterien zu gewinnen. Vor allem S. 354 ist von solchen Unschärfen ausgefüllt: Warum schreibt Narciß "Dshogun"? (Hat er vom Verlag keine Zeit zu ergänzenden Studien erhalten, so daß er nicht weiß, wie man diesen Titel heute schreibt? Nur einmal erscheint - zufällig? - "Shogun" S. 358). Daß der japanische Kaiser den Buddhismus vertritt, kann man wohl so nicht behaupten von einem Herrscher, der sich von der Sonnengöttin ableitet und oberster Priester des Shintoismus ist; Oda Nobunaga war noch nicht "Dshogun"; und wie soll sich ein Leser, der nicht in Japan gereist ist, den "prächtigen Palast" des Kaisers in Kyoto vorstellen? Daß die früheren Reisenden den Shogun mit dem Kaiser verwechselten, ist bekannt und verständlich. Doch hätte dem uneingeweihten Leser erläutert werden müssen, daß der von Kaempfer erwähnte "weltliche Kaiser" eben nicht Kaiser, sondern der Shogun war. Auf S. 355 meint der Herausgeber Shimoda und nicht Simoda (er befleißigt sich

jedenfalls sonst nicht des Nipponsiki romazi Transkriptionssystems, in dem er recht hätte). Überhaupt wäre es nützlich gewesen, wenn man das Buch außer mit den hübschen alten Abbildungen auch mit einigen Landkarten versehen hätte, auf denen der Leser den Weg der Reisenden verfolgen und ihre Leistungen ermessen könnte.

So lesenswert die einzelnen ausgewählten Zitate sind: Als eine Darstellung Ostasiens in alter Zeit kann das Sammelwerk schon wegen des langen Zeitraums nicht gelten, den es umspannt.

Ich kann dieses Buch daher nur mit Vorbehalten und allenfalls als Anstoß zum Griff nach den Originalbeiträgen der herangezogenen Autoren empfehlen. Wer aber über bestimmte Perioden ein vollständiges Bild gewinnen möchte, wird auch über den Kreis der deutsch-sprachigen Autoren hinausgehen müssen, auf die sich Narciß beschränkt. Der Erdmann-Verlag sollte jedoch seine Herausgeber zu größerer Sorgfalt anhalten oder selbst Lektoren mit genügender Sachkunde beschäftigen, damit wir Leser, die wir ja alle unter Zeitmangel leiden, die Sicherheit haben, den erwarteten Gewinn aus dem Leseabenteuer zu erzielen, in das wir uns bei jedem neuen Buch wieder stürzen.

B. G.

25. Dezember 1980

MANFRED PORKERT, China - Konstanten im Wandel.
Moderne Interpretationen der chinesischen Klassik
(Stuttgart: S. Hirzel) 1978, XI, 198 S. ISBN 3-7776-0337-6

Seitdem die Möglichkeit besteht, von Japan aus auch China zu bereisen, wächst der Wunsch, nicht nur die heutige Oberfläche des großen Nachbarlandes abzutasten. Man wird sich mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen auseinandersetzen, und man begegnet in China selbst allenthalben den Erscheinungen und Resultaten der neuen Geschichte des Landes. Man verspürt aber auch und weiß von Japan her, daß es kulturelle Unterströmungen gibt, die oft tief in die Vergangenheit zurückreichen und die man kennen sollte, um ein ostasiatisches Land noch besser zu verstehen. Denn zahllose Phänomene werden bis in unsere Zeit hinein nicht nur in Japan, sondern auch in China - trotz Kulturrevolution - von solchen Strömungen genährt.

Nun kostet es Zeit und Überwindung, sich die Literatur aus sinologischer Feder anzueignen, die jene Kenntnisse vermitteln könnte, und die rechte Quelle zu finden, ist für den Laien gewiß ein Problem, das ihn abschrecken könnte. Hier kann das vorliegende Taschenbuch nicht nachhaltig genug empfohlen werden. M. Porkert, vor allem wissenschaftlich hervorgetreten mit anspruchsvollen Arbeiten über die chinesische Medizin, vermittelt dem Leser, der keine Zeit für mühsame akademische Lektüre aufzubringen vermag, in 16 kurzen Essays eine unglaubliche Fülle von Erläuterungen wichtigster Elemente der chinesischen Kultur- und Geistesgeschichte und spürt ihr Weiterwirken in der Gegenwart - eben als "Konstanten im Wandel" - auf.

Porkert erläutert uns die spezifische Art des chinesischen Denkens und dessen Niederschlag in Sprache und Schrift, wobei sich in vielen Beiträgen seine Idealvorstellung von der Ergänzung von abendländischer (kausaler) und chinesischer (synthetischer) Mentalität niederschlägt. Er schildert uns den Weg vom Taoismus zum Ch'an (= Zen) und das Vermächtnis des Konfuzianismus, die Volksreligionen und die Lehre vom Menschen.

Aus der chinesischen Geschichte hat Porkert zwei Persönlichkeiten vorgestellt, die sehr unterschiedlichen Charakter haben. Der eine ist

Admiral Cheng Ho, der zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit einer großen Flotte sieben Seereisen durchführte, die ihn bis an die Küsten Afrikas brachten. Diese Reisen widerlegen die verbreitete Auffassung, daß die Chinesen zu einem seefahrenden Volk keine Befähigung hätten. Vielmehr waren es moralische Konventionen der Konfuzianer, ihre Mißachtung des in solchen Seeunternehmen zum Ausdruck kommenden Machttriebes des Fürsten, die nach einem kurzen und glänzenden Aufschwung der chinesischen Seereisen zu deren totem Erliegen führten. Daß man dabei konsequenterweise alle amtlichen Dokumente über Cheng Ho's Reisen vernichtete, dürfte zu der späteren Fehleinschätzung der nautischen Begabung der Chinesen beigetragen haben und stellt einen schmerzlichen Verlust für unsere Kenntnis der Länder Süd- und Südostasiens sowie Afrikas in jener Zeit dar.

Die andere Persönlichkeit, die Porkert uns vorstellt, ist einer der Väter des neuen Chinas: K'ang Yu-wei. Ob sein Hauptwerk, das Buch von der Großen Gemeinsamkeit (von 1884 bis 1902 verfaßt), wirklich die Staatsphilosophie der Volksrepublik China mehr bestimmt hat als Karl Marx, wie Porkert anzunehmen scheint, sei dahingestellt. Recht hat Porkert ohne Zweifel in seiner Überzeugung, daß die Vision K'ang Yu-wei's der Überlieferung und Gesellschaft Chinas angemessener ist als die Lehre von Karl Marx. Wer sich übrigens über diesen großen Denker und sein Hauptwerk tiefer informieren möchte, der greife zu Band 3 der "Gelben Reihe" des Verlages Diederich (K'ang Yu-wei: Ta T'ung Shu - Das Buch von der Großen Gemeinschaft. Düsseldorf/Köln 1974, ISBN 3-424-00503-7).

Für den Leser chinesischer Romane werden die vier Beiträge Porkerts zur chinesischen Literatur aufschlußreich sein, die sich vor allem mit dem revolutionären Element in der literarischen Tradition Chinas beschäftigen. Den berühmten "Räubern vom Liang Shan Moor", die auch eine aufwendige Kontroverse in der chinesischen Kulturrevolution ausgelöst haben, gehört dabei ein eigenes Kapitel.

Porkert schließt mit einem überzeugenden Beitrag über das chinesische Theater und sein Publikum, aus dem wir entnehmen, daß trotz Kulturrevolution das Theater in der Volksrepublik (von Porkert konstant "Rotchina" genannt) letzten Endes der Tradition näher steht als das mühsam am Leben gehaltene Theater auf Taiwan.

Das Büchlein Porkerts ist ein hervorragendes Beispiel für eine Demokratisierung sinologischer Forschungsergebnisse - wenn man die

verständliche Darbietung für den Laien so nennen darf. Jeder, der sich dem heutigen China nähern und dabei herausfinden möchte, wo die kulturhistorischen Schichten zutage treten, sollte sich der Führung Porkerts anvertrauen.

DIERK STUCKENSCHMIDT, Hrsg., Reisen und Leben in Japan (Tübingen/Basel: Horst Erdmann) 1976, 404 S. ISBN 3-7711-0218-9

Es ist nicht einfach, einen Reiseführer über sein eigenes Land oder über ein Land vorzustellen, in dem man selbst viel gereist ist. Denn immer wird man dabei auf Lücken oder andersartige Präferenzen stoßen, was eine objektive Beurteilung gewiß nicht erleichtert. Dierk Stuckenschmidt setzt sich dem Vorwurf der Lückenhaftigkeit von vornherein nicht aus; denn er und die von ihm versammelten Autoren erstreben gar nicht die topographische Perfektion eines Baedeker oder der Guides Blues. Die Autoren nennen ihr Werk einen "Themenreiseführer", und wie der philatelistische Motivsammler konzentrieren sich die Autoren auf einzelne Themen, die sie darstellen, und geben dann jeweils Hinweise, an welchen Orten Japans man den vorgestellten Themen noch begegnet.

Damit ergänzt dieses Buch jeden herkömmlichen Reiseführer in idealer Weise, auf den der Japanreisende also nicht verzichten können wird. Auch der Leser, der gar keine Japanreise plant, erhält einen Überblick über Japan und seine Kultur, wie ihn in dieser munter dargebotenen Art kaum eine andere Quelle bietet. Und der Japan-Resident, der bereits aus seiner Lokalkennntnis heraus und mit mehr Überblick und Ruhe seine Reisen im Lande planen kann, wird gerade für die thematisch aufbereiteten Reisetips dankbar sein. Er weiß aber auch, daß "keine Kultur nur aus Höhepunkten" besteht (S. 32), welcher Hinweis bestätigt, mit wieviel gesundem Realismus die Autoren dieses Führers ihre Aufgabe anpacken, die auch an anderer Stelle (S. 196) ihre subjektiven Vorlieben eingestehen.

Ob sich der Reisende mehr für Kulturanlagen wie Schreine und Tempel (M. Speidel), für Matsuri (C. Grüneberg), für die Geschichte der Burgstadt (N. Gutschow) oder dafür interessiert, wo er noch Reste traditioneller Dorf- und Stadtarchitektur findet (M. u. S. Kasugai): Die Autoren führen ihn ein und hin. Die Leser, die japanische Künste lieben (Malerei und Bildhauerei, Musik, Theater, Keramik, Mingei, Ikebana,

Teezeremonie, Judo und Pachinko), finden deren Hintergründe erläutert und erhalten ebenfalls Tips, wo sie diesen Künsten begegnen können.

Mancher Autor wird den Mitgliedern der OAG vertraut sein, und ich muß unserem Mitglied C. Jobst gestehen, daß mir bis zur Lektüre seines Beitrags nicht bewußt war, wie bewegt und für die Entwicklung der japanischen Gesellschaft aufschlußreich die Geschichte der japanischen Teezeremonie ist.

Die praktischen Ratschläge für einen längeren Japan-Aufenthalt wird man mit einem gewissen Schmunzeln lesen; denn viele der hier gegebenen Hinweise auf besondere Schwierigkeiten und Probleme erinnern uns an eigene Erfahrungen. In diesem Teil ist sehr hübsch (und ermutigend) der respektlose Beitrag J. M. Spannagels über das Japanischlernen (Sprechen Sie das f aus wie ihre Großmutter am Abend, "nachdem sie die Zähne aus dem Mund genommen hatte"!).

Jeder Reiseführer - und hier unterscheidet sich der Stuckenschmidt'sche von keinem anderen - muß vom Leser selbst in die jeweilige Gegenwart übertragen werden, da es gerade die praktischen Angaben sind, die sich am schnellsten verändern. So ist die Reise im Shinkansen sicherlich nicht mehr "außerordentlich preiswert" (S. 30); Eintrittspreise für Besichtigungen (S. 59) können einen Familienhaushalt heute schon ganz schön belasten; und wer seine speziellen Vorlieben hat, wird die beigegebenen Listen sehenswürdiger Plätze selbst zu ergänzen wissen (beispielsweise die Liste der Keramikmuseen, S. 281, um das erst vor wenigen Jahren eröffnete schöne Kurita-Museum bei Ashikaga).

Einige wenige Fehler sind zu verschmerzen. So stimmt es nicht, daß die Zahnradbahn auf den Koya-san "die einzige Verbindung zur Umwelt" ist (S. 215). Wie wäre sonst Kobo Daishi Anfang des 9. Jahrhunderts selbst hinaufgekommen? Und mindestens schon 1963 bin ich mit dem Auto hinauf- und auf einer zweiten Straße wieder hinabgefahren. Auch hat die Weltausstellung nicht 1972 (S. 241), sondern 1970 stattgefunden. Was ich jedoch in dem Führer vermisse, ist eine klare Übersichtskarte, die es erlauben würde, die angeführten Orte schnell auf der Autokarte oder in einem Japan-Atlas zu finden. Die verschiedenen Übersichtskarten des Führers sind für diesen Zweck zu klein und ungenau und besitzen wie fast alle nicht-japanischsprachigen Führer den Nachteil, keine Kanji anzugeben, was das Auffinden auf der japanischen Karte größeren Maßstabes zusätzlich erschwert.

Auch an Stelle der oft gesehene Photos hätte ich Abbildungen vorgezogen, die zu dem so informativen Text in direkter Beziehung stehen sollten. Wer weiß denn schon, wie der "Suzu-Schellenbaum" aussieht oder wie sich die Satsuma-Biwa von der Heike-Biwa, der Chikusen-Biwa oder der Nishiki-Biwa oder die fünf genannten Schlaghölzer voneinander in Koellreutters Aufzählung unterscheiden? (Ich nicht!)

Sollten die Verfasser hier einen pädagogischen Zweck verfolgt haben, um den Leser zu eigenem Weitersuchen zu veranlassen? Den Weg weist Spannagel mit seiner ausführlichen Bibliographie, die mit wertenden, aber treffenden Kommentaren die Auswahl erleichtert.

Alles in allem: Ein Buch, das jedem Gast in Japan nützlich sein wird und den Daheimgebliebenen in Europa ein der Wirklichkeit weitestgehend angenähertes Bild unseres Gastlandes und unserer Umwelt vermittelt.

B. G.

13. Januar 1981

VOM OPIUM ZUM HEROIN

Mit der Verhaftung des Beatles Paul McCartney auf dem Flughafen in Narita zu Beginn letzten Jahres wurde die Öffentlichkeit wieder einmal auf ein Problem unserer Zivilisation gestoßen, das mit der Verbreitung des Opiums im letzten Jahrhundert begann. Seit dieser Zeit ist das Opium aus der Geschichte der abendländisch-asiatischen Begegnung nicht mehr wegzudenken. Die unglückselige Verknüpfung zwischen westlicher Großmachtpolitik und der Verbreitung der heimtückischen Droge sollte man sich von Zeit zu Zeit wieder bewußt machen, wenn man über die Beziehungen des Westens zu Asien nachdenkt, weshalb ich hier einige Bücher vorstellen möchte, die das Opium und das aus ihm gewonnene Heroin zum Thema haben.

THOMAS DE QUINCEY, *The Confessions of an English Opium-Eater* (London: The Folio Society) 1948, XIV, 219 S.

Dieses Buch scheint mit Asien zunächst nichts zu tun zu haben. Abgesehen davon jedoch, daß man gelegentlich überhaupt wieder einmal ein älteres Buch zur Hand nehmen sollte - dieses erschien erstmals 1821 - ist es die klassische Darstellung eines Süchtigen, der uns schildert, wie er zu der Droge gekommen ist und welche Erfahrungen er mit zunehmendem Konsum gemacht hat.

Bereits im Vorwort erfahren wir, daß die Zahl der Drogensüchtigen in allen Klassen der englischen Gesellschaft damals sehr hoch war. Und dies ist auch der Grund, weshalb ich auf diesen Autor aufmerksam mache. Denn der Griff zum Opium, über dessen schädliche Auswirkungen schon damals ärztliche Untersuchungen erschienen, ist eben kein asiatisches Phänomen allein, wie der Leser historischer Werke oder älterer Asienromane leicht vermuten könnte. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß das Opium schon im klassischen Altertum im Mittelmeerraum bekannt war.

Thomas De Quincey ist schon Ende des 18. Jahrhunderts ein typischer "Ausgeflippter", der aus der Schule fortläuft und trotz guter Geistesanlagen keinen Halt findet. Seine Vorgeschichte, mit zahlreichen

Reflexionen über Zeitgenossen und philosophischen oder literarischen Betrachtungen durchsetzt, nimmt mehr als die Hälfte des schmalen Buches ein.

Zum Opium kam der Autor durch einen Apotheker, der es ihm als schmerzstillendes Mittel empfahl. Die ersten Erfahrungen waren ermutigend, und im Kapitel "The Pleasures of Opium" ergeht der Autor sich in geradezu hymnischen Lobesreden auf die Genüsse, die ihm ein achtjähriger regelmäßiger Opiumgenuß zunächst verschafft hat. Es folgen dann jedoch unweigerlich "The Pains of Opium", die sich in Alpträumen äußern, in denen interessanterweise durch die Erinnerung an das Gesicht eines malaiischen Reisenden ausgerechnet Asien zur Schreckenskammer wird.

De Quincey stellt dar, wie die Sucht zwar den Verstand nicht angreift, aber den Willen zur Tat lähmt. Um so erstaunlicher ist, daß es dem Autor gelang, sich von der Sucht zu befreien. Und dies sieht er als seine Botschaft an die "Opiumesser" unter seinen Zeitgenossen an.

Diese Zeitgenossen, denen die Droge also vertraut war, mochten daher weniger von Skrupeln geplagt sein, als wir aus unserer heutigen Sicht vielleicht annehmen, als sie das Opium zur Handelsware im großen Stil erhoben - nachzulesen bei

MAURICE COLLIS, Foreign Mud - being an Account of the Opium Imbrolio at Canton in the 1830's and the Anglo-Chinese War that Followed

(London: Faber & Faber Ltd.) 1946, reprint (paperback) 1969, 319 S. ISBN 571-05797-7.

Die Entstehung des Opiumkrieges zwischen England und China findet ihren Niederschlag in zahlreichen Werken über die neue Geschichte Asiens. Es gibt jedoch nur wenige Bücher, die dieses Thema zum Mittelpunkt der Darstellung machen und dabei so handlich und konzis sind, wie das vorliegende Werk, das zudem noch nicht einmal durch Wissenschaftlichkeit abschreckt.

"Foreign Mud": Das ist das Opium, das in Indien angebaut und durch britische Kaufleute nach China geschmuggelt wurde. Es ging dabei nicht um schmutzige Geschäfte einzelner gewissenloser Händler. Vielmehr war vom Opiumgeschäft und von den aus ihm fließenden Einnahmen sehr bald der Haushalt der Britischen Ostindien-Gesellschaft abhängig, die Indien bis zum Sepoy-Aufstand (1857/8)

verwaltete. Und gewiß hätte daher nicht nur das Freihandelsprinzip allein den Vorwand für den Krieg geliefert, den der chinesische Widerstand gegen dieses dubiose Produkt provozierte. Daß sich auch auf britischer Seite in dieser Hinsicht das schlechte Gewissen rührte, zeigen die Zitate des damals jungen Staatsmannes Gladstone gegen die Freigabe des Opiumhandels.

Die Entwicklung zum Kriege hin, dessen Ausgang England die Kronkolonie Hongkong bescherte, wird vom Autor mit zahlreichen Episoden bildhaft gemacht. Wir erfahren, wie die britischen Kaufleute Jardine und Mattheson (Vorbilder von Clavells "Taipan") ihr später weltberühmtes China-Handelshaus auf Opium aufbauten; wir erfahren, daß auch ein deutscher Missionar sich als Handlanger der Opiumschmuggler schuldig gemacht hat, Karl Gützlaff, der in seiner Hybris überzeugt war, daß Gott das Opium gewählt habe, um China für das Christentum aufzubrechen; und wir lernen den kaiserlichen Bevollmächtigten Lin Tse-hsü kennen, der durch Beschlagnahme und Verbrennung des in Canton lagernden Opiums glaubte, das Problem lösen zu können, und der heute in China als ein Held des Widerstandes gegen das Vordringen der Kolonialmächte verehrt wird.

Am Beispiel der Opiumintrige wird deutlich, wie schwach China inzwischen durch Unkenntnis der äußeren Welt und durch Korruption und Fremdherrschaft der Mandschu-Dynastie geworden war. Der Opiumkrieg war die erste vieler Demütigungen, die China erdulden mußte. Er wurde aber auch zum Beginn der modernen Geschichte Chinas, nämlich der Auseinandersetzung mit dem Westen und seinen Ideen. Den Weg zum Opiumkrieg zu kennen, hilft vieles von der weiteren Geschichte Chinas und seines Widerstandes gegen den Westen zu verstehen.

Dem Buch sind einige sehr instruktive Karten beigegeben; und der Reisende, der einen Ausflug in die Gewässer um Hongkong unternimmt, sollte sich an Hand dieser Karten vielleicht klarmachen, wie bis 1842 in diesen Gewässern der "Fremde Schmutz" die Seiten wechselte.

Wenn auch der Westen vom Opiumhandel langsam abrückte, so hatte doch China durch eine inzwischen entwickelte und durch die Wirren der Bürgerkriegszeit unkontrollierte Eigenproduktion mit dem Opium bis zur Gründung der Volksrepublik zu schaffen. Vor allem Shanghai mit seinen Gangsterbanden war Zentrum des Handels mit Opium, der in den westlichen Provinzen angebaut wurde.

Aus diesen Provinzen stammte auch ein Teil des Opiums, der

zusammen mit eigenem Anbau die Süchtigen in Indochina versorgte, wo die französische Kolonialverwaltung sich durch Opium in ähnlicher Weise finanzierte wie früher die Britische Ostindien-Gesellschaft und wo später korsische Händler den Brückenkopf zum französischen Rauschgiftzentrum Marseille bildeten. Was es zunächst mit dieser "French Connection" auf sich hatte, erfahren wir bei

ALFRED W. MCCOY, *The Politics of Heroin in Southeast Asia* (New York: Harper & Row) 1972, X, 464 S. ISBN 06-012901-8.

Auch die "Befreiung" der Mafia durch die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges auf Sizilien vorrückende amerikanische Armee und die Entlassung aus dem Gefängnis und Rücksendung nach Italien des großen "godfather" Lucky Luciano sorgten für ein Wiedererstarken des Rauschgift Handels mit Amerika und die erneute Verbreitung der Drogensucht in den USA.

Alle diese Wege zu dem später drückenden Rauschgiftproblem durchleuchtet der Autor dieses Buches, das sich später auf die Entwicklung des "Goldenen Dreiecks", jenes Grenzgebietes zwischen Birma, Laos und Nord-Thailand konzentriert, das bis heute wichtigstes Anbaugbiet des Mohns geblieben ist, aus dem Opium und später Heroin gewonnen wird.

Die wechselnde Regierungsszene in Vietnam, von Kaiser Bao Dai bis zu Nguyen Cao Ky, wird in diesem Buch wieder lebendig und ist untrennbar mit dem Opium verquickt, das infolge einer falschen Minderheiten- und Stammespolitik letztlich auch zum Schicksal der französischen Kolonialmacht bei der Niederlage von Dien Bien Phu wurde. (Wer erinnert sich noch dieser Namen?)

Auch Hongkong als Drehscheibe des Handels mit seinen Chiu Chow-Piraten aus Swatow erscheint noch immer in einem schillernden Licht.

Aber das Erscheinen der USA auf der südostasiatischen Bühne und die Überzeugung, daß sich mit den Bergstämmen und mit korrupten Politikern das Fallen der "Dominosteine" werde verhindern lassen, haben erst zum eigentlichen Aufschwung der Opiumwirtschaft im "Goldenen Dreieck" geführt. Denn sowohl die Stämme als auch die Politiker lebten vom Opium. Und die Reste der aus der chinesischen Provinz Yünnan geflüchteten Kuo Min Tang-Truppen konnten sich nur durch den Opiumschmuggel finanzieren. General Tuan Shih-wen: "Wir müssen den Kampf gegen das Übel des Kommunismus fortsetzen; zum

Kämpfen braucht man jedoch eine Armee; eine Armee braucht Waffen; um Waffen kaufen zu können, braucht man Geld. Und hier ist das einzige Zahlungsmittel das Opium."

So geschah es, daß amerikanische Botschaften die Augen verschlossen, CIA-Flugzeuge (Air America) Opium beförderten, das US Bureau of Narcotics verzweifelte und die Drogensucht in den amerikanischen Streitkräften grassierte, die das Übel später mit in die Staaten nahmen, von wo aus es sich erneut - teilweise im Gefolge der Hippie-Welle - über die westliche Welt ausbreitete.

Das Buch von McCoy liest sich streckenweise wie eine schlechte Gangstergeschichte - schlecht deswegen, weil kein Romanautor sich so unglaubliche Verstrickungen auszudenken vermag, wie sie tatsächlich bestanden haben. Allerdings läßt sich der Autor wohl auch gelegentlich vom Sensationellen seiner Enthüllungen forttragen!

Das Buch behandelt das Ende des Vietnamkrieges nicht mehr, und der Leser fragt sich gewiß, was aus dem "Goldenen Dreieck" geworden ist. Die neueren Nachrichten, die uns erreichen, sind nicht ermutigend. Zwar ist es mit Hilfe des UN Crop Replacement Program gelungen, einige Bergstämme im "Goldenen Dreieck" zum Anbau anderer Feldfrüchte zu bewegen. Doch wenn auch heute noch jährlich 800t Opium (gegenüber 1000 t = 70% des illegalen Weltanbaus zur Zeit des Erscheinens von McCoy's Buch) in jenem Winkel geerntet werden ("Mainichi Daily News", 5.3.1979), so müssen die Handelswege trotz radikaler politischer Veränderungen noch weitgehend intakt sein. Dies läßt sich auch einer Artikelserie in der Wochenzeitschrift "Far Eastern Economic Review" vom 14.9.1979 nachlesen. Dennoch wird hier auch dargestellt, daß andere Anbaugebiete für den Drogen- und Rauschgift Handel wichtiger werden: Pakistan und Afghanistan sind zu nennen; der Iran, in dem einst der Schah den Rauschgift Handel unterdrückte, ist völlig unkontrollierbar geworden; und auch der zurückgegangene Anbau in der Türkei scheint wieder im Steigen begriffen zu sein (vgl. dazu auch "Mainichi Daily News", 20.3.1980). So werden Opium und das aus ihm gewonnene und leichter zu handelnde Heroin weiter eine Geißel unserer Zivilisation bleiben - ein böser Geist, von uns gerufen, aber wie jener des Goetheschen Zauberlehrlings nicht wieder loszuwerden.

Vielleicht kann man es auch als eine verspätete Rache der asiatischen Völker an uns ansehen, wenn Thailand an einem australischen Rugby Star (Paul Hayward) oder Japan an einem Popsänger (Paul Mc-

Cartney) nicht die von ihnen eingeführten verdienten Höchststrafen verhängen, sondern sie wieder in ihre Heimatländer abschieben, damit sie als Propagandisten der Drogensucht dort weitere Verwirrung stiften können, von wo aus einst das Opium in Asien verbreitet wurde.

B. G

25. Februar 1981

ASIEN IN DER ROCKTASCHE

Wissen Sie, wo Clipperton liegt und daß Palmyra (nicht das in Syrien natürlich!) 1977 noch nicht dem Staate Kiribati zugeschlagen wurde? Könnten Sie die Abkürzungen ASEAN, ESCAP, SPEC und ANZUS auflösen und erläutern? Wo liegen die völkerrechtlichen Unterschiede in den Existenzen Hongkongs und Macaos?

Gewiß braucht diese Fragen nicht jeder beantworten zu können, der damit nicht beruflich in irgendeiner Weise befaßt ist. Dennoch beunruhigt es den Landsmann, der in Asien lebt und noch dazu in einem Lande, das mit seiner asiatischen Umwelt historisch und politisch so verkettert ist wie Japan, wenn er die Meldung, die er über ein asiatisches Land in der Zeitung liest, nicht recht einordnen kann.

Auch das "Gewußt, wo" hilft meist nicht viel. Denn wer kann schon eine Fachbibliothek auf seinen wenigen teuren tsubo unterbringen? Hier nun gibt es seit kurzem Abhilfe in Form eines Taschenbuchs:

WERNER DRAGUHN, ROLF HOFMEIER, MATHIAS
SCHÖNBORN, Hrsg., Politisches Lexikon Asien und
Südpazifik

(München: Beck'sche Schwarze Reihe, Band 226) 1980, 415 S. ISBN
3-406-06026-9.

Rund zwanzig Autoren, die seit langem einschlägig in der Asien- und Pazifikforschung tätig und publizistisch hervorgetreten sind, stellen die Länder zwischen Indien und Ozeanien dar. Von Australien, das sich seit dem britischen Beitritt zur EG verstärkt nach Asien hin orientiert, bis Vietnam werden alle Länder unserer weiteren Wahlheimat dargestellt. Bei der Behandlung der pazifischen Inseln werden selbst kleinere "vergessene" Atolle nicht übersehen, sofern sie in neuerer Zeit nur irgendeine politische Rolle gespielt haben. Und ein Überblick über regionale Gruppierungen und Organisationen stellt die Bemühungen dieses Raumes um übergreifende Verklammerungen dar.

Das kleine Lexikon ist nicht nur sehr lesbar geschrieben, sondern reizt durch die jeweils für jedes Land durchgehaltene Gliederung zum

Vergleich der unterschiedlichen Strukturen und Schicksale. Diese Grundgliederung macht das Lexikon auch erst zum echten Nachschlagewerk, da sie das Auffinden bestimmter Fragestellungen erst ermöglicht.

Nach den "Grunddaten" im Kopf jedes Länderartikels und nach einem komprimierten, aber seinen Zweck voll erfüllenden historischen Überblick wird im Zentralteil das politische System mit Verfassungsgeschichte und politischen Parteien sowie den unterschiedlichen Möglichkeiten der politischen Partizipation der Bevölkerung dargestellt. Es folgen die wesentlichen Tatsachen der Sozialstruktur und die "binnen- und außenwirtschaftlichen Gegebenheiten und Entwicklungsziele", ohne daß man bei der Themenstellung des Werkes in den Fehler verfällt, in Zahlen zu schwelgen. Die jeweilige kurze Schlußübersicht "zusammenfassende Charakterisierung der gegenwärtigen innen-, außen- und sicherheits-politischen Situation" ist so geschickt abgefaßt, daß sie dem kritischen Leser durchaus eine Handhabe zur Beurteilung der weiteren Entwicklung im jeweiligen Lande bietet.

Eine Kurzbibliographie und ein Verzeichnis einschlägiger Fachbibliotheken (allerdings nur in der Bundesrepublik Deutschland) ermöglichen eine Vertiefung der angestrebten Information. Sehr nützlich ist das Abkürzungsverzeichnis und natürlich die Übersichtskarte auf der zweiten und dritten Umschlagseite.

Es dürfte selten gelingen, daß eine so große Zahl von Autoren ein Sammelwerk zustandebringt, in dessen Einzelbeiträgen die Qualität derart einheitlich durchgehalten wird. Die Herausgeber müssen zu diesem Ergebnis beglückwünscht werden. Wer immer mit Asien zu tun hat, sollte sich den ersten Überblick über die politischen Verhältnisse des jeweiligen Landes aus diesem Lexikon holen.

B. G.

24. April 1981

SHANGRI LA

1933 schrieb James Hilton seinen Roman "Lost Horizon" über das Himalaya-Paradies Shangri La (Deutsch: Der verlorene Horizont - Irgendwo in Tibet, Frankfurt 1973, Fischer Taschenbuch 1458), jenem Lamakloster, dessen Bewohner unberührt von den Wirrnissen dieser Welt ein langes und friedliches Leben führen. Das Buch wurde ein Riesenerfolg; es wurde verfilmt; und noch heute verfehlt es seinen Eindruck auf die Leser nicht, sind doch die Zeiten nicht besser geworden. Und so suchen wir, wenn wir in die Himalaya-Staaten reisen, eigentlich wohl immer noch nach Shangri La. Bei dieser Suche helfen uns einige Bücher, die ich Ihnen heute vorstellen möchte.

ERNST HAAS, Im Himalaya - Pilgerfahrt zum Dach der Welt (Düsseldorf: Econ) 1978, 184S. ISBN 3-43013717-9

Ernst Haas ist ein bekannter Photograph und sein vorliegendes Buch ein Bildband mit 141 meisterhaften Farbphotos. Haas wählt dabei für diesen Band weniger Landschaftsaufnahmen aus. Vielmehr konzentriert er sich auf die Menschen und auf das Leben der lamaistischen Mönche.

Auf Reisen in Ladakh, Nepal, Bhutan und Nord-Indien trifft er Tibeter und mehrfach den Dalai-Lama unter seinen Gläubigen. In Bhutan erlebt er 1974 die Krönung des jungen Königs Singye Wangchuk, die er uns im Photo ebenso zeigt wie das Hemis-Fest in Ladakh oder die Kalacakra-Zeremonie in Bodh-Gaya, dem Ort, an dem Buddha erleuchtet wurde.

Ich weiß nicht, ob ich den gelungenen Schnapshots der Lama-Tänze, den Volksszenen oder den Photos der Menschen den Vorzug geben soll, die Haas eingefangen hat. Wer je die Himalaya-Staaten besucht hat, wird sich ähnlicher Gesichter erinnern, und wer noch nicht dort war, sollte sich durch diese Bilder aufgefordert fühlen, den nächsten Heimaturlaub mit einem Abstecher nach Nepal oder Nord-Indien zu verbinden, auch wenn man sich klar machen sollte, daß Haas nur einen Aspekt des Himalaya zeigt, den er im Untertitel auch andeutet.

Leider erreicht der Textteil bei weitem nicht das Niveau der Abbildungen. Man nimmt der Autorin Gisela Minke gern ihre und des Photographen Begeisterung für den Himalaya und seine religiöse Kultur ab. Aber ihre Darstellung geht kaum über die Reiseberichte hinaus, die wir - vom Urlaub heimgekehrt - den Zurückgebliebenen gegenüber abgeben. Und was Gisela Minke uns mitteilt, ist lückenhaft und ungenau.

So ist zwar die lamaistische Religion aus dem Mahayana-Buddhismus erwachsen, kann aber damit, nämlich mit der Lehre, der auch die Buddhisten Chinas und Japans anhängen, nicht gleichgesetzt werden. Man spricht hier eben vom Lamaismus oder von Vajrayana. Und wenn man in Kashmir am Zoji-la den Himalaya-Hauptkamm überschritten hat, so kommt man "auf der anderen Seite" eben nach Ladakh und nicht in den Transhimalaya. Dieser Name stammt auch nicht von den Engländern, wie Gisela Minke meint (S. 115). Vielmehr hat Sven Hedin dem Gebirge diesen Namen gegeben, das er 1907 entdeckte und das sich parallel zum Himalaya bis nördlich von Lhasa hinzieht.

Daß einige Bildbeschreibungen vertauscht sind, kann man verschmerzen. Statt der wenig aussagenden Zwischentexte hätte man aber gern gewisse Darstellungen in den Bildbeschreibungen erläutern sollen, so die prächtige Darstellung des Lebensrades, das sich in jedem lamaistischen Kloster findet (Abb. 35). Auch was es nun eigentlich mit der Kalacakra-Zeremonie auf sich hat, wird trotz wortreicher Äußerungen nicht klar. Schaffen Sie sich dieses Buch also nicht wegen des Textes an, sondern nur der Bilder willen!

Dem Verfasser des nachstehenden Buches gelingt die Einheit zwischen Text und Bild besser, stammen doch beide von seiner Hand:

HEINRICH HARRER, *Ladakh - Götter und Menschen hinterm Himalaya* (Innsbruck: Pinguin/Frankfurt: Umschau) 1980, 172 S. ISBN 3-524-76002-3

Sie kennen sicherlich alle diesen Autor, der 1944 aus dem nordindischen Internierungslager Dehradun ausbrach und nach Tibet flüchtete, wo er sieben Jahre lang als Berater und Freund des damals jungen Dalai Lama lebte (Heinrich Harrer: *Sieben Jahre in Tibet*, Frankfurt am Main 1977, Ullstein Buch Nr. 3336). In dieser Zeit erwarb Harrer Kenntnisse des tibetischen Lebens, der tibetischen Kultur und der lamaistischen Religion, und sein Weg führte ihn immer wieder in den tibetischen

Kulturkreis zurück, vor allem nach Ladakh, jenem "Klein-Tibet", das zu den wenigen Flecken tibetischer Kultur gehört, die außerhalb der Volksrepublik China erreichbar sind. Man kann sich daher kaum einen Autor vorstellen, der seine Leser so mühelos in das Thema einführt, ohne jemals belehrend zu wirken. Harrer hat sich auch bei aller Hochachtung vor Glauben und Überlieferung der Tibeter eine erfreulich distanzierte und objektive Haltung bewahrt, die niemals den Widerstand herausfordert, den wir bei der Schwärmerei Gisela Minkes empfanden.

In kurzen Kapiteln breitet Harrer eine Fülle von Sachinformationen, verwoben mit Märchen und Legenden und mit fesselnden Zitaten früherer Ladakh-Reisender, vor uns aus. Gerade mit diesen Zitaten verdeutlicht Harrer, daß sich seit 150 Jahren wenig verändert hat und auch die Militärstraße, die Indien nach dem Grenzkrieg mit China baute und die die fremden Touristen in das Tal des oberen Indus brachte, das Leben der Ladakhis und der tibetischen Flüchtlinge bisher kaum wesentlich berührt hat. Mit erheblichem Schalk schildert Harrer die lebenswerten Menschen dieses kargen Hochtals - so wenn er die lebende Vogelscheuche beschreibt, die vom Dorf finanziert wird und mit ihrem Geschrei sicherlich wirkungsvoller ist als die uns bekannten Gestelle im abgelegten Großvaterfrack (S. 47); wenn er die Zeremonie des Pferdehandels darstellt (S. 66); oder wenn er die unergründlichen Taschen des Ladakhi-Mantels untersucht: "Nicht selten holten (die Ladakhis) ein schreiendes Baby hervor und übergaben es seiner Mutter" (S. 124).

Die Krankenheilung durch den Schamanen und das Leben in den Lamaklöstern (mit der Darstellung des Hemis-Festes) stellen die Pole des geistigen Lebens in Ladakh dar. Und wenn Harrer die Kunst der Ladakhis hervorhebt, "Werk von Menschenhand in die Landschaft einzupassen" (S. 112), so wird es Zeit auf seine Photos zu verweisen, in denen er gerade dies demonstriert. Tatsächlich weiß ich nicht, ob ich den Text oder die Bilder mehr loben soll, die in der Fülle ihrer Motive Ladakh wirklich so wiedergeben, wie es ist - von der Größe und Weite seiner von schneebedeckten Bergen eingefassten Landschaft über die "Hauptstadt" Leh bis hin zu den Tschorten und den Mani-Mauern, die etwa gleichzusetzen sind mit den Ema-Wänden in Shinto-Schreinen. Und die Menschen, die Harrer fotografiert hat, sind geradezu eine Völkerkunde Ladakhs.

Für jeden, der einmal in Ladakh war, ist dieses Buch eine Erinnerung,

die die Anschaffung lohnt. Für den, der den Weg dorthin noch nicht gefunden hat, stellt es gewiß eine Aufforderung dar, die Reise in Erwägung zu ziehen. Als Reisebegleiter allerdings ist der Bildband zu unhandlich. Für diesen Zweck empfehle ich

ANNELIESE und PETER KEILHAUER, Ladakh und Zanskar -
Lamaistische Klosterkultur im Land zwischen Indien und
Tibet

(Köln: Du Mont Kunst-Reiseführer) 1980, 414 S. ISBN 3-7701-1181-8.

Dieses Buch ist zunächst einmal die lesenswerteste und informativste Darstellung des Lamaismus, die ich kenne - wenn man von rein wissenschaftlichen Untersuchungen absieht. Wir werden nicht nur über die Entstehung des Lamaismus aus dem Zusammentreffen der alten Bön-Religion mit dem Mahayana-Buddhismus und über seine verschiedenen Schulen informiert, sondern wir erfahren auch die für eine Reise in alle Himalaya-Regionen unerläßlichen ikonographischen Details der Kunstwerke, die wir zu sehen bekommen. Besonders hervorgehoben sei die konzentrierte Erläuterung des Mandala, des Thangka, des Tschörten (des tibetischen Stupa) und des immer wieder auftretenden (und letzten Endes auch in der abendländischen Kunst bedeutsamen) Lebensrades. Allein schon wegen dieser Religions- und Kunstlehre des Lamaismus lohnt die Anschaffung des Buches.

Der Ladakh-Reisende erfährt darüber hinaus alle wichtigen Tatsachen über Land und Leute, über Religion und Gebräuche, um sich zurechtzufinden. Und schließlich werden die Klöster und das Klosterleben zunächst im allgemeinen, sodann jedoch im einzelnen von Alchi bis Zanskar so detailliert beschrieben, wie wir es kaum von sonst einem Kunstführer aus außereuropäischen Regionen kennen. Jedes wichtige Lama-Kloster wird mit seinen Besonderheiten und Kunstschätzen - vielfach an Hand von Grundrißzeichnungen - erläutert, so daß der Reisende nicht auf seinen meist unwissenden Führer oder sich unwissend stellende Mönche hereinzufallen braucht. Sehr ausführlich werden dabei die Hauptklöster Lamayuru (die erste Begegnung des Reisenden mit Tibet auf dem Wege von Srinagar nach Leh) und Hemis dargestellt. Im Hemis-Artikel werden auch hier die alljährlichen Mysterienspiele beschrieben, und es wird der interessante Irrtum des

russischen Forschers Notowitsch erwähnt, nach welchem Christus lange Zeit in Hemis geweiht haben soll (S. 253).

Ein Glossar tibetischer Ausdrücke, ein Literaturverzeichnis, eine Liste praktischer Reisetips und eine Zeittafel beschließen dieses auch mit 150 sehr aufschlußreichen Photos ausgestattete Werk, das gewiß für jeden Ladakh-Reisenden zur unabdingbaren Ausstattung werden wird.

Nun ist die Reise nach Ladakh noch immer kein Kinderspiel. Es gibt keine klimatisierten Busse, die einen vom gewohnten Hotel-Komfort aus in die Lage des Museumsbesuchers versetzen, wie das in entwickelteren Touristenländern möglich ist. Oft ist es auch in Ladakh noch der Rucksacktourist, der zum eigentlichen Erlebnis des Landes kommt.

Wenn Sie den Mut zur echten Entdeckungsreise haben, aber auch wenn Ihnen die praktischen Reisetips des Ehepaares Keilhauer nicht ausreichen, dann nehmen Sie zusätzlich mit auf die Reise

MARGRET und ROLF SCHETTLER, Kaschmir und Ladakh -
Globetrotter-Ziele beiderseits des Himalayas

(Hattorf: "Globetrotter schreiben für Globetrotter" Bd. 8) 1977, 268 S.
ISBN 3-921-628-01-6.

In diesem Buch finden Sie ebenfalls Tourenvorschläge, Tempelbeschreibungen und Photos. Darüber hinaus werden Sie einen Eindruck von den "Hotels" gewinnen, mit denen Sie in Ladakh rechnen können; Sie erfahren, welche Buslinien Ihnen zur Verfügung stehen, was die Taxis kosten und daß der Selbstfahrer erst nach 400 km in Leh wieder mit Benzin rechnen kann (das sich gelegentlich als Kerosin herausstellt! S. 63).

Über das Buch von Keilhauer hinaus werden Trekking-Tips gegeben. Auch die Berücksichtigung Kaschmirs mit einigen touristischen Hinweisen ist zu begrüßen, da letztlich jeder Ladakh-Reisende zunächst in Kaschmir eintrifft, das ebenfalls reich an Sehenswürdigkeiten und Erholungsmöglichkeiten ist.

Nun ist außerhalb Tibets nicht Ladakh allein ein Gebiet, an dem wir noch lebendige lamaistische Kultur finden können. Wir wissen dies ja auch aus dem oben vorgestellten Buch von Ernst Haas, und vor allem die Zeugen des Lamaismus in Nepal stehen einer zunehmenden Zahl von Reisenden offen. Auch hier ist es so, daß man um so enger in

Kontakt mit dem Lande kommt, um so "erdverbundener" der Reiseweg ist. Es nimmt daher nicht wunder, daß gerade Nepal das Ziel vieler Trekking-Touren ist.

Eine dieser Trekking-Touren führt durch das Tal des Kali Gandaki und zwischen Dhaulagiri und Annapurna durch den Himalaya-Hauptkamm hindurch in lamaistisches Kulturland, das sich fortsetzt in das allerdings noch verschlossene, zu Nepal gehörige "Königreich" Mustang. Eine Reise dorthin im Jahre 1964 schildert

MICHEL PEISSEL, Das verbotene Königreich im Himalaya -
Abenteuerliche Expedition in eine mystische Hochkultur
zwischen Indien und China

(Frankfurt: Fischer Taschenbuch 3501) 1978, 246 S. ISBN 3-596-23501-4.

Obwohl ich den sachlicheren Titel der amerikanischen (?) Original-Ausgabe vorziehe (Mustang. The Forbidden Kingdom) und der deutsche Verlag wieder einmal glaubt, mit seinem barocken Untertitel der Kauflust und den Geographie-Kenntnissen seiner Leser auf die Sprünge helfen zu müssen, ist die beschriebene Reise abenteuerlich genug. Sie fand nämlich zu einer Zeit statt, als die tibetischen Khampas, die mit dem Dalai Lama vor den Truppen der Volksrepublik China geflüchtet waren, den Norden Nepals unsicher machten und ihren Unterhalt durch Wegelagerei erwarben. Die Khampas wurden damals im Westen vielfach als freiheitsliebende und ohne Frage todesmutige Kämpfer gegen den Kommunismus gefeiert. Daß sich ihre Freiheitsliebe jedoch auch gegen ihr Asyl-Land richtete, ist weitgehend unbekannt. Nach der Lektüre dieses Buches wird man verstehen, daß die Entwaffnung der Khampas und die Einschränkung ihres Aktionsradius durch die nepalesische Regierung nicht aus dem Bestreben heraus erfolgte, sich der Gunst Chinas zu versichern, sondern in erster Linie, um das politische Chaos im nepalesischen Grenzgebiet zu verhindern. Doch hier will ich keine politische Lektüre empfehlen. Vielmehr gibt Peissel allen, die sich auf den Gandaki-Pfad begeben wollen, eine bildhafte Beschreibung dessen, was ihn an "Straßen", Landschaften und Menschen erwartet. Und die Darstellung des Aufenthaltes in Mustang und seiner Hauptstadt Lo Mantang, die in einer ganzen Reihe von Photos wiedergegeben sind, ist eine weitere Illustration dessen, was uns aus den oben vorgestellten Büchern bekannt ist.

Sicher läßt die Lektüre auch in Ihnen den Wunsch wach werden, einer der ersten zu sein, die Mustang besuchen, sobald es geöffnet sein wird und ehe die ersten Touristenscharen auch hier einfallen. Denn Shangri-La wird man - wenn überhaupt - nur allein, nicht jedoch mit Touropa oder Jalpak finden.

B. G.

27. Mai 1981

JAPANS KRIEG IM PAZIFIK

Vielen unserer deutschen Mitbürger in Japan ist es schon passiert, daß sie von japanischen Gesprächspartnern und Freunden auf das gemeinsame Kriegsschicksal angesprochen wurden und feststellen mußten, daß der japanische Partner - wie auf vielen anderen Gebieten - Einzelheiten der neueren deutschen Geschichte viel besser kennt, als wir umgekehrt von der neuen japanischen Geschichte wissen. Können wir sofort erfassen, welche Erlebniswelt angesprochen ist, wenn uns ein japanischer Freund sagt, daß er in der Kwantung-Armee gedient oder zur Yamashita-gun gehört habe? Wer Einzelheiten über den Pazifischen Krieg erfahren möchte und vor eigenen Quellenstudien oder wissenschaftlichen Untersuchungen zurückschreckt, der greife zu

JOHN TOLAND, *The Rising Sun - The Decline and Fall of the Japanese Empire 1936-1945*

(New York: Random House-Bantam Book B 6788) 4th printing 1971, XV, 1072 S.

—einem Buch, das in jedem guten Hotel-Buchladen vorrätig sein sollte.

Im Gegensatz zu dem gleichzeitig erschienenen, sensationslüsternen und oberflächlichen Buch von David Bergamini (*Japan's Imperial Conspiracy*, London: Panther Books 1972, XXXVIII, 1113 S.), dessen Argumentation darauf hinausläuft, daß im Grunde einzig der japanische Kaiser als "Kriegsverbrecher" hätte hingerichtet werden sollen, bemüht sich Toland um eine objektive Nachzeichnung der Vorgänge, die zum Krieg geführt und dessen Verlauf bestimmt haben. Wenn Toland dabei zu einer distanzierten Beurteilung kommt, so muß das nicht bedeuten, daß er die japanischen Kriegshandlungen etwa entschuldigte. Der Nanking-Zwischenfall, der Bataan-Todesmarsch oder die Besetzung Singapores als Symbolnamen für von Japan verursachte Kriegsgreuel werden durchaus beim Namen genannt. Aber Toland verdeutlicht auch die widerstreitenden Strömungen in der japanischen Führung vor und nach Ausbruch des Krieges, und er zeichnet in fesselnden Bildern den einfachen japanischen Soldaten an

der vordersten Front, der wie jeder Soldat auf der Welt Objekt "höherer" Entscheidungen war und unter schwersten körperlichen und psychischen Belastungen einfach ums Überleben kämpfte.

Was dieser Soldat denkt und wie er in vorderster Linie handelt, welche Gespräche er führt und wie er den Feind sieht - das sind unvergeßliche Bilder, die der Autor vor unserem geistigen Auge entrollt. Wie er wissen konnte, was auf dem Schlachtfelde geschah und gesagt wurde, enthüllt er durch eine fast neun Seiten lange, eng bedruckte Liste mit den Namen der Augenzeugen, die er für sein Buch interviewt hat und die eben auch einfache Soldaten, Krankenschwestern und Zivilisten enthält.

Daneben hat sich Toland natürlich auch bemüht, die eigentlichen Akteure zu sprechen und in seinem Buch zu Worte kommen zu lassen - seien es die japanischen Politiker und Militärs, sei es die Führung der USA von Roosevelt bis MacArthur. Wir erfahren zahlreiche Einzelheiten der innenpolitischen und diplomatischen Vorgeschichte des Krieges, und die Details der späteren Schlachten werden von Toland dargestellt, als ob er die Wochenschaukamera ablaufen ließe. Pearl Harbor - Bataan - Midway - Guadalcanal - Saipan - Leyte - Iwo Jima - Okinawa - Hiroshima sind die Stationen des japanischen Triumphes und nachfolgenden Falles mit den verzweifelten Bemühungen, die unter MacArthur zurückkehrenden und von Insel zu Insel sich vorwärts kämpfenden amerikanischen Truppen vom Mutterlande fernzuhalten, bis dann doch auf der "Missouri" die bedingungslose Kapitulation unterzeichnet wurde.

Was für den deutschen Leser in diesem Buch vielleicht zu kurz kommt, nämlich die Position des Deutschen Reiches im Rahmen der pazifischen Geschehnisse, ist nachzulesen bei

PETER HERDE, Pearl Harbor, 7. Dezember 1941 - Der Ausbruch des Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten und die Ausweitung des europäischen Krieges zum Zweiten Weltkrieg. "Impulse der Forschung" Bd. 33

(Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1980, XXI, 582 S. ISBN 3-534-07555-2.

Peter Herde hat vor allem die Toland noch nicht zugänglichen Dokumente studieren können, aus denen der diplomatische Kleinkrieg deutlich wird, der sich über den größten Teil des Jahres 1941 hindurch

bis zum Angriff auf Pearl Harbor hinzog. In diesem Kleinkrieg spielte das Verhältnis zwischen Japan und dem Deutschen Reich eine nicht unerhebliche Rolle. Adolf Hitler und seine Berater standen Japan mit erheblichem Mißtrauen gegenüber, das erst nach Pearl Harbor schwand. Aber auch Japan war nicht bereit, sich vor den großdeutschen Wagen spannen zu lassen, weshalb die Unterzeichnung des Neutralitätspaktes mit der Sowjetunion durch den japanischen Außenminister Matsuoka auf der Rückreise von Berlin nach Japan für das Deutsche Reich eine herbe Enttäuschung war. Auch bei der Auslegung des zwischen Japan, Italien und dem Deutschen Reich abgeschlossenen Dreimächtepaktes versuchte Japan, in erster Linie seinen Vorteil zu sehen.

Diese Dinge spielen für die Vorgeschichte des Pazifischen Krieges deshalb eine entscheidende Rolle, weil der amerikanische Präsident Roosevelt und seine Berater unfähig waren zu differenzieren. Sie besaßen kaum Kenntnisse über die innere Struktur der japanischen Führung und deren Denken und nahmen auch ihrem Botschafter Grew dessen qualifizierte Berichte nicht ab. Im festen Glauben an eine deutsch-japanische "Verschwörung" sahen sie in den japanischen Vorschlägen zur Erhaltung des Friedens nicht die verzweifelten Bemühungen einiger Politiker in Tokyo, sich des Drucks der militärischen Kreise in den Streikräften zu erwehren. Wenn auch die japanischen Vorschläge sicherlich schwer zu realisieren waren, bestand aber wegen der Starrheit des Roosevelt'schen Denkens ohnehin kaum eine Aussicht auf eine Einigung.

Herde räumt in seinem Buch auch mit der These auf, daß Amerika über den bevorstehenden Angriff auf Pearl Harbor informiert gewesen sei. Weder hat man den Zeitdruck, unter dem Japan aus klimatischen Verhältnissen (die nämlich einen Angriff auf Pearl Harbor nach Anfang Dezember nicht mehr zuließen) stand, richtig eingeschätzt, noch hat man die Meldungen aus Tokyo, deren nach japanischer Überzeugung nicht zu entziffernden Code man seit langem "geknackt" hatte, systematisch ausgewertet. Die Konkurrenz und der Mangel an Kommunikation zwischen den amerikanischen Waffengattungen taten ein übriges, so daß die Katastrophe nicht mehr zu verhindern war.

Herde beschreibt auch die dramatischen Stunden vor dem Angriff in der japanischen Botschaft in Washington, wo die Übersetzung der letzten japanischen Note und die Abwesenheit einer Schreibkraft dazu führte, daß der von Tokyo dem japanischen Botschafter gesetzte Termin

der Überreichung nicht eingehalten werden konnte und diese erst erfolgte, nachdem die japanischen Bomben und Torpedos die amerikanische Flotte schon getroffen hatten - Szenen, die jeder noch vor Augen hat, der den historisch wohl sehr zutreffenden Film "Tora-Tora-Tora" gesehen hat. Dies war das Code-Wort, mit dem das Gelingen des Angriffs gefunkt wurde, das Herde ebenfalls und an Hand guter Kartenskizzen detailliert beschreibt. Für den deutschen Leser ist die positive Einschätzung interessant, die Herde im Handlungsablauf dem deutschen Botschafter Ott angedeihen läßt. Wenn auch Ott in seiner Einschätzung Richard Sorges versagt hatte, dem er übermäßiges Vertrauen schenkte, so stellt Herde ihn doch als einen Kenner der ostasiatischen Verhältnisse dar und hebt ihn vorteilhaft von seinem parteitreuen Nachfolger Stahmer ab.

In einem Epilog stellt Herde kurz den schon bald für Japan ungünstigen Kriegsverlauf dar, wobei er den Vertragsbruch der Sowjetunion wenige Tage vor Kriegsende hervorhebt, den vor allem Amerika damals rechtfertigte, "und Stalin hat sich später für die feinsinnige amerikanische Entbindung der Sowjetunion von einer internationalen Vertragsverpflichtung bei Truman bedankt" (S. 467).

Der eigentliche Abschluß des Krieges, auch von Herde noch kurz kommentiert, war der Kriegsverbrecherprozeß von Tokyo, der behandelt wird von

RICHARD H. MINEAR, *Victor's Justice - The Tokyo War Crimes Trial*
(Tokyo: Tuttle) 1972, 229 S. ISBN 0220-000304-4615.

Thema dieses Buches ist weniger der Ablauf des Prozesses, sondern vielmehr dessen Hintergründe und Fragwürdigkeit. Geschrieben unter dem Eindruck der amerikanischen Verwicklung in Vietnam und aus der Erkenntnis heraus, daß die Motive kriegerischer Handlungen diese nicht davor bewahren, Schuld zu bewirken, hebt Minear die Probleme des Prozesses hervor. Er läßt dabei die Akteure häufig zu Worte kommen, wobei seine Kronzeugen der indische Richter Radhabinod Pal und der vielen OAG-Mitgliedern sicherlich bekannte Verteidiger Shigemitsu, George Furness, sind - Pal, der alle Angeklagten als unschuldig im Sinne der Anklage ansah, Furness, der dem Gerichtshof die Unbefangenheit absprach.

Tatsächlich wurde Recht gesprochen auf der Basis einer Charta, die

eigens für den Tokyoter Prozeß entworfen wurde; die von vornherein nur dem Gegner, nämlich Japan, Kriegsverbrechen zutraute (der Bruch des Neutralitätsabkommens durch die Sowjetunion als aggressive Handlung oder der Abwurf der Atombombe als "unmenschlicher Akt gegen die Zivilbevölkerung" hätten nach der Charta des Tokyoter Prozesses ebenfalls verurteilt werden können); die ein Gesetz für einen früheren Tatbestand schuf und damit gegen den alten Rechtsgrundsatz "nulla poene sine lege" verstieß.

Unter den elf Richtern, die über die Angeklagten zu Gericht saßen, befand sich kein Vertreter eines neutralen Landes, geschweige denn ein Japaner; nicht alle waren der Verhandlungssprachen mächtig; und das Urteil wurde als Mehrheitsentscheidung gefällt. Was letzteres bedeutete, wird deutlich, wenn wir erfahren, daß in einigen Fällen die Todesstrafe mit sechs gegen fünf Stimmen ausgesprochen wurde. Gerade die Todesurteile erscheinen in zweifelhaftem Licht, wenn wir bedenken, daß keiner der zu Haftstrafen Verurteilten diese Strafen voll abgeübt hat.

Den hohen Anspruch des Gerichtshofes, zur historischen Wahrheit beizutragen, zerpflückt der Autor schonungslos. Wie unhaltbar die Theorie hinter diesem Prozeß letztlich war, zeigt die enthüllende Argumentation des Chefanklägers Joseph B. Keenan aus dem Jahre 1950, der die Angeklagten mit den amerikanischen Landungstruppen vergleicht, von denen Einzelne Unschuldige auch geopfert werden mußten um des allgemeinen Wohles willen (vgl. S. 176).

Selbst wenn wir den damals für den Tokyoter Prozeß Verantwortlichen guten Willen unterstellen (den Minear ihnen abspricht), zeigt die Tatsache, daß ein derartiger Prozeß nicht wieder stattgefunden hat, wie brüchig seine Basis war. In einem Zweckbündnis zwischen den westlichen Demokratien und der Sowjetunion fand man sich kurzfristig zusammen, um Japan zu verurteilen. Wenn es aber wirklich jene von den USA berufenen "fundamentalen Rechtsgrundsätze" gäbe, die "allen Vereinten Nationen gemeinsam" sind (vgl. S. 9), dann hätte es schon längst um Afghanistan, Kambodscha oder - leider - viele andere Regionen seit 1945 "Kriegsverbrecherprozesse" geben müssen. So jedoch ist das Urteil von Tokyo nur die Bestätigung, daß das Wort des Gallierkönig Brennus zu den von ihm 330 v. Chr. besiegten Römern noch heute gilt: *Vae victis!* - Wehe den Besiegten!

B. G.

6. Juli 1981

INDIEN - ALTES UND NEUES LAND

Die Leser meiner Buchbesprechungen wissen, daß ich Indien für eines der lohnendsten und faszinierendsten Reiseziele in Asien halte. Anders jedoch als ein Besuch der Badestrände von Saipan, Kuta oder Penang fordert Indien zu einer Beschäftigung mit seiner Geschichte und seinen heutigen Problemen heraus; und wer unvorbereitet die Reise antritt, dem werden Enttäuschungen kaum erspart bleiben.

Schon die Planung einer Indienreise ist nicht leicht. Indien ist ein Subkontinent, der als Staat nach China die zweitgrößte Bevölkerungszahl der Erde aufweist. Anders als China jedoch ist Indien kaum ein homogener Staat. Nicht einmal der Hinduismus reicht aus, um Indien wenigstens religiös zu erfassen. Und es ist nicht von ungefähr, daß das romantische Indienbild im Westen - symbolisiert im La Jana-Film "Das indische Grabmal" - von der Fremdreigion des Islam geprägt ist. Wie soll man sich also diesem Lande nähern?

Zunächst empfehle ich einen allgemeinen Überblick, der in einem Bande jener Schriftenreihe vorliegt, in der uns Gerhard Dambmann "25 mal Japan" vorgestellt hat:

DIETMAR ROTHERMUND, 5 mal Indien
(München: Piper) 1979, 459 S. ISBN 3-492-02418-1.

Rothermund ist Professor für die Geschichte Südasiens in Heidelberg und hat auf Reisen und Forschungsaufenthalten Indien so erlebt, daß er als einer der besten Kenner des heutigen Indien in der Bundesrepublik Deutschland gelten muß.

Die fünffache Sicht Indiens, die er uns präsentiert, behandelt zunächst als "Einstimmung" die äußeren Merkmale, die dem Reisenden in Indien begegnen - vom Wetter über das Essen, die Sitten, die sozialen Gegebenheiten, die Sprache, die Feste bis hin zur Kultur und Religion und vielem anderen mehr. Schon hier erhält der Leser eine Fülle von Antworten auf die Fragen, die sich ihm in Indien immer wieder stellen werden.

In den "Entwicklungen" schildert Rothermund die moderne

Geschichte Indiens, seine Verfassung, die politische Struktur, die wirtschaftlichen Probleme und das Dilemma der Volkserziehung. Einige der politischen Führer, aber auch Vertreter der anonymen Masse der Inder treten uns in den "Begegnungen" gegenüber - teilweise Namen, die uns angesichts der Bedeutung des Landes eigentlich ebenso vertraut sein sollten wie die der führenden Politiker anderer Weltmächte.

Wie diese und die zunächst gelegenen Staaten das Phänomen Indien sehen und was sie für Indien bedeuten, schildert der Autor auf der Basis alter politischer Überlieferung im Abschnitt über die "Nachbarschaften". Und im fünften Aspekt (nicht in dieser Reihenfolge) entführt der Autor seine Leser auf ein Bharat Darshan, auf eine Pilgerfahrt durch Indien, die gerade in ihren nur angerissenen Motiven die Lust zu intensiverem Erleben wecken dürfte.

Indien ist ein Kontinent, und ich kenne kein Buch, das in der Lage wäre, diesen Kontinent lückenlos abzubilden. Auch Rothermund gelingt dies nicht, und gewiß lag dies auch nicht in seiner Absicht. Dennoch hätte ich begrüßt, wenn er noch einen Abschnitt über die Stammesbevölkerung Indiens geschrieben hätte, die vor allem um den nahezu abgetrennten und ständig gefährdeten Bundesstaat Assam herum die Zentralregierung in Atem hält. Und sollte der Sepoy-Aufstand, die "Mutiny", heute so bedeutungslos geworden sein, daß man seiner zur Deutung des Verhältnisses Indiens zum Westen und insbesondere zur früheren Kolonialmacht nicht mehr bedürfte?

Das sind jedoch nur unwesentliche Einwände gegen dieses Einführungsbuch, das überdies noch durch einen sehr detaillierten Index zum Nachschlagewerk wird. Wenn Sie sich nach der Lektüre zur Indienreise entschlossen haben, benötigen Sie eine Karte, die Ihnen in handlicher Form vorliegt und die Ihr Reisegepäck überhaupt nicht belastet:

WERNER HILGEMANN und GÜNTER KETTERMANN, dtv-Perthes-Weltatlas, Band 2: Indien (mit 22 farbigen Karten).

(Darmstadt: dtv-Perthes) 1973, 48 S. ISBN 3-423-03113-1

Alle Karten dieses kleinen Atlas sind sehr lesbar gestaltet und mit erläuterndem Text versehen. Physikalische und klimatische Merkmale, Landwirtschaft, Bodenschätze, Industrie und Verkehr, Bevölkerung und Geschichte in unterschiedlichen Aspekten werden behandelt, und

Detailkarten zeigen ein typisches indisches Dorf, den Bezirk des mit deutscher Hilfe errichteten und nach anfänglichen Schwierigkeiten heute wichtigsten Stahlwerkes Rourkela und die Stadt Bombay. Die im Anhang angegebene weiterführende Literatur ist ein wenig veraltet; aber immerhin ist der kleine Atlas auch bereits im Jahre 1973 erschienen.

Neben die Karte müssen Sie sodann einen guten Indienführer legen, und den gibt es leider nicht. Selbst der beste englische Indienführer von Murray weist erhebliche Lücken auf. In deutscher Sprache ist die weiteste Annäherung an einen guten Reiseführer

HEIMO RAU, Indien - Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde (Stuttgart: Kohlhammer) 1978, 496 S. ISBN 3-17-002696-8.

Es ist zwar schön, auch hier kurze Hinweise auf Land, Volk, Staat, Wirtschaft und die Religionen zu erhalten; aber natürlich geht dies auf Kosten der Detailbeschreibung, für die dann nur noch rund 300 Seiten verbleiben. Die Folge ist, daß Sie ausführlichere Beschreibungen der Plätze finden, die auch in allen anderen Indienführern beschrieben sind. Wenn Sie aber vom Wege abweichen, was auch in Indien zu besonders reizvollen Begegnungen führen kann, dann hilft Ihnen auch Rau nicht weiter, oder er flüchtet in den Kleindruck.

Was in jedem Falle fehlt - auch bei den ausführlicher beschriebenen Kunstwerken - ist eine ins Einzelne gehende Ikonographie. Doch da es nichts Besseres gibt, möchte ich mindestens diesen Führer empfehlen. Und solange Indien als Reiseland nicht populärer wird, werden wir auf den indischen "Baedeker", der nur in vielen Bänden denkbar ist, ohnehin noch lange warten müssen.

Als deutscher Reisender in Indien sollte man den zeitweilig und an den Hauptorten recht kräftig erkennbaren westlichen Kolonialrest nicht so deuten, daß England und vielleicht Portugal die einzigen Länder gewesen seien, die außerhalb des asiatischen Kulturraumes zu Indien in Beziehung gestanden haben. Auch Deutschland hat einen viele hundert Jahre umfassenden geistigen Austausch mit Indien aufzuweisen:

WALTER LEIFER, Indien und die Deutschen - 500 Jahre
 Begegnung und Partnerschaft
 (Tübingen: Erdmann) 1969, 470 S.

Schon lange bevor Marco Polo im 13. Jahrhundert die erste Kunde von China nach Europa brachte, beschäftigte Indien - lange mit Asien gleichgesetzt - die Gemüter im Abendland. Dies mochte damit zusammenhängen, daß der Heilige Thomas in Indien den Märtyrertod erlitten haben oder daß einer der Heiligen Drei Könige aus Indien (aus Cochin?) stammen soll. Annolied (12. Jhdt.), Hrabanus Maurus (um 780-856), Wolfram von Eschenbach (um 1170-1220) und andere mittelalterliche Dichter zeigen sich von Indien beeinflußt, ehe um 1500 die ersten deutschen Geschäftsleute "im Kielwasser portugiesischer Konquistadoren" an indischen Küsten landen. Daß auch ein deutscher Abenteurer, Walter Balthasar Rainhard, es 1773 zum indischen Fürsten, zum Nawab, brachte, vom Moghul-Kaiser mit einem Lehen vor den Toren Agras betraut, erscheint uns als besonders amüsante Geschichte, nicht dagegen den deutschen Erben, die ihre Ansprüche nicht haben durchsetzen können.

Großen Einfluß gewann Indien auf die deutsche Literatur der Klassik, nachdem Kalidasas Dramenheldin Shakuntala den Deutschen nahegebracht worden war. Auch hier wurde Goethe einer der großen Anreger und besiegelte die literarischen Ambitionen seiner Zeitgenossen mit dem Wort:

"Willst du die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
 Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
 Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen -
 Nenn ich, Sakontala, dich, und so ist alles gesagt."

Daß Indien dann bis Thomas Mann und Hermann Hesse weiterwirkte, ist nicht verwunderlich und wird vom Autor mit zahlreichen Namen und Zitaten belegt. Nicht von ungefähr ist denn auch in der Zeit der deutschen Klassik der Grund für die Indologie gelegt worden, an deren Beginn ein einschlägiges Werk von Friedrich Schlegel (1808) steht, auch er beeinflußt von Forsters erster Shakuntala-Übersetzung. Die Entwicklung der deutschen Indologie gipfelte später in Max Müller (1823-1900), der Professor in Oxford wurde, nie in Indien war, aber heute noch immer das höchste Ansehen in Indien genießt.

Religiöse Einflüsse von der wissenschaftlichen Erarbeitung des

Buddhismus und der hinduistischen Religionen bis hin zu den theosophischen und anthroposophischen Gesellschaften, der indische Einfluß auf die Medizin, die Hahnemann zur Entwicklung der Homöopathie anregte, Indien als Reiseland, das Reisende von Engelbert Kaempfer bis zu den Himalaya-Erstürmern unserer Tage in seinen Bann zog, sind in weiteren Kapiteln dieses interessanten Buches festgehalten.

Rourkela als "Symbol deutsch-indischer Zusammenarbeit" und die Geschichte der politisch-wirtschaftlichen Partnerschaft, die durch das Interesse der Nazi-Machthaber an den indischen Exilpolitikern um Subhas Chandra Bose eine makabre Note erhält, bilden den Ausklang des Werkes, dem der Leser noch manch eine überraschende Querverbindung zwischen Deutschland und Indien entnehmen wird, die ich hier nicht darstellen kann.

Wenn dieser deutsch-indische Dialog Ihr Interesse an dem großen Lande weiter geweckt hat, so sollten Sie noch die wichtigsten seiner literarischen Denkmäler kennenlernen, ehe Sie sich endgültig auf die Reise machen. Ich meine das Mahabharata und das Ramayana. Die Höhepunkte dieser beiden Epen haben die Literatur, Tanz und Theater, Malerei und Baukunst nicht nur Indiens, sondern auch ganz Südasiens geprägt. Und wenn Sie immer wieder auf den Affen Hanuman und die schöne Sita oder auf die Helden Arjuna und Bhima stoßen, so werden Sie beim Genuß der Kunstwerke erst voll befriedigt werden, wenn Sie die Handlung kennen, deren Teile Ihnen vor Augen treten. Denn ebenso, wie nur der die Kunst des abendländischen Mittelalters versteht, der sich in der Bibel auskennt, wird nur der Besucher von der Begegnung mit südasiatischer Kunst Gewinn davontragen, der sich mit den großen Hindu-Epen beschäftigt hat.

Nun kann man jedoch diese Epen nicht eigentlich "rezensieren". Wer wollte sich vermessen, Kritik am Alten Testament, an der Ilias oder am Nibelungenlied zu üben? Und nur mit diesen überlieferten Literaturdenkmälern lassen sich die Hindu-Epen vergleichen. Ich kann daher nur die Quellen angeben, die Ihnen den Zugang vermitteln können. Dabei ist vor allem auf den Eugen Diederichs Verlag hinzuweisen, der uns wichtige Werke der indischen Überlieferung in "klassischen" Übersetzungen deutscher Indologen neu vorlegt:

UPANISHADEN - Die Geheimlehre der Inder
(Düsseldorf, Köln: Diederichs Gelbe Reihe 15) 2. Aufl. 1978, 240 S. ISBN
3-424-00575-4

MAHABHARATA - Indiens großes Epos
(Düsseldorf, Köln: Diederichs Gelbe Reihe 16) 1979, 336 S. ISBN
3-424-00576-2

BHAGAVADGITA/ASHTAVAKRAGITA - Indiens heilige Gesänge
(Düsseldorf, Köln: Diederichs Gelbe Reihe 21) 1978, 174 S. ISBN
3-424-00621-1

Die Upanishaden, deren rund zwanzig in der Übersetzung des deutschen Indologen Alfred Hillebrandt (1853-1927) hier vorgelegt werden, sind philosophische Texte der Inder, die bis in die früheste Zeit der indischen Kultur zurückreichen. Dies ist Literatur für stille Stunden, in die man sich vertiefen muß und aus der man Verständnis dafür gewinnen mag, daß mancher gebildete Inder uns mit einem Selbstbewußtsein entgegentritt, das unserem häufig doch sehr oberflächlichen Urteil nach der Situation seines Heimatlandes so gar nicht angemessen zu sein scheint. Aber gerade ein Land, das eine Literatur hervorgebracht hat, die Schopenhauer "die belohnendste und erhebenste Lektüre, die auf der Welt möglich ist", genannt hat, sollte man sicher nicht nur mit unseren ökonomistischen Maßstäben messen.

Gewiß ist die Lektüre des Mahabharata kurzweiliger. Und den Episoden dieser Dichtung begegnen Sie überall in Indien. Auch wenn Sie in Indonesien mit dem Expreßzug "Bhima" zum Borobudur rollen, so erinnert dieser Zug an einen Helden aus dieser Dichtung, die ich die indische Ilias nennen möchte. Denn die große Schlacht von Kurukshetra, in der die Pandavas gegen die ihnen verwandten Kauravas kämpften, ist auf eine Frau zurückzuführen wie der Kampf um Troja auf die schöne Helena: Draupadi, "die schönste Frau der Welt", war der Einsatz eines Würfelspiels und löste letzten Endes jene Schlacht aus, die Anlaß zu Kampfszenen gibt, die denen der Ilias nicht nachstehen.

Diese Schlacht ist aber auch der Ort, an dem Krishna, die Inkarnation des Hindugottes Vishnu, als Wagenlenker des Pandava-Helden Arjuna diesem die Zweifel nimmt, die ihn bei dem Gedanken befallen, gegen seine Verwandten kämpfen zu müssen. Krishnas große Rede, die Bhagavadgita, gilt als eines der bedeutendsten literarischen Zeugnisse

Indiens und ist das Hohe Lied der Pflichterfüllung. Den heutigen Leser mag allerdings die teilweise hölzerne Übersetzung von Leopold von Schroeder (1912) stören. Ohnehin befinden sich die Orientalisten in dem Dilemma, daß sie zwar große Sprachwissenschaftler sein können, deshalb aber noch keine begnadeten (Nach-) Dichter sein müssen!

Von dem anderen großen Hindu-Epos, das noch heute in Indien so populär wie bei uns das Nibelungenlied ist (oder war?), dem Ramayana, ist mir keine neuere deutsche Ausgabe bekannt. Aber die Geschichte der schönen Sita, die der Vishnu-Inkarnation Rama angetraut war und von dem Dämonenfürsten Ravana geraubt wurde, müssen Sie sich ebenfalls vor jeder Süd- und Südostasienreise aneignen. Ob Sie in Java ein Wayang-Theater oder auf Bali den Ramayana-Tanz sehen, ob Sie die Reliefs von Angkor-Wat studieren oder die Hoysala-Tempel in Karnataka besuchen: Die Verfolgung Ravanas durch Rama und das Affenheer unter seinem Führer Hanuman ist das große Thema vieler künstlerischer Darstellungen, denen Sie begegnen werden. Beschaffen Sie sich daher die glänzende Nacherzählung aus der Feder eines der bedeutendsten indischen Staatsmänner und Mitstreiter Gandhis:

CHAKRAVARTI RAJAGOPALACHARI, Ramayana
(Bombay: Bharatiya Vidya Bhavan) 15th edition 1976, 320 S.

Bevor Sie nun Ihren Koffer abschließen, benötigen Sie natürlich noch eine spannende Reiselektüre. Ich habe den Reigen meiner Rezensionen für die OAG mit einem Indien-Roman von M. M. Kaye ("The Far Pavilions") begonnen und möchte Ihnen heute ein weiteres Werk dieser Autorin vorstellen:

M. M. KAYE, Shadow of the Moon
(New York: Bantam Books) 1980, 804 S. ISBN 0-553-17036-8

Die Liebesgeschichte, die die Autorin diesmal erzählt, ist enttäuschend; denn sobald Sie die wichtigsten Personen der Handlung kennengelernt haben, so etwa bei S. 90, können Sie sich schon ausmalen, wie das Ende aussehen wird. Was aber den Leser dennoch in Spannung hält, ist die Lokalkenntnis der Autorin und vor allem die Darstellung der historischen Situation. Ihr eigentlicher Gegenstand ist jenes Ereignis, das ich bei Rothermund vermißte: die "Mutiny", der Aufstand der indischen Soldaten im Jahre 1857, der sich über ein Jahr lang hinzog, der mit damals nicht gekannten Greueln das Ende der British East India

Company als Verwaltungsmacht bedeutete und in Indien den Gedanken einer nationalen Identität erstmals vorbereitete.

Die Wahrsagung von Plassey, die Annexionspolitik Dalhousie's und die mit Tierfett eingeriebene Munition waren auslösende Faktoren eines Ereignisses, vor dessen Ausbruch sich mancher fragte, ob es gut sei, sich zu viel in Asien und seine gesellschaftlichen Strukturen einzumischen (S. 462), und ob man denn in Europa niemals lernen werde, mit asiatischen Kulturen umzugehen (vgl. S. 239). Auch die Sicherheit, in der die Autorin die Personen der Handlung S. 285 beschreibt, erinnert mich an den westlichen Diplomaten, der mir 1963 in Saigon versicherte, daß es absolut abwegig sei, jemals mit Unruhen in Süd-Vietnam zu rechnen. Und daß schon vor über 100 Jahren Rußland Interesse an Indien zeigte (S. 168, 175), ist keine Erfindung einer russophoben Autorin, sondern einfach eine historische Tatsache, der unter anderem Afghanistan seine staatliche Existenz zu verdanken hatte.

Wer es liebt, sich historisches Wissen in unterhaltsamer Form anzueignen, lese dieses neue Buch von M. M. Kaye - vorzugsweise auf der Reise nach Indien!

B. G.

RÜCKBLICK AUF DIE "KULTURREVOLUTION" (I)

Der Ende 1980 in Peking durchgeführte Prozeß gegen die "Viererbände" ruft sicherlich den Wunsch wach, sich noch einmal darüber zu informieren, was es eigentlich mit der "Großen Proletarischen Kulturrevolution" auf sich gehabt habe. Zur Zeit des Vorganges selbst hat es eine Fülle von Literatur gegeben, die verständlicherweise unter dem mangelnden zeitlichen Abstand litt.

Seitdem ist vieles wissenschaftlich in Fachzeitschriften erarbeitet worden. Aber gerade der Pekinger Prozeß dürfte zusätzlich Material ans Licht fördern, das möglicherweise neue Erkenntnisse bringt. Dabei ist schwer zu sagen, ob es jemals ein abschließendes Urteil über diese Bewegung geben wird.

Ich will hier nicht auf Zeitschriftenartikel eingehen, die aufzufinden Sie weder Lust noch Muße haben werden. Auch aus der Fülle der Bücher kann nur wenig berücksichtigt werden. Einer der ersten deutschsprachigen Titel ist in der Reihe "Res Novae - Dritte Welt" erschienen, mit der die Europäische Verlagsanstalt auf dem Höhepunkt der Studentenrevolte versuchte, aufs Trittbrett zu springen. Eigentlich einzig bemerkenswert an dieser inzwischen wieder eingeschlafenen Reihe waren die Umschlagentwürfe von Vasarély. Zwar verspricht der Verlag auf dem Umschlag des hier herausgegriffenen Werkes

GIOVANNI BLUMER, Die chinesische Kulturrevolution 1965/67
(Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt) 1968, 402 S.

Schlüsse, die "einige - vielleicht heilsame - Verblüffung auslösen" werden. Da ich selbst natürlich um mein Heil besorgt bin, habe ich das Buch gelesen, aber auf seinen 400 Seiten keine verblüffende Aussage gefunden. Gewiß, ich war verblüfft zu erfahren, daß "die beträchtlichen (ökonomischen) Mittel, die während der Kulturrevolution verbraucht wurden, Symptom eines gewissen, wenn auch bescheidenen Überflusses" gewesen sein sollen (S. 230) oder daß "die Produktion und die Landwirtschaft, auch nach dem Urteil maßgeblicher westlicher Wirtschaftsexperten (welcher?), während der Kulturrevolution nicht zu

leiden hatten" (S. 324). Zwar haben wir aus jener Zeit keine Zahlenangaben, um den Verfasser exakt zu widerlegen. Aber die seinerzeit nach Jahren steigenden Trends wieder zurückgefallenen Außenhandelszahlen sprechen eine ebenso beredte Sprache wie der wiederholte Aufruf, die Produktion zu schützen (vgl. z. B. Brief des ZK der KPCh vom 18. 3. 1967).

Verblüfft ist man auch darüber, daß der Autor offenbar weiß, was bei verschiedenen Konferenzen der chinesischen Führungsgremien gesagt wurde. So berichtet er, was P'eng Chen wörtlich gesagt haben soll (S. 48), oder er zitiert eine Äußerung Maos im Wortlaut, die dieser seinen Mitarbeitern gegenüber getan hat (S. 61 f). Eine Quelle, die es vielleicht in dem unübersehbaren Meer der Materialien über die Kulturrevolution gibt, wird jedenfalls nicht genannt - eine Methode, mit der man gewöhnlich dem unerfahrenen Leser gegenüber den Diebstahl geistigen Eigentums zu verschleiern versucht.

Was jedoch das größte Ärgernis dieses Buches darstellt, ist die Schluderei, mit der es der Verlag im wahrsten Sinne des Wortes auf den Markt geworfen hat und die sich im Durcheinander der Umschreibung chinesischer Namen kundtut. Ich will meine Leser nicht mit einer langen Aufzählung langweilen. Aber Sie werden meinen Zorn verstehen, wenn Blumer die damalige Gattin Maos, die heute jeder als Chiang Ch'ing (oder Jiang Qing) kennt, mal Tschang Tsching (S. 71, 82), mal Tschiang Tsching (S. 367) nennt, oder wenn er den Kulturfunktionär Chou Yang (S. 80) auf derselben Seite auch Tschu Yang, S. 162 aber Chen Yang nennt, wenn er aus der Hauptstadt Chekiangs, Hangchow (heute Hangzhou), Handchow (S. 121, 165, 355), Hanchou (S. 288) und Hanchow (S. 354) macht. Einer der Führer der Kulturrevolution war Kang Sheng. Bei Blumer kann der Leser sich aussuchen, ob ihm Kang Scheng (S. 161), Kang Shen (S. 162) oder Kang Schen (S. 265) besser gefällt. Kweyjang (S. 288) ist Kueiyang (heute Guiyang), die Hauptstadt der Provinz Kueichou (heute Guizhou), für die uns Blumer aus seinem Füllhorn die Lesarten Kweichow (S. 288, 359), Kweitschow (S. 296) oder Kweitchow (S. 322) anbietet. Usw., usw., usw.

Mit einem französischen Zitat (S. 118) aus der nur in chinesischer Sprache erscheinenden Pekinger Volkszeitung will Blumer uns offenbar zeigen, daß er französisch kann. Denn chinesisch kann er offenbar nicht, weil die Beherrschung eines einheitlichen Transkriptionssystems dazu gewissermaßen die Kindergarten-Voraussetzung darstellt.

Was bleibt, ist eine gute chronologische Darstellung der Kultur-

revolution, deren Glanzpunkt die Schilderung jener Ereignisse ist, denen der Autor unmittelbar beigewohnt hat. Es fehlt jedoch jeder Ansatz einer Analyse, und der Leser erfährt nicht, gegen wen sich die Bewegung eigentlich gerichtet hat. Welches Ziel also verfolgt Blumer mit seinem Buch? Vielleicht ist der Schlüsselsatz jener, der sich auf S. 138 findet, nach welchem an einer der Pekinger Hochschulen "die Emotionen freigemacht (wurden) durch die sachliche Auseinandersetzung mit den Vorgängen, die sich an Ort und Stelle abspielten". Wenn sachliche Auseinandersetzung nicht das Ziel einer Klärung hat, sondern Emotionen freimachen soll, so reicht die vorliegende Studie allerdings aus.

Doch nicht nur pubertäre Weltverbesserer im Studentenalter oder wache Verleger, die sich Lektoren mit rosaroter Brille leisten, betätigen sich als Trittbrettfahrer, sondern auch wohlbekannte Persönlichkeiten, unter denen die Frauen besonders in Erscheinung treten. Ich verweise hier auf Han Su-yin, eine exemplarische Wetterfahne, die ihre Tantiemen dem kurzen Gedächtnis ihrer Leser verdankt, oder auf die international bekannte britische Nationalökonomin Joan Robinson, die uns einen schönen Beweis dafür liefert, daß Torheit vor niemandem haltmacht. Wir wollen uns bei ihrem Beitrag

JOAN ROBINSON, *The Cultural Revolution in China*
(Harmondsworth: Penguin Books) 1970, 154 S.

nicht lange aufhalten. Wenn sie Chiang Ch'ings Verurteilung der klassischen Opern gutheißt (S. 49) und feststellt, "The young generation had no sympathy for it and the exquisite old art was already withering for lack of audiences", dann möge sie die langen Schlangen vor den Theatern und die Begeisterung des Publikums heute erklären, da diese Opern wieder aufgeführt werden dürfen. Ihre Überzeugung, daß das Kesseltreiben gegen Liu Shao-ch'i gerechtfertigt war (S. 65f), wirkt heute peinlich, nachdem dieser vom ZK seiner Partei rehabilitiert worden ist. In der Fabrik nimmt sie ihren Gesprächspartner das Gewäsch ab, daß das System persönlicher Anreize für die Arbeiter schädlich sei, und auf S. 152 finden wir den Satz, auf den sich offenbar G. Blumer in einer oben angeführten Aussage bezieht, daß nämlich "economic development seems to have been running on".
Ich verlasse mich da lieber auf einen Insider:

KEN LING, *The Revenge of Heaven - Journal of a Young Chinese*
(New York: Ballantine Books) 1972, X, 438 S. ISBN 345-02985-2-150.

Zwar muß man leider bei China-Büchern, die über Taiwan auf den Markt kommen, immer gewisse Bedenken anmelden und sie mit Vorbehalt lesen. Aber nach allem, was wir heute über die Kulturrevolution wissen, scheinen die Aufzeichnungen Ken Lings verläßlich zu sein und die Tatsachen darzustellen.

Ken Ling, Schüler in Fuzhou, wurde mit 16 Jahren in die Kulturrevolution hineingerissen. Nach anfänglich widerstreitenden Gefühlen, in denen das wohlgeordnete Elternhaus eine wichtige Rolle spielt, entschloß er sich zielbewußt, eine Führungsrolle innerhalb der "Roten Garden" zu übernehmen, die zu den Trägern der Bewegung wurden.

Sehr deutlich legt Ken Ling dar, daß ideologische Fragen bei den Akteuren eigentlich gar keine Rolle gespielt haben. Die Kulturrevolution "an der Front" war ein menschliches Drama höchst persönlicher Machtkämpfe, der Befriedigung persönlicher Eitelkeiten und persönlicher Racheakte, der Genuß der Anarchie - von ungestrafter sexueller Ausschreitung bis zur Plünderung der Waffenlager der Armee, um für die ausgelösten Bandenkriege gewappnet zu sein. Die beklemmende Schilderung der Reisen der Roten Garden durchs Land, die das Verkehrssystem für einen ordentlichen ökonomischen Einsatz für lange Zeit lahmlegten, ist ein Höhepunkt der Erzählkunst des Verfassers. Wer jemals "Kinderlandverschickung", die Entsendung in "Wehrrtüchtigungslager" oder "Aufmärsche" und "Appelle" mitmachen mußte, weiß, daß die Szenen, die Ken Ling von der Eisenbahnfahrt und dem Zusammentreffen mit Mao Tse-tung darstellt, keineswegs übertrieben sind. Mao Tse-tung selbst blieb dabei ein vorüberhuschender Schemen.

Überzeugend beschrieben ist die Szene, als die Roten Garden die Arbeiterinnen einer Fabrik vergeblich davon zu überzeugen versuchten, daß die politische Agitation wichtiger sei als die Arbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes. Selbst in der Bundesrepublik Deutschland versuchten damals Studenten, sich mit weltfremden Theorien vergeblich mit den Arbeitern zu "solidarisieren". Daß es später möglich war, daß ein junger Mann ohne jede Erfahrung wie Ken Ling, Leiter der

Produktion der Stadt Fuzhou wurde, erklärt manche Schwierigkeit, die in der chinesischen Industrie in jenen Jahren auftrat.

Die Erkenntnis, die Ken Ling auf S. 131 formuliert, erweist sich heute als hundertprozentig richtig: "Our basic premise was that we were the future masters of the country. Only after this basic premise was destroyed by Mao Tse-tung were we to realize too late that Mao had used us more than we did him". Und gewiß nicht auf China und auf die Kulturrevolution beschränkt ist die Erkenntnis: "When we shouted, 'Long live Chairman Mao!' we no longer knew the meaning of the words" (ebenda).

Ken Ling gelang die Flucht; er schwamm nachts auf die unweit der Küste gelegene und von Taiwan besetzte Tatan-Insel. Man sollte nach der Lektüre dieses Buches einige Gedanken an jene Millionen Jugendlicher in China verwenden, denen eine Flucht nicht möglich war, sondern die notwendigerweise in die Wirklichkeit und Notwendigkeit der "Vier Modernisierungen" zurückgerissen wurden. Wie sich ihr Verhältnis zur chinesischen Gesellschaft und zur staatlichen Führung heute gestaltet, ist eines der Geheimnisse, über die wir trotz aller "Öffnung" des Landes nichts erfahren. Einen Augenzeugen ganz anderer Art hat uns Joachim Glaubitz, der vielen unserer OAG-Mitglieder kein Unbekannter ist, durch seine Übersetzung erschlossen:

A. SCHELOCHOWZEW, *Chinesische Kulturrevolution aus der Nähe - Augenzeugenbericht eines sowjetischen Beobachters*

(Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt) 1969, 321 S.

Bei einem Buch aus sowjetischer Feder über China muß man gewiß zunächst einmal überlegen, aus welchem Motiv heraus es geschrieben sein könnte. Denn angesichts des Zwistes zwischen Peking und Moskau dürfte einem sowjetischen Autor Objektivität nicht leicht fallen. Schelochowzew denkt auch mit Wehmut an die Zeiten der chinesisch-sowjetischen Freundschaft zurück; er erinnert die Chinesen an den sowjetischen Beitrag an ihrem Aufbau und beklagt ihre Undankbarkeit. Und wenn er dem China Maos seine wachsende und blühende Heimat entgegenhält (S. 262) oder den Chinesen ihre Rüstung auf Kosten der Agrarentwicklung vorwirft, dann müßte er uns erläutern, warum es in Polen zu Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung gekommen ist und ob nicht auch die sowjetische Rüstung letzten Endes auf Kosten der

Landwirtschaft erfolgt, wobei nur die Agrarlieferungen des Westens bislang ein zu deutliches Absacken des Versorgungsniveaus der Bevölkerung verhinderten.

Bei der Darstellung der Geschehnisse in Peking jedoch braucht sich Schelochowzew, der ein Vertreter der angesehenen sowjetischen Sinologie ist, keiner Übertreibung zu befleißigen. Die Ereignisse sprechen für sich selbst und richten ihre Urheber. Und die klare Darstellung ist um so wirksamer, wenn wir sie mit dem oberflächlichen Eifer Blumers vergleichen, der sich als ausländischer Studierender in einer ähnlichen Situation in China befand.

Schelochowzew traf kurz vor Beginn der Kulturrevolution in Peking ein, um sinologische Studien durchzuführen, und er schildert den Ausbruch der Bewegung, die am Orte des Geschehens vielfach unverständlich blieb. Insbesondere die sich ablösenden Gruppen, die sich gegenseitig bekämpften, verwirrten auch unseren Autor. Er versucht deshalb auch keineswegs, uns den Hintergrund der Kulturrevolution darzustellen, sondern er beschreibt einfach die absurden Vorgänge, die er auf dem Campus seiner Universität erblickt - die "Verurteilung" der Mitglieder der Universitätsverwaltung und der Professorenschaft und deren Bestrafung, meist durch Bespeien, Prügel oder stundenlanges Stillstehen und durch den Zwang, untergeordnete Arbeit zu verrichten. Daß Todesfälle dabei in Kauf genommen wurden, wird aus den Erlebnissen des Autors deutlich, der auch ansehen muß, wie man aus Verzweiflung begangene Selbstmorde als Bestätigung der bourgeoisen Verwerflichkeit der Opfer nimmt.

Plünderungen von Privathäusern, Tempeln und Palästen und die Zerstörung von Kunstwerken werden vom Autor bestätigt, der ebenso wie der heutige Peking-Besucher erfreut ist, daß die unwissenden Rotgardisten bei ihrem Sturm durch den Tempel der Azurblauen Wolken die seitwärts untergebrachten 500 Lohan (Schüler Buddhas) nicht fanden (S. 274).

Einige Personen, die in die Kulturrevolution verwickelt waren, werden uns sehr plastisch nahegebracht. Jedem Leser wird die Darstellung nahegehen, wie der angesehene greise Schriftsteller Lao She durch die Roten Garden in den Tod getrieben wird (S. 276 ff). Auch den Namen Teng T'os sollte man nicht vergessen, der durch bissige, gegen Mao Tse-tungs Politik gerichtete Kommentare in der "Volkszeitung", deren Chefredakteur er war, die Anhänger Maos gegen sich aufbrachte und damit ungewollt einer der Auslöser der Bewegung wurde (S. 66 ff).

Der Soldat Lei Feng, ein aus Mao-Zitaten aufgebauter Homunculus, diente den Maoisten als Vorbild für den idealen Menschen, der außer den Worten des Vorsitzenden keiner weiteren geistigen Nahrung bedarf (S. 253 ff). Daß jedoch selbst die radikalsten Rotgardisten gelegentlich von Zweifeln heimgesucht wurden, stellt Schelochowzew eindrucksvoll in seinem nächtlichen Dialog mit einem "verwirrten Extremisten" dar (S. 150 ff).

Zwei Gedanken müssen uns nach der Lektüre dieses Berichtes besonders bewegen. Gerade unserem sowjetischen Autor geht der sowjetisch-chinesische Bruch besonders nahe, und es waren viele der von den Managern der Kulturrevolution entmachteten politischen Führer, die für ein engeres Verhältnis zur Sowjetunion eintraten - jene Leute, die heute weitgehend rehabilitiert sind. Ich selbst bin seit langem der Auffassung, daß man die Differenzen zwischen Peking und Moskau keinesfalls als endgültig ansehen, sondern immer wieder darauf gefaßt sein sollte, daß bei Führungswechseln - vor allem wenn diese von Pragmatikern eingeleitet werden - auch "Vernunftfehen" wieder denkbar werden. Und einen Hinweis, daß eine engere Beziehung der neuen Reagan-Regierung zu Taiwan Peking zwingen könne, sich wieder Moskau zuzuwenden, sollte man nicht nur als Schaumschlägerei abtun.

Zweitens müssen wir feststellen, daß zwar in China die Kulturrevolution beendet ist, daß sie aber auch exportiert wurde und nicht zuletzt bei uns fortwirkt. War denn nicht unsere eigene Studentenrevolte nach dem maoistischen Vorbild gestaltet? Und sind nicht die letztlich aus dieser Revolte hervorgegangenen Radikale zirkel der Ursprung der noch heute agierenden Terroristengruppen, für die die Baader-Meinhoff-Bande stellvertretend genannt sei? Aus den Darstellungen Schelochowzews und auch Ken Lings geht hervor, daß sich der Terror in anarchistischem Gewande von jeder ideologischen Basis löst, so wie wir es bei unseren Terroristengruppen ebenfalls erkennen.

Aber wir brauchen nicht in diese Extreme zu gehen. Die "Reformen", die die Studentenunruhe erzwungen hat, können letztlich ebenfalls auf die Kulturrevolution und auf Chiang Ch'ing zurückgeführt werden, die Schelochowzew auf dem Campus erlebt hat: "Ihr seid die revolutionäre, neue Generation . . . Wir können euch nicht führen, aber euch unterstützen, das können wir!" (S. 164). Die Verachtung Chiang Ch'ings gegen die Professoren, ihre Auffassung von der Unfähigkeit der Erwachsenen und ihre Aufforderung, sich gegen die Eltern zu wenden (S. 256) -

können wir den hier angelegten Verlust der Achtung vor den Älteren nicht täglich bei uns erleben?

Und was ist schließlich aus der Erziehung hin zur Allgemeinbildung geworden, wenn wir heute bei Abiturienten und Studenten empfindliche Lücken im Geschichtswissen oder in der eigenen Sprache feststellen? Im China der Kulturrevolution stellt uns Schelochowzew das Studium dar als "kollektives Büffeln, so daß es mit größter Wahrscheinlichkeit viele gleichzeitig verдумt" (S. 180). Das steigende Ansehen unserer Privatschulen in der gleichmacherischen Landschaft der Gesamtschule erinnert an die Eliteschulen der chinesischen Parteikinder, für die die primitiven Gemüter der Rotgardisten natürlich wenig Verständnis aufbrachten. Und die beschmierten Wände unserer Universitäten sind die letzten Überbleibsel der Wandzeitungen in den chinesischen Universitäten.

Bevor ich mich dem nächsten Buch zuwende, will ich meinen Lesern die Beobachtung Schelochowzews nicht vorenthalten, daß japanische Geschäftsleute ihre chinesischen Gesprächspartner damit erfreuten, daß sie aus ihren Spesengeldern (die man ja wohl in Peking kaum anders ausgeben konnte) die Rote "Maobibel" erwarben und in den Chor der Rotgardisten einstimmten! (S. 257).

Die Autorin des nachstehenden Buches war ebenfalls Augenzeugin der Kulturrevolution. In Taiwan geboren, studierte sie in den USA, wandelte sich hier zur überzeugten "Maoistin", siedelte in die Volksrepublik China über und wurde dort offensichtlich von ihrem Glauben geheilt. Jedenfalls verließ sie China wieder und bewältigte ihre Erlebnisse literarisch in Form sehr lesbarer Kurzgeschichten:

CHEN JO-HSI, Die Exekution des Landrats Yin und andere
Stories aus der Kulturrevolution
(Hamburg: Knaus) 1979, 265 S. ISBN 3-8135-2423-x

Wer keine Zeit und Muße hat, wissenschaftliche Analysen oder Dokumentensammlungen zu lesen, dem seien diese Skizzen empfohlen. Sie zeigen die menschlichen Reaktionen, die in den ideologisch verbrämten Berichten linker Autoren als überflüssig übergangen werden. Wie man überleben konnte, wenn der Nachbar verschwand, wenn man vor dem Kindermund zittern mußte oder wenn die Nachbarn spitzelten - hier ahnt man etwas davon, worüber man von einem Chinesen in seinem Heimatlande wohl heute kaum etwas hören dürfte.

Die Beschreibungen Potemkinscher Dörfer, die man "Nixons Pressebegleitern" wie auch anderen "ausländischen Freunden" vorführt, veranlassen den gelegentlichen China-Besucher zum Nachdenken. Und jeder, der in China schon einmal an wartenden Chinesen vorbei eine Vorzugsbehandlung genoß, wird versucht sein, jene Szene auf dem Lijiang bei Guilin auf sich zu münzen, in der Han Su-yin auftaucht. Der Motor ihres Bootes setzt aus und kann nur durch Ausbau eines Motorteiles eines fahrplanmäßigen Schiffes wieder flott gemacht werden; so daß dieses liegenbleibt. Aber: "Was bedeutet es schon, daß zwanzig oder dreißig Menschen nicht nach Jangso fahren und folglich nicht am gleichen Tag nach Hause kommen konnten! Es bedeutet jedoch viel, wenn Han Su-yin im Ausland etwas Gutes über China sagen kann" (S. 213).

Nicht jede literarische Bewältigung des chinesischen Alltags ist jedoch ein Gewinn. Wenn sich der Autor des nachstehenden Romans auch nicht direkt mit der Kulturrevolution, sondern eher mit ihrem Schlußpunkt befaßt, so will ich doch hier gerade in diesem Zusammenhang auf ihn eingehen:

HSIA CHIH-YEN, Der kälteste Winter in Peking - Ein
Roman aus Rotchina
(Berlin, Frankfurt: Ullstein) 1979, 396 S. ISBN 3-550-07902-8

Zunächst muß etwas zur Aufmachung dieses Buches gesagt werden. Die Leser meiner Rezensionen werden festgestellt haben, daß ich mich häufig über den Verlag ebenso ärgere wie über den Autor, der mir meine Zeit stiehlt. Hier haben wir wieder einmal einen solchen Fall. Dieses Buch soll nämlich "den ersten authentischen Einblick in die bittere Realität des täglichen Lebens" in der Volksrepublik China geben. Es ist angeblich geschrieben vom "ersten rotchinesischen Dissidenten, dessen Stimme nach draußen dringt". (Beides Zitate aus dem Klappentext). Generell sollte man vor Büchern warnen, die mit dem geographischen Begriff "Rotchina" arbeiten. Man muß nicht Kommunist sein, wenn man den offiziellen Namen der Volksrepublik China benutzt, und leider zeigt die Erfahrung, daß vielen Benutzern des Begriffs "Rotchina" an Objektivität nicht gelegen ist. Dies beweist auch das Zitat. Allein schon das oben vorgestellte Buch von Ken Ling widerlegt den Ausspruch des Ullstein-Verlages. Wenn dessen Gedächtnis so kurz ist, kann man kaum erwarten, daß er sich noch an Liu Shao-tong erinnert, der schon 1953 -

auf der Kravchenko-Welle reitend (Ich wählte die Freiheit, Zürich: Thomas Verlag 1947) - berichtete: Ich komme aus Rotchina (Kitzingen: Holzner-Verlag). Der Ullstein-Verlag erinnert sich ja nicht einmal an seine eigenen Publikationen. Denn schon 1970 legte er ein Buch vor, in dem "*zum ersten Male . . . das Leben, Denken und Verhalten der Chinesen und das . . . alle bestehende Werte in Frage stellende Chaos geschildert*" werden (Maurice Ciantar, 1000 Tage Peking; Klappentext). Es würde mich auch nicht wundern, wenn ein Verleger dem Autor sein wehleidiges Vorwort in die Feder diktiert hat: "Ich erkenne jetzt, daß ich trotz aller Vorsicht alles verlieren werde, was ich besitze" (S. 7). Dieses Schicksal müßte er dann mindestens mit den heutigen Herren Chinas teilen; denn was sie enthüllen, geht in seiner Tiefenwirkung weit über Hsias Bericht hinaus.

Der Autor fühlt sich dem großen Lu Hsün verpflichtet; und es ist ihm um "historische Beweise" (S. 5) zu tun. Er hofft, den "unerschütterlichen Mut" aufzubringen, um realistisch zu sein, um "wirklich und wahr, ohne Übertreibung, ohne Verzerrung" schreiben zu können. Was kommt dabei heraus?

Die kitschige Liebes- und Spionageaffäre sollte man einem Autor nicht zum Vorwurf machen, der beim ersten Blick in unsere Welt ja überzeugt sein muß, nur so ein Buch an den Mann bringen zu können. Auch die unbeholfenen und ein wenig weltfremden Japaner waren schon in den dreißiger Jahren ein beliebtes Klischee. Woher er weiß, was sich in den dramatischen Tagen um die Ausschaltung der "Viererbande" in den "inneren Gemächern" der politischen Führung abgespielt hat und welche Worte dort gewechselt wurden, bleibt sein Geheimnis und erinnert an die oben abgehandelte Methode Blumers.

Daß es zwischen der Volksbefreiungsarmee und der von der "Viererbande" aufgewerteten Miliz heftigste Zusammenstöße gegeben hat, ist belegt. Und dieser Teil des Buches kann vielleicht beanspruchen, so etwas wie ein Augenzeugenbericht zu sein. Er allein lohnt die Lektüre, wenn auch die Skepsis bleiben muß, ob tatsächlich alles so war. Denn warum Hsia sein Buch umschreiben mußte, nachdem ein Erdbeben Tangshan erschütterte und erneut nachdem Mao gestorben war, leuchtet nicht ein. Hatte er sich vorher in der Wahrheit versehen? Auch im vorliegenden Buch passiert ihm ein peinliches Mißgeschick: Die Kapitel einfach als Tagebuchdaten zu bezeichnen, ist an sich ein guter Kunstgriff, und dieser wird noch ausgeschmückt, gewissermaßen exotisiert, indem er den Leser auch so recht in chinesische Tradition

einführt: "Sonntag, 10. Februar, 9:00 Uhr Pekinger Zeit - Mondkalender: 26. Tag des 12. Monats". Klingt das nicht sehr korrekt?

Leider vergißt der Autor uns zu sagen, welches Jahr er meint. Und in seiner oben zitierten Vorsicht verliert er zwar nicht alles, was er besitzt, wohl aber die Orientierung über die Geschehnisse, die er abbilden will. Mao Tse-tung starb im September 1976, was Hsia S. 6 festhält. Den Sturz der Viererbande im Oktober 1976 konnte er angeblich nicht mehr berücksichtigen, wie er in seinem Vorwort vom 1.1.1977 schreibt. Wenn aber Maos Witwe "hager" und "vergrämt" am 9. Februar in einer führenden Rolle auftritt (S. 22), dann muß es sich doch um das Jahr 1977 handeln? Oder hat der Autor die Ereignisse prophetisch vorausgesehen und sich beim Sturz der Viererbande nur im Datum vergriffen (der Sturz erfolgt bei ihm am 13. Februar, S. 362)? Prophezeiungen erfordern aber nicht den unerschütterlichen Mut zur Wahrheit, den Hsia im Vorwort beschwört. Hier liegt ein Widerspruch, zu dessen Auflösung der Autor nicht beiträgt. Vielleicht sollte er wirklich dem Rat seines Vorbildes Lu Hsün folgen, der von seinen eigenen Werken gesagt hat: "Wenn ich etwas fertiggeschrieben habe - zum Teufel damit!"

B. G.

29. Sept. 1981

RÜCKBLICK AUF DIE "KULTURREVOLUTION" (II)

Wenn ich im ersten Teil dieser Rezension im wesentlichen Augenzeugenberichte und literarische Arbeiten zum Thema "Kulturrevolution" vorgestellt habe, so will ich Sie hier auf einige Untersuchungen wissenschaftlichen Charakters hinweisen, in denen diese Bewegung in den Zusammenhang der historischen Entwicklung der Volksrepublik China gestellt und gedeutet wird.

Das immer noch beste Werk über die Vorgeschichte und Entstehung der Kulturrevolution hat Rainer Hoffmann etwa 1970 vorgelegt, dem man, wenn man ihn heute liest, eine bewunderswerte Intuition bescheinigen muß:

RAINER HOFFMANN, Entmaoisierung in China - Zur Vorgeschichte der Kulturrevolution, "Arnold Bergsträsser-Institut - Studien zur Entwicklung und Politik", Bd. 1 (München: Weltforum Verlag) o. J., 239 S. ISBN 3-8039-0067-0

Sogleich in den einleitenden Abschnitten räumt Hoffmann mit der unter China watchers noch lange verbreiteten Meinung auf, daß die chinesische Führungsgarnitur eine in sozialistischen Ländern sonst nicht bekannte Geschlossenheit aufweise. Tatsächlich läßt sich schon frühzeitig die pragmatische Richtung erkennen, für die der Staatspräsident Liu Shao-ch'i und der Generalsekretär der KP, Teng Hsiao-p'ing, standen und die nicht bereit war, dem radikalegalitären Kurs Mao Tse-tungs zu folgen, der zum ersten Male im "Großen Sprung nach vorn" im großen Stil scheitert.

Hoffmann, der Geschichte und Vokabular des Sozialismus hervorragend beherrscht, belehrt uns einleitend, daß Sozialismus mit egalitärer Gesellschaft unter Mangelerscheinungen nicht möglich ist. Daß diese vielmehr eine Zentralisierung der Kapitalbildung erfordert, die automatisch zur Bürokratisierung und zur gesellschaftlichen Differenzierung führt. Der Idealist Mao versuchte die Lösung auf dem Wege über die Volkskommunen, die für die Agrarproduktion, die Erziehung und die Industrialisierung in gleicher Weise und in eigener

Verantwortung zuständig waren. Aber dieses mit dem Großen Sprung verknüpfte Experiment war nach dem uns nunmehr schon bekannten Teng T'o ein "Versuch, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen" (S. 24). Und die Folgen dieses Experimentes ließen Yang Hsien-chen, damals Leiter der Höheren Parteischule, sagen: "Keine historische Dynastie war so übel wie die Dynastie Mao Tse-tung" (S. 42).

Man kann sich vorstellen, welches Ausmaß die Spannungen erreicht haben müssen, wenn solche Äußerungen möglich waren. Daß wir sie heute kennen, ist darauf zurückzuführen, daß die späteren Führer der Kulturrevolution - Chiang Ch'ing an der Spitze - den Roten Garden die Parteiarchive zugänglich machten, um ihnen den Elitestandpunkt der Parteiführung zu verdeutlichen. Und Hoffmann war in der Lage, für seine Arbeit eine fast unübersehbare Fülle von Publikationen der Roten Garden zu verwenden, die ihm solche Zitate lieferten, wie wir sie aus keinem anderen zentral kontrollierten Staat kennen.

Nach dem Großen Sprung war das Vertrauen der Partei in Maos Führung erschüttert; die Reihen schlossen sich gegen ihn. In dieser Situation startete er die Kulturrevolution, die Hoffmann damit treffend als den "maoistischen Ausbruch aus einem verschleierte, aber wirksamen Belagerungszustand" bezeichnet (S. 52). Keine der Anordnungen Maos wurde nämlich mehr durchgeführt; man blockierte sie oder weichte sie auf. Zuständig für die Umsetzung derartiger Anordnungen oder auch Politbürobeschlüsse ist das Generalsekretariat der Partei, und Generalsekretär war Teng Hsiao-p'ing!

Für Mao gab es in dieser Situation nur noch zwei Verbündete: Die Jugend, der die chinesischen "Ordensburgen" nicht zugänglich waren und die natürlich den Führern von Partei und Wirtschaft den höheren Lebensstandard nicht gönnten. Auch das Schulsystem, das nach dem Großen Sprung ein scharfes Leistungssystem errichtete, um die Fachkräfte heranzubilden, die ein Entwicklungsland wie China ebenso braucht wie ein Industrieland, gefiel natürlich den Schülern und Studenten gar nicht. Ihnen von höchster Stelle, nämlich von Mao und seiner bis dahin politisch unbedeutenden Frau, zu sagen, daß Rebellion gut sei, öffnete die Schleusen und spülte die Parteiführung hinweg.

Damit geriet aber China erneut an den Rand des Ruins, der nur aufzuhalten war, indem Mao seinen zweiten Verbündeten, die Armee, über die Roten Garden setzte. Und der Verteidigungsminister Lin Piao hatte seine Truppe seit langem auf Mao eingeschworen, so daß sie ein lenkbares Instrument wurde. Daß er dieses Instrument dann auch für

seine eigenen Zwecke nutzbar machen wollte, gehört nicht zu Hoffmanns Thema.

Schon die Darstellung der "Entmaoisierung" vor der Kulturrevolution, die erst heute unter den Opfern dieser Bewegung mit erbitterter Konsequenz vollendet wird, ist Hoffmann meisterhaft gelungen. Der Autor verhehlt nicht seine negative Einstellung zur "bürgerlichen", pragmatischen Haltung. Um so mehr spricht für seine intellektuelle Redlichkeit, daß seine objektive Untersuchung ihn zu der durch die inzwischen erkennbaren Tatsachen belegten Überzeugung bringt:

"Wir dürfen mit Zuversicht annehmen, daß der Versuch, der Entmaoisierung ein roll-back zu bereiten, ohne Erfolg bleiben wird. Nicht, weil die charismatische Gestalt des Vorsitzenden unmöglich noch lange Chinas Geschicke bestimmen wird, sondern weil sich kein Volk auf Dauer auf den schwindelnden Höhen politischer Extremität halten kann. Auch die Gewaltanstrengung der Kulturrevolution wird nicht verhindern, daß China den Weg der liuistischen Liberalisierung und Differenzierung auf lange Sicht weiterbegeht" (S. 184). Maos eigenes Ideal ist letzten Endes ein Übermensch, ein Asket und ewiger Kämpfer, und es liegt nahe, daß Hoffmann bei dieser Gestalt Nietzsches Zarathustra einfällt: Das Glück wird den "letzten Menschen" überlassen (S. 184). Hoffmann gibt seinem Buch eine nützliche Liste der wichtigsten Persönlichkeiten der Kulturrevolution mit wesentlichen Lebensdaten bei. Um eine Reihe dieser Persönlichkeiten herum ist das folgende Büchlein gruppiert:

KUO HENG-YÜ, Maos Kulturrevolution - Analyse einer Karikatur. "Politik in unserer Zeit" Bd. 10 (Pfullingen: Noske) 1968, 92 S.

Anlaß dieses merkwürdigen Titels ist eine Karikatur, die am 22.2.1967 von den Roten Garden in Peking veröffentlicht wurde und die vierzehn Tage später auch in der "Asahi Shimbun" und in der "Times" erschien. Die Karikatur mit dem Titel "Bild der widerlichen Clowns" stellt einen traditionellen Festzug eines großen Machthabers dar. Dieser Machthaber in der Sänfte ist kein Geringerer als der damalige Staatspräsident Liu Shao-ch'i. Angeführt wird der Zug von Lu Tung-i, dem damaligen Leiter der Kulturabteilung des ZK der KPCh und Kultusminister, hinter dem sogleich Teng T'o einherschreitet.

Und zahlreiche andere Personen, die uns bei der Lektüre der vorstehenden Bücher als Zielscheiben der maoistischen Kritik begegnet sind, finden wir im Gefolge dieses Festzuges. Da ist Wu Han, der damalige stellvertretende Bürgermeister Pekings, der 1960 das Bühnenstück "Die Entlassung Hai Juis" veröffentlichte, die Geschichte eines hohen Beamten der Ming-Dynastie, der im 16. Jahrhundert entlassen wurde, weil er sich für das Volk eingesetzt hatte. Die Kulturrevolutionäre sahen darin eine Parallele zur Entlassung des Verteidigungsministers P'eng Te-huai, der es 1959 gewagt hatte, Mao wegen des Großen Sprungs zu kritisieren. Ein Artikel Yao Wen-yuans (später Mitglied der "Viererbande") gegen Wu Hans Stück ist der literarische Auslöser der Kulturrevolution geworden.

Wir finden Lu P'ing, den Rektor der Pekinger Universität, gegen den sich die erste von Mao sanktionierte Wandzeitung der Kulturrevolution richtete, und neben vielen anderen natürlich Teng Hsiao-p'ing. Der Aufbau des Buches bringt es mit sich, daß wir über die Rolle der dargestellten Personen mehr erfahren als bei Hoffmann, während im übrigen die Darstellung der Geschehnisse selbst keine neuen Erkenntnisse bringt.

Als Dokumente sind dem Band die Selbstkritik Liu Shao-ch'is vom 9.7.67 sowie eine Anzahl der damals üblichen Propagandazeichnungen beigegeben, die hoffentlich nur eine Übergangserscheinung der chinesischen Malerei gewesen sind.

Am Ende der Kulturrevolution stand eine bislang unbekannte Organisation, deren Funktion von außen her nicht immer klar erkennbar war, die Revolutionskomitees. Über sie unterrichtet uns Weggel in zwei Broschüren:

OSKAR WEGGEL, Die chinesischen Revolutionskomitees oder der Versuch, die Große Kulturrevolution durch Parzellierung zu retten. "Mitteilungen des Instituts für Asienkunde" Nr. 25
(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1968, 122 S.

OSKAR WEGGEL, Die Partei als Widersacher der Revolutionskomitees - Siegt Lenin oder Rosa Luxemburg in China? "Mitteilungen des Instituts für Asienkunde" Nr. 34
(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1970, 89 S.

Wer sich in die schon in den Untertiteln erkennbare barocke Schreibweise Weggels eingelese hat, die gelegentlich auch nicht vor demagogischen Formulierungen zurückschreckt, der wird einen guten Überblick erhalten. Ihm kommt dabei eine andere Eigenschaft dieses Autors zugute, die eigentlich im Gegensatz zu seinem Stil steht, nämlich seine Sucht zur Gliederung und zur Systematisierung, die sich in vielen seiner Schriften durch synoptische Darstellungen äußert. Wer in der modernen deutschen Literatur bewandert ist, könnte ihn fast den Arno Schmidt der Chinakunde nennen.

Beide Broschüren überschneiden sich. Dabei liegt das Schwergewicht der ersten auf der Entstehung der Revolutionskomitees in einer Situation, die Weggel sehr plastisch wie folgt beschreibt: "Ironischerweise lag der Keim für den Mißerfolg des Endziels gerade in dem Erfolg, den Mao mit einem seiner Zwischenspiele, nämlich der Zerschlagung der verknöcherten Parteibürokratie, verbuchen konnte. Als Folge dieses Pyrrhussieges hatte sich das anfängliche Jonglieren mit hohen Zielen unversehens in eine zum Teil simple Abwehrschlacht gegen das heraufbeschworene Chaos zu verwandeln" (1968: S. 10f). Um dieses Chaos zu vermeiden, aber die Revolution weiterzuführen, wurde sie überschaubaren Einheiten übertragen, "parzelliert".

Hervorgegangen sind die Revolutionskomitees aus den Dreierallianzen, denen "revolutionäre Kader", also die vertrauenswürdigen Reste der Partei, "revolutionäre Massen", z. B. "Rote Garden", und vor allem die Volksbefreiungsarmee angehörte. Schon bald sollte die Volksbefreiungsarmee sich auch in den Revolutionskomitees als Ordnungsmacht herausstellen. Da darüber hinaus die Parteizellen der Volksbefreiungsarmee in der Kulturrevolution nicht angeschlagen waren, erwiesen sich die Revolutionskomitees für den späteren Wiederaufbau der Parteiorganisation als wichtige Durchgangsstation.

Weggel liefert eine Fülle von Einzelheiten, aus denen Aufbau, Funktion und Arbeitsweise der Revolutionskomitees deutlich werden, aus denen aber auch die Spannungen zu ersehen sind, da die "Sieger" der Kulturrevolution verständlicherweise mit der Disziplinierung durch die Volksbefreiungsarmee nicht einverstanden sein konnten. Auf Grund seines Studiums einer Fülle von Quellen konnte Weggel schon 1968 sagen, daß die Revolutionskomitees wieder von der Bildfläche verschwinden werden, "wenn nur erst einmal die altvertraute Partei wieder zu Kräften gekommen ist" (S. 105) - eine Situation, die heute in der Volksrepublik China Wahrheit geworden ist.

Die Spannung zwischen Revolutionskomitee und Partei insbesondere beschäftigt Weggel in der zweiten Broschüre, in der er vom Schicksal der Sowjets in der Sowjetunion ausgeht, die zunächst als parteilose Vertretungsorgane der Werktätigen gedacht waren ("Alle Macht den Räten!"), durch Lenin und vor allem Stalin jedoch "zu bloßen Transmissionswerkzeugen unter dem allmächtigen Kommando . . . (der) Partei" (1970: S. 44) degradiert wurden. Demgegenüber stand Rosa Luxemburg Mao Tse-tung näher, wenn sie, von Weggel zitiert, sagt: "Fehlritte, die eine wirklich revolutionäre Arbeiterbewegung begehrt, sind geschichtlich unermesslich viel wertvoller und fruchtbarer als die Unfehlbarkeit des allerbesten Zentralkomitees" (S. 45).

Durch zahlreiche inzwischen bekannt gewordene Quellen konnte Weggel seine erste Broschüre aktualisieren. Der Rolle der Volksbefreiungsarmee am Ende der Kulturrevolution gehört die besondere Aufmerksamkeit des nächsten Autors:

JÜRGEN DOMES, China nach der Kulturrevolution - Politik zwischen zwei Parteitag. "Uni-Taschenbücher" Nr. 424

(München: Wilhelm Fink) 1975, 347 S. ISBN 3-7705-1211-1

Domes ist gewiß nicht so flüssig zu lesen wie Weggel, weil er fast tagebuchartig die Vorgänge zwischen dem IX. und dem X. Parteitag der Kommunistischen Partei Chinas (April 1969 bis August 1973) mit detaillierten Namenslisten und tabellarischen Übersichten über die Zusammensetzung der Machtgremien schildert. Doch wer sich durch die Materialfülle hindurcharbeitet, wird verstehen, Ordnung in die Widersprüche zu bringen, die seinerzeit aus der Volksrepublik China herausdrangen.

Wir erfahren von der Liquidierung der Roten Garden, die - wie Ken Ling bereits erkannte - "als Instrument des Kampfes um die Macht in Partei und Staat manipuliert" wurden (S. 43). Wir erhalten Belege für den "massiven Militäreinsatz" (S. 33) und die "Militarisierung der Führungsgruppe" (S. 48) beim Wiederaufbau der Ordnung an der Spitze und in den Revolutionskomitees. Nicht die maoistische Avantgarde, sondern die Armee füllte das Vakuum auf, das die Kulturrevolution hinterlassen hatte. Wer im Wege stand - vor allem 15 Millionen Jugendliche (S. 90) - wurde aufs Land geschickt!

Der Neuaufbau wurde allerdings letztlich von einer sehr wackligen

Koalition in die Wege geleitet. Lin Piao, Verteidigungsminister und damals designierter Nachfolger Maos, war letzten Endes Vertreter des linken Radikalismus, hing in seiner Taktik allerdings den Regeln der militärischen Disziplin an. Daneben gab es die regionalen Militärkommandanten, die ihre gerade durch den Einsatz der Armee in der Volksrevolution gewonnene Unabhängigkeit bei erneuter Radikalisierung gefährdet sahen und eine Modernisierung der Streitkräfte anstrebten. Und es gab die Reste des Verwaltungsapparates unter Chou En-lai.

Mit einer Fülle von Belegen stellt Domes dar, wie auf der einen Seite Chou den Staatsapparat wieder in den Griff bekam und eine große Zahl von Opfern der Kulturrevolution rehabilitierte und reaktivierte (darunter auch Teng Hsiao-p'ing), daß er aber dabei mit den für die Kulturrevolution verantwortlichen Funktionären einen Kompromiß dahingehend schließen mußte, daß er ihnen die Kultur und Erziehung überließ. Aus dieser Position heraus starteten Chiang Ch'ing, Chang Chun-chiao und Yao Wen-yuan und später der im X. Parteitag an die dritte Stelle der Hierarchie emporgeschleunigte Wang Hung-wen ihre Angriffe gegen Konfuzius, der in Wahrheit für Chou En-lai stand. Das Wirken dieser "Viererbande" sollte sich letzten Endes dramatischer auswirken als der Sturz Lin Piao, der wegen der aufgespaltenen Loyalitätsverhältnisse innerhalb der Volksbefreiungsarmee schließlich in seinem, von Domes allerdings skeptisch beurteilten Versuch scheiterte, die Macht an sich zu reißen.

Auch das Buch Domes' regt gerade am Beispiel der Laufbahn Lin Piao dazu an, Betrachtungen über die Menschenkenntnis Mao Tse-tungs anzustellen. Ein Mann, der am 12.9.71 als "leuchtendes Beispiel für die ganze Partei, für die ganze Armee und für das Volk des ganzen Landes" hervorgehoben wird, ist schon am 7.11.71 "Hundemist, der für die Menschheit unverdaubar ist" (S. 155f).

Es ist hier nicht der Platz, auf weitere Details einzugehen. Das Buch schließt mit dem X. Parteitag und den gegensätzlichen Positionen, die durch die beiden Hauptreferate Chou En-lais und Wang Hung-wens das Schlußkapitel der Bewegung einleitete, die wir in weiterem Sinne als die Kulturrevolution bezeichnen können. Dabei treten auch die zwei Namen bereits gelegentlich auf, die heute für das künftige Geschick Chinas wichtig geworden sind:

Chao Tzu-yang, der Ministerpräsident, und Hu Yao-pang, der Generalsekretär der KPCh.

Dem Buche Domes' ist noch eine Übersicht über die chinesische Außenpolitik aus der Feder seiner Mitarbeiterin Marie-Luise Näth beigegeben. Frau Näth stellt dar, wie nach anfänglich prosovjeterischer Außenpolitik der Bruch mit Moskau und die unter dem Einfluß Lin Piaos formulierte Außenpolitik eines Kampfes aller gegen alle China in die weltpolitische Isolierung gedrängt hat, aus der Chou En-lai den Weg nur durch eine Orientierung nach Westen fand. Nicht zuletzt diese Selbstisolierung hat es für Frau Näth der Sowjetunion ermöglicht, in vielen Teilen der Welt in den siebziger Jahren Positionen zu erringen, die dem Westen in den Jahren des Kalten Krieges unvorstellbar gewesen wären.

Diese "Westorientierung" Chinas wurde von den Staaten des Westens andererseits in keiner Weise genutzt, weil sie nicht in das Konzept der "Entspannungspolitik" gepaßt hätte, von der man sich blenden ließ. Das führte dazu, daß "die Bundesregierung gegenüber der VR China . . . auf ihren eigenen Alleinvertretungsanspruch (nämlich den Auftrag des Grundgesetzes, B. G.) verzichtete, den Alleinvertretungsanspruch der anderen Seite (nämlich gegenüber Taiwan, B. G.) jedoch anerkannte" (S. 312). Daß gerade in den Jahren der Chou'schen Außenpolitik der Westen außerstande war, eine China-Politik im Rahmen einer globalen Weltpolitik zu formulieren (vgl. S. 312f), wird noch lange seine Auswirkungen haben.

Von besonderem Interesse ist eine Schlußbemerkung Frau Näths, nach welcher erst die Wiederaufnahme eines Dialogs mit Moskau - mit welcher Motivation auch immer - die Volksrepublik China zu einer Größe wird machen können, mit der in der Weltpolitik zu rechnen wäre (vgl. S. 330). Ob dann ein solcher Dialog noch prowestlich oder wieder anti-westlich oder gar pro-sowjetisch geführt werden wird, wird nicht zuletzt davon abhängen, ob sich der Westen künftig als weltpolitische Größe präsentieren kann.

Mit dem X. Parteitag der KPCh und zu Lebzeiten Mao Tse-tungs und Chou En-lais sowie mit dem Ausbau einer Machtbasis der "Viererbande" war noch nichts entschieden. Den Schlußpunkt setzte eigentlich die Rehabilitierung des Erzfeindes der Kulturrevolution, Liu Shao-ch'is, im Jahre 1980. Den Weg dorthin schilderte uns einer der besten Kenner der Schriften Maos:

HELMUT MARTIN, China ohne Maoismus? - Wandlungen einer Staatsideologie

(Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Nr. 7374) 1980, 204 S. ISBN 3-449-17374-3.

Martins Untersuchungsmethode unterscheidet sich zunächst grundlegend von jener der vorstehenden Autoren. Martin stellt nämlich in den Mittelpunkt seiner Darstellung das schriftliche Werk Mao Tse-tungs und untersucht die Veränderungen, die Mao oder seine Exegeten daran vorgenommen haben und die charakteristisch sind für die jeweils vorherrschende Politik. Dabei ist festzuhalten, daß es in China eine Ausgabe der originalen, geschweige denn der vollständigen Werke bisher nicht gegeben hat.

Martin stellt dar, wie erst in den Jahren von Yanan ab 1937, im Kriege gegen Japan, sich ein Kanon von Mao-Schriften herausbildet, der später die Grundlage dessen war, was der Autor als "Staatsmaoismus" bezeichnet, in dessen Mittelpunkt der Personenkult um Mao stand. Welche Probleme man bei der Erstellung dieses Kanons hatte, beschreibt Martin sehr einleuchtend am Beispiel der Schriften aus der Zeit, da die Sowjetunion das Vorbild Chinas war, was aber später nicht mehr zur Lehre paßte. Ein anderer guter Kenner des Mao-Schrifttums, Stuart Schram, kann daher sagen "daß man nicht einen einzigen Satz als identisch mit dem, was Mao tatsächlich geschrieben hat, ansehen darf, ohne ihn vorher mit der Originalfassung verglichen zu haben" (zitiert bei Martin S. 27).

Wir erfahren, wie seit 1959 Lin Piao als Interpret der Mao-Schriften seine Position aufbaute und welche Bedeutung (und Entartung) dabei das berühmte "Rote Buch" darstellte. Nach dem Sturz Lin Piaos war dann die "Shanghai-Fraktion" (die "Viererbande") in der Lage, das Monopol der Mao-Interpretation an sich zu ziehen. Sie verstand es auch, den Zugang zum kranken Mao zu monopolisieren und die noch von ihm ausgehenden Äußerungen in ihrem Sinne zu manipulieren. Erst wenn man nach der Lektüre des Martinschen Buches versteht, welche Bedeutung der Mao-Kanon für die Machterhaltung in China hatte, wird deutlich, wie behutsam eine "Entmaoisierung" vorgenommen werden muß.

Die Mao-Nachfolger konnten nicht anders, als sich "den Anschein einer möglichst großen Kontinuität" zu geben (S. 60). Daß dabei die Herausgabe des V. Bandes der ausgewählten Werke Maos durch Hua

Kuo-feng zu einem neuen Hua-Kult führte war verständlich - ein Kult, dem Hua allerdings selbst nicht gewachsen war.

Die wenig überzeugende Figur Huas ermöglichte es dann Teng Hsiao-p'ing in immerhin mehrjährigem Lavieren und unter Verwendung Mao'scher Schriften Mao auf ein menschliches Maß herunterzuschrauben, "wobei die Grenzen durch die Staatsräson gesetzt bleiben" (S. 84).

Auch Martin führt uns auf seine Weise durch den Machtkampf, der auch nach dem Sturz der "Viererbande" noch in der Spitze der KPCh tobte und der für den Mao-Kenner Martin eben durch die Anwendung der Mao-Schriften wie auf einem Seismographen ablesbar wird. Durch Mao'sche Aussagen über die eigene Fähigkeit zu irren und durch Zitate, nach denen "die Wahrheit in den Tatsachen zu suchen" sei, reiht Teng Mao "in die Reihe der obersten Führungskader zurück" (S. 85).

Auch den Anschlägen an der "Wand der Demokratie" und deren wechselvollem Geschick schenkt Martin seine Aufmerksamkeit und liest hier die Stufen der Entmaoisierung ab. Daß Teng tatsächlich erst Ende 1980 gesiegt hat und der überzeugende Beweis dafür der Aufstieg Hu Yao-pangs einerseits und die gleichzeitig erfolgte Veröffentlichung des ersten Bandes der Werke Chou En-lais andererseits sind, wird aus der Martin'schen Analyse deutlich.

Der am politischen Geschehen interessierte Zeitgenosse, der der chinesischen Sprache nicht mächtig ist, mag das Buch Martins mit Entmutigung aus der Hand legen. Wie soll er die Strömungen in China erkennen, die sich beispielsweise häufig in der (chinesischsprachigen) Hongkonger Linkspresse andeuten und dann durch Verwendung und Abänderung Maoscher Zitate erkennbar werden, zu deren Beurteilung aber dann die Kenntnis des gesamten Kanons gehört? Wir wollen hoffen, daß die deutsche Sinologie auf dem hier von Martin eingeschlagenen Wege fortschreitet, einem Wege, den schon Otto Franke, ein Altmeister dieser Wissenschaft eingeschlagen hatte, als er 1911 seine "Ostasiatischen Neubildungen" vorlegte, und der es dem modernen Leser und Laien gestattet, sich die Forschungsergebnisse der Sinologie zum Nutzen seines eigenen politischen Weltbildes anzueignen, ohne daß er auf allzu entfernte Abwege geführt wird.

B. G.

26. Oktober 1981

REISEFÜHRER UND IREFÜHRER

Buchbesprechungen sollen zum Kauf des vorgestellten Buches anregen. Dabei gibt es beim Leser die verschiedensten Motive: Einer sucht Erbauung, der andere Belehrung, ein Dritter schließlich schaut gern Bildbände an. Doch jeder, der sich einmal so recht von Herzen ärgern möchte (und angesichts des inzwischen stattlichen Angebots guter Asienführer muß man schon etwas Besonderes bieten!), sollte sich den nachstehenden Asienführer anschaffen:

GOTTFRIED AIGNER, Asien. Reihe: "Reisen und erleben"
(Lübeck: Lübecker Nachrichten) 1980, 297 S. ISBN 3-87 498-256-4.

Als Rezensent steht man vor der Frage, wie man den Wert eines solchen Führers beurteilen soll. Man geht am besten so vor, daß man sich ein Land vornimmt, das man einigermaßen kennt, beispielsweise Japan. Das sieht dann so aus:

S. 132: Man stutzt auf der ersten Seite des Japanartikels beim Namen eines bekannten japanischen Außenministers im 1. Kishikabinett: Fujiyama. Gemeint ist aber der Fujisan. Außer den vier Hauptinseln "gehören zahlreiche kleine gebirgige Inselchen, die Ryukyu-Gruppe, zu Japan": Okinawa ein "Inselchen"? Rishiri, Sado, Goto, Amakusa, Oshima u.a.: Ryukyu-Gruppe?

Mir wird der deutsche Horror vor dem Y immer unverständlich bleiben. Warum aber dennoch Kyoto, wenn andererseits Nagoja und Jokohama?

S. 133: "Die Hälfte aller Japaner lebt von der Landwirtschaft". Nach dem Census von 1970 bereits nur noch 6,5% - es sei denn, der Autor meint die Nahrung, die die Japaner aufnehmen. Dann leben aber alle Völker zu 100% von der Landwirtschaft! Wer sich darauf verläßt, daß er mit dem internationalen Führerschein auskommt, ist schlecht beraten. Leider gehört die Bundesrepublik Deutschland einer anderen internationalen Konvention an, und der Reisende kann nur auf Grund seines

- deutschen Führerscheins mit etwa 14 tägiger Wartezeit einen japanischen Führerschein erwerben.
- S. 134: Ist "Yokohama" auf der Karte etwas anderes als "Jokohama" im Text? Ebenso Nagoya-Nagoja? Warum Kyoto, aber Tokio, wo doch die beiden Zeichen kyo identisch sind?
- S. 135: Wenn schon Stromspannung, dann richtig 100 V (und nicht 110 V). Dann muß aber dem Selbstrasierer auch gesagt werden, daß er in West-Japan 60 Hz vorfindet.
Wer den Schaffner nach dem Kikari-Zug fragen wollte, wird gewiß auf Ratlosigkeit stoßen.
Von einem Ausfuhrzoll auf Souvenirs von mehr als US \$500 hat noch niemand gehört, jedenfalls nicht das japanische Zollamt!
- S. 136: Hokkaido ist durchaus nicht die Heimat der Ainus. Diese ist umstritten. Nach Hokkaido wurden die Ainus lediglich von den Japanern verdrängt.
Daß Sapporo "erst durch die Winterolympiade 1972 im Westen bekannt" wurde, ist Unsinn.
Wieso ist Noboribetsu das "berühmteste japanische Kurbad"? Wie wäre es mit Kusatsu oder Atami? Die Vorliebe des Autors für Superlative ist ohnehin unerträglich. Und Kurbad?
"Der Norden ist durch vier Flughäfen erschlossen: Sendai, Misawa, Niigata und Akita." Wozu diese unsinnige Feststellung, wenn man dem Leser nirgendwo verrät, welches die Flugplätze im Süden sind, und wenn man im Norden drei wichtige Flugplätze unterschlägt, nämlich Aomori, Hanamaki und Yamagata? Und gehört Hokkaido gar nicht zum Norden? Die "Provinz Dewa" werden Sie auf neuen Japan-Karten vergeblich suchen, und daß "kein Weg am Dewa-Fuji vorbei" führt, ist nicht wahr: Ich könnte dem Autor mehrere nennen.
- S. 137: Kennen Sie "Japans Stolz"? Nikko! Darüber könnte man sicherlich streiten! Ebenso über die Zufallsauswahl der Tempel in Tohoku, wo man mindestens auf den Chusonji hätte aufmerksam machen müssen.
Die Keihin-Kyuko-Linie fährt nicht in Tokyo, sondern in Shinagawa ab.

- S. 138: Ise ist ebensowenig "die Wiege der japanischen Religion" wie Rom die der christlichen. Und wieso die vermählten Felsen von Futamigaura "ein Stück der japanischen Seele offenbaren", geht über meinen Verstand.
Eine Insel namens Mikimoto gibt es nicht. Entweder heißt diese Insel geographisch Aijima oder japanisch-modern Paaru Airando (= Pearl Island); dort ist der Standort der Firma Mikimoto.
- S. 139: Ist nun die Heimat des Ikebana und der Teezeremonie in Kanazawa oder (S. 147) in Kyoto?
"Burg Maruoka": Schön und gut - aber der Normaltourist wird das nicht erwähnte Himeji viel einfacher finden können.
- S. 140: Warum verschweigt der Autor, daß die berühmtesten Statuen im Zenkoji (Nagano) nur alle sieben Jahre zu sehen sind? Das "der Inland-See einige Lobeshymnen verdient", ist sehr hübsch. Daß "die früher sehr wohlhabende Stadt Yamaguchi noch heute besticht", ist wahr, aber womit? Was soll der Leser mit diesem Geschwätz anfangen?
Misasa Onsen: "malerisch"? Im radioaktiven Ofuro habe ich mich sehr wohl gefühlt; aber der Ort liegt in einem öde wirkenden Flußtal mit den uns allen bekannten Kies-transportern.
- S. 141: Überhaupt hat man häufig das Gefühl, daß der Autor viele Orte, die er erwähnt, nicht gesehen, sondern sich wiederholt auf die Formulierungen im "Official Guide" verlassen hat (die aber korrekter sind) - so beispielsweise beim Rundblick vom Parkhügel von Matsuyama. Was man allerdings mit diesem Rundblick umfaßt, weiß der Autor nicht.
- S. 142: Daß man bei alten japanischen Holzbauten "keinen einzigen Nagel" verwendet hat, trifft nicht nur für einen Schrein zu!
"Nagasaki, traurig-berühmt durch den Abwurf einer Atombombe im Jahre 1945": Hiroshima, wo die Atombombe verheerender gewirkt hat, ist dem Autor offenbar unbekannt. Überdies gäbe es von Nagasaki noch manches andere zu berichten!
Daß 1637 viele Christen nach Amakusa flüchten mußten, ist richtig. Aber vielleicht hätte es gerade in diesem Zusammenhang interessiert, daß es hier schon 1566 die ersten

Christen gab, nachdem Franz Xavier 1549 Kagoshima und 1550 Hirado besucht hat, und daß 1592 in Amakusa das erste christliche Buch in Japan publiziert wurde.

- In Kagoshima ist der Autor wieder vom Rundblick angetan. Daß man dabei den Vulkan Sakurajima sehen kann, ist ihm entgangen, und der Nakadake im Aso-Krater war nicht "1968 noch aktiv". Er ist es auch heute noch! (Erscheinungsjahr des Führers: 1980!).
- S. 143: Der Versuch, die japanische Mentalität dem Reisenden nahezubringen, ist ein Fiasko, Die Handlungen "dieses tüchtigen Volkes", die "bei Touristen nur Kopfschütteln hervorrufen"; die "kleinen Japaner . . . im Gänsemarsch"; die "Küken-Mentalität": All dies disqualifiziert den Autor als Interpreten einer fremden Kultur.
- S. 144: Ist Tokyo "die häßlichste Metropole der Welt?" Der Autor möge uns mit seinem Geschmack verschonen!
- S. 145: "Es könnten noch viele Spotlights aufgezählt werden, die der häßlichen Hauptstadt Farbe geben": Warum geschieht dies nicht? Ginza: "Tokios vornehmste Straße", die zu begehen, "mehrere Tage" dauert. Aber in der Aufzählung der Warenhäuser fehlen Wako (das vielleicht für "vornehm" stehen könnte), Mitsukoshi und Takashimaya. Geishas gehören "der Vergangenheit an". Ich sehe immer noch welche.
- S. 146: Kennen Sie die "Dori-Avenue", die der Autor auf der Tokyo-Karte zeigt?
Wie kann man von Tokyo sprechen und Asakusa und den Meiji-Schrein übergehen?
- S. 147: Mich hat glücklicherweise noch niemand aufgefordert, bei der Teezeremonie "auch die Strümpfe" abzulegen. Dies müßte übrigens ein hübsches Bild bei der Vorliebe der Damen für Strumpfhosen sein!
- S. 148: Der Byodoin ist von den Tempeln und Schreinen Kyotos "die größte Sehenswürdigkeit", und im Hoodo kann man "buddhistische Architektur in ihrer schönsten und tiefsten Aussage nachempfinden": Geschwätz, das keinen Beitrag zum Verständnis leistet. Gagaku: "eine aus China importierte konfuzianische Zeremonialmusik"; dagegen Bugaku: "eine

Orchestermusik", "eine Art klassische Tanzmusik", "die dem westlichen Tonempfinden sehr nahekommt": also etwa wie eine Bach-Suite? Bugaku ist der Tanz zur Gagaku-Musik. Man kann diese Musik mögen oder auch nicht. Aber auf "westliches Tonempfinden" wäre ich nie gekommen!

- S. 149: "Nara bietet eine Reihe von Superlativen": Allmählich nähern sich meine Gefühle diesem Buch gegenüber auch dem Superlativ!
- S. 150: Kennen Sie z. B. "die schönste Skulptur, die ein Mensch je schuf"? Warum die Japaner wohl zur Venus von Milo gepilgert sind?
- S. 151: Toshogu-Schrein: der "schönste architektonische Schatz, den Japan zu bieten hat".
"Unser schönstes Nikko-Landschaftserlebnis": der Kegon-Fall.
- S. 152: "Der empfindsame Mensch hat hier wirklich das Gefühl, nur ein kleiner Frosch zu sein". Für mich ist der Kegon-Fall in erster Linie ein Beispiel dafür, wie man mit Beton und rostigem Eisen eine Landschaft verschandeln kann.
"Glücklich der Mensch, der hier sehenden Auges stehen durfte." Dem Autor gehen an dieser Stelle glücklicherweise die Worte aus. Kennen Sie die "Japanische Riviera"? Dreimal dürfen Sie raten: Der Strand von Kamakura. Wehe dem Italienreisenden, der sich mit einem solchen Klischee nach Japan locken läßt!
- S. 153: "Man muß nicht Anhänger des Shintoismus sein, um die Ruhe und den Frieden zu spüren", die vom Großen Buddha in Kamakura ausgehen: Ob dem Autor aufgegangen ist, daß es in Japan zwei Hauptreligionen gibt, in denen er sich hier verheddert?
- S. 155: Noch ein Superlativ: Der Ashi-no-ko, "der schönste See in Asien". Allerdings behaupten dies angeblich die Japaner.
Die "japanische Binnenluftfahrt-Gesellschaft": Gibt es nur eine? Die Inlandsee: die "wohl romantischste Landschaft Ostasiens". ". . . hier stört schon das geflüsterte 'Schau doch'. Diese Pracht muß jeder Einzelne selber verkraften - und sei es, indem ihm die Tränen den kaum zu ertragenden Rausch barmherzig vernebeln." Mir kamen allenfalls die Tränen aus

Zorn über die Verschmutzung der Inlandsee und der Verunreinigung ihrer Ufer durch Industriebauten - und jetzt beim Gedanken an die Käufer dieses Buches.

S. 156: Die christliche Religion wurde nicht 1836, sondern 200 Jahre früher verboten.

Dieser Kaiser ist als Meiji (nicht Meidschu) bekannt. Einen Friedensvertrag mit der UdSSR (angeblich 1956) gibt es bis heute nicht!

Reicht es Ihnen? Dann müssen wir aber noch ein paar Stichproben bei den anderen Ländern machen, damit wir wissen, ob der Autor vielleicht nur bei Japan Pech gehabt hat. So lesen wir denn unter Korea, daß die Sökkulam-Höhle, die letzten Endes nur der großen Buddha-Statue Raum gewährt, "die schönste Höhle Ostasiens" sein soll (S. 158). Dies ist eindeutiger Unsinn und zeigt, daß der Autor ostasiatische Höhlen überhaupt nicht kennt. Und der vom Gutenberg-Museum in Mainz eifersüchtig gehüteten Legende, daß vor Gutenberg nicht einmal die Koreaner bewegliche Lettern gehabt haben, geht auch Aigner S. 159 auf den Leim: Tatsächlich hatten die Koreaner nicht nur geschnittene Textseiten, sondern einzelne bewegliche Schriftzeichen, also das Prinzip des Setzens, vor Gutenberg. Warum will man ihnen eigentlich diesen Ruhm nicht zugestehen? Was geht es uns an, daß jemand Malaysia "beschissen" findet (S. 180)? Von Sumatra weiß Aigner von Menschenfressern zu berichten (S. 113); die dürftige Auswahl balinesischer Sehenswürdigkeiten ist unmotiviert. Und woher weiß Aigner, daß am Prambanan Darstellungen des Ramayana zu finden sind (S. 109), wenn er uns auf S. 124 berichtet, daß er aus Aberglauben auf den Besuch verzichtet habe? Sicherlich ist dies für den Leser ein Glück; denn wer weiß, welchem Gebrabbel er sich sonst aussetzen müßte.

Kann man von Srinagar sprechen, ohne die Hausboote zu erwähnen? Ja, man kann (S. 99). Und wenn Aigner seine Leser nach Ladakh schickt, verheimlicht er wohlweislich, warum. Daß Kraut und Rüben Ordnungsprinzip bei chinesischen Namen sind, verwundert niemanden mehr. Die "schnatternden Chinesen" (S. 62) passen gut zur japanischen "Küken-Mentalität", und wer die "12 berühmten alten Chinesen" (S. 62) sein sollen, die am Ende der Geisterstraße zu den Ming-Gräbern stehen, hätte ich gar zu gern gewußt. Daß Dschingis Khan "Peking dem Erdboden gleich" gemacht haben soll, klingt sehr gut (S. 63). Aber was war Peking damals? Zur Hauptstadt des chinesischen Reiches machten erst die Enkel Dschingis Khans diese Stadt. Und die erste Belagerung

gab der Mongolen-Khan überhaupt auf - nicht ohne eine chinesische Prinzessin heimzuführen. So einfach ist die Geschichte mit den Mongolenhorden eben doch nicht!

Und damit reicht es mir! Wir wissen, daß es gute Provinzzeitungen gibt. Aber die "Lübecker Nachrichten" können dazu nicht gehören. Es ist schon richtig, wenn es im Vorspann heißt, daß man eine Auswahl treffen muß. Aber eine solche Auswahl muß begründet sein. Dieses Buch ist jedoch der schlechteste Führer, den ich kenne. Ja, er ist geradezu eine Unverfrorenheit, vor der jeder Buchladen seine Kunden warnen sollte, nachdem der Verlag nicht zu selbstkritischer Einschätzung dieses Machwerks fähig gewesen ist. Den "Lübecker Nachrichten" sei geraten, sich künftig auf das Marzipan zu beschränken, das man in Lübeck glücklicherweise noch besser herstellt als Bücher.

Um jetzt jedoch nicht im Negativen zu verharren, möchte ich Ihnen einen Reiseführer von Japan vorstellen, der alle Bedingungen erfüllt, die man an einen handlichen Reisebegleiter stellen kann:

JOSEF KREINER, Japan - Kunst- und Reiseführer mit
Landeskunde

(Stuttgart: Kohlhammer) 1979, 344 S. ISBN 3-17-004688-8.

Josef Kreiner ist Nachfolger des vielen von uns noch bekannten Herbert Zachert auf dem Bonner Lehrstuhl für Japanologie. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß wir hier endlich einmal ein Buch in der Hand halten, in dem uns beim ersten Durchblättern die konsequente Einhaltung der Hepburn'schen Transkription auffällt. Wie gut dies tut nach der Lektüre jenes soeben abgetanen Irreführers!

Darüber hinaus jedoch kann der Benutzer dieses Führers sich auf die allgemeinen Einführungskapitel ebenso verlassen wie auf die Hinweise auf Orte und deren Sehenswürdigkeiten, die er besuchen möchte. Selbst der Mitbürger, der schon lange in Japan lebt, wird Freude an der Lektüre der Abschnitte über die japanische Bevölkerung, die Geschichte Japans, die Schrift, die Kunststile, die Religionen u.a. haben. Alles ist abgerundet und einprägsam. Und trotz der Kürze dieses einführenden Teils (rd. 100 Seiten) vergißt der Autor weder die Burakumin, den Zwischenfall am Nomonhan, das Problem der nördlichen Territorien oder das Phänomen der Neuen Religionen.

Die praktischen Reisehinweise sind immer im Fluß, und der erfahrene

Reisende wird sich in der Regel ohnehin vergewissern, ob alles noch seine Richtigkeit hat. Hier sind Kreiner auch einige kleine Irrtümer unterlaufen. So haben nicht alle japanischen Präfekturen ihren Informationsstand im Kokusai Kanko Kaikan (S. 117); einige befinden sich an anderen Plätzen. Das Osaka-Büro des Generalkonsulats der Bundesrepublik Deutschland bestand 1979 nicht mehr (S. 118); dagegen gibt es heute Honorarkonsulate in Fukuoka, Nagoya und Sapporo. Und der Hinweis auf den nationalen Führerschein (S. 126) ist auch hier nützlicher als der Rat, einen internationalen Führerschein mitzubringen, da dieser eben nicht anerkannt wird, sofern er in der Bundesrepublik Deutschland ausgestellt ist. Auf alle anderen Angaben - bis hin zur Anschrift des Minshuku- und des Jugendherbergsverbandes - ist Verlaß. Hier schreibt wirklich jemand, der in Japan gereist ist.

Und was Kreiner schließlich zu den einzelnen Orten sagt, deren Besuch er empfiehlt, so belastet er den Reisenden keineswegs mit allzu vielen historischen und künstlerischen Details. Vielmehr läßt sich alles im Hotelzimmer lesen, ohne daß man den durchaus handlichen Führer ständig mitzutragen brauchte. Besonders nützlich sind dabei gute Kartenskizzen und Pläne, Verkehrshinweise, Ratschläge zum Kauf von Reiseandenken, Hinweise auf Feste und Anschriften von Museen.

Wer sich noch meiner Rezension des Japan-Führers von D. Stuckenschmidt erinnert, weiß, daß ich diesen als Gegenstück zu einem ortsbezogenen Reiseführer empfahl. Ein solcher liegt hier deutschsprachig in verlässlicher Form vor.

Und schließlich hat der DuMont-Verlag in einer Reihe mit der anspruchsvollen Bezeichnung "Richtig reisen" einen Tokyo-Führer herausgebracht (Wieder Tokio! Lernt man eigentlich kein Y mehr in der Schule?):

FRANK und CECI WHITFORD, Tokio
(Köln: DuMont) 1980, 270 S. ISBN 3-7701-1043-9.

Und hier muß ich leider auch wieder sagen, daß der DuMont Verlag zwar weiß, wie man schöne und aufwendige Kunstbücher herstellt. Aber den Touristen richtig auf die Reise nach Japan zu schicken - das ist offensichtlich nicht seine Stärke. Oder was meinen Sie, wenn Sie in den "Praktischen Reiseinformationen" folgendes lesen?

Zunächst einmal wissen wir natürlich, daß besonders aktuelle Hinweise am schnellsten veralten. Man kann daher einem Führer aus dem Jahre 1980 nicht vorwerfen, daß die Fahrpreise der Nahverkehrsmittel (S. 252 ff.) oder die Portoangaben (S. 255) nicht mehr stimmen oder die Nichigeki Music Hall (S. 252) umgezogen ist. Daß aber der Verlag im Jahre 1980 noch die Ärzte im Masonic Building und eine große deutsche Bank im Marunouchi Mitsubishi Building empfiehlt, auf den Buchladen von Kinokuniya im Twin Tower Building in Hibiya (S. 228) oder das Goethe-Institut in Shibuya (S. 268) hinweist oder das Suntory Museum noch "7 Minuten zu Fuß" von Tokyo Eki (S. 249) sucht, ist ein erster Hinweis auf schludrige Edition.

Sodann sprechen für die schlechte Arbeit des Verlages die zahlreichen Beweise, daß dieses Buch für englischsprachige Leser geschrieben ist. Verschmerzen könnte man dabei eventuell noch die anglisierende Transkription wie Nakhodka (S. 222; wie soll man das auf Deutsch aussprechen? Nachodka ist dem Russischen näher) oder Novosibirsk und Sverdlovsk (Man sollte es nicht glauben: Aber im russischen Alphabet gibt es tatsächlich ein W!). Ärgerlich aber wird es, wenn in diesem deutschsprachigen Führer nicht die speziellen Interessen der Reisenden aus dem deutschsprachigen Raum berücksichtigt sind. So wird es unsere Geistlichen nicht freuen zu lesen: "Gottesdienste in deutscher Sprache sind selten" (S. 243). Eine deutsche Kirche ist denn in der Kirchenliste auch nicht genannt. Und daß in der Liste der Restaurants für "heimwehkranken Gaumen" (S. 257) - wenn es denn schon sein muß - kein deutsches genannt ist, kann das Heimweh ja nur noch verstärken!

Auch hier eine Auswahl von Irreführungen: Wer sich unter dem "riesigen Kaiserpalast" (S. 218) so etwas wie Schönbrunn, Versailles oder den Escorial vorstellt, wird sich wundern. Die kürzeste Flugroute (S. 221) führt nicht über den Nordpol. Daß der Flughafenbus von Narita "an den großen Hotels sowie an den Bahnhöfen Tokio und Shinjuku" hält und dann die "Endhaltestelle" Hakozaki erreicht (S. 221), setzt einen geisteskranken Fahrer voraus. Der Skyliner fährt leider zu gewissen Tageszeiten nicht "alle halbe Stunden" (S. 221). Und wer mit dem Bus nach Narita fährt und sich darauf verläßt, daß er sich um sein in Hakozaki aufgegebenes Gepäck nicht mehr zu kümmern braucht (S. 222), kann am Bestimmungsort unter Umständen lange warten.

Können Sie bestätigen, daß "dem Medikament . . . normalerweise eine Gebrauchsanweisung in englischer Sprache" beiliegt (S. 223)?

Überhaupt die Sprache! Was fängt ein sprachkundiger Tourist beispielsweise mit den Telephonnummern der Autovermietungen an? Und die sicher gutgemeinten, aber handgeschriebenen japanischen Zeichen wird ein ungeübter Leser kaum mit den Ladeninschriften identifizieren können. Hierher gehört einfach Druckschrift! Überdies findet man die Apotheke besser mit den Zeichen für "Kusuri" als jenen für "Yakkyoku". Besser wäre es für manchen Touristen schon, wenn er die Zeichen für "Damen" und "Herren" kennte; denn so einfach, wie S. 114 es beschreibt, ist es leider meistens nicht.

Der internationale Führerschein taucht auch hier wieder auf. Ein Engländer hätte auch keine Probleme. In der Liste ausgewählter Japan-Bücher (S. 227) hätte in erster Linie ein guter Japan-Führer genannt werden müssen! Den Angaben über die Stromspannung (S. 231) fehlt auch hier der Hinweis auf die unterschiedlichen Frequenzen in West- und Ost-Japan. Bei Erdbeben auf jeden Fall unter die Erde gehen (S. 231): Na, ich weiß nicht! Daß die Geishas in Tokyo keine Prostituierten sind (S. 236f.), wird die Geishas in Kyoto freuen.

Banknoten zu 100 Yen gibt es nicht mehr (S. 236). Wer sich darauf verläßt, daß das Urashima Hotel "im Zentrum der Stadt gelegen" ist (S. 239) und dort bucht, sollte dem DuMont Verlag die Taxi-Rechnungen schicken! "Auskunft über laufende Veranstaltungen in Tokio" in englischer Sprache liefert die Telephon-Nummer 503-2911 (S. 242). Ich habe das versucht und erfuhr von drei großen Tempelfesten, davon einem in Kyoto! Glücklicherweise ist in Tokyo mehr los!

Daß "die besten Ausstellungen kaum je in den Nationalmuseen" stattfinden (S. 247), ist nicht wahr. Und warum ist es denn schlecht, daß gerade auf dem Gebiet der bildenden Kunst "mit Whisky und Autoreifen erzielte Gewinne . . . verwirklicht (haben), was mit Steuermitteln nicht gelungen ist" (S. 247), nämlich gute Galerien einzurichten?

Daß auf Bahnhöfen der Name der vorhergehenden Station rechts und der folgenden Station links steht (S. 253), stimmt nur, wenn der Zug nach links fährt! Wer den Shinkansen als "vielleicht auch bequemsten Zug" der Welt bezeichnet (S. 259), ist offenbar noch nie im TEE gereist. Und daß man in Tokyo jedes Jahr sechsmal Sumo-Turniere sehen kann (S. 260), ist wieder nicht wahr.

Ich muß gestehen, daß ich nach diesen Erfahrungen kaum noch Lust hatte, die Artikel über einzelne Aspekte Tokyos zu lesen, auch wenn hier einige interessante Beobachtungen mitgeteilt werden. Aber auch hier

muß man sagen, daß das "Labyrinth Tokio" doch keineswegs so chaotisch ist, daß die Wegetafeln auf dem Kopf stehen, wie die Abbildung S. 192 es zeigt.

"Richtig reisen"? Sicher soll man aus Fehlern lernen. Aber ist es Aufgabe eines Verlages, den Reisenden mit einem solchen Führer, der die Fehler vorprogrammiert, zu erziehen? Wichtiger wäre es, nicht den Gewinn, sondern den Reisenden im Auge zu haben und einen "richtigen" Reiseführer zu verlegen!

B. G.

24. November 1981

ASIATISCHE STILKUNDE

JEANNINE AUBOYER u.a., Handbuch der Formen- und
Stilkunde: Asien
(Stuttgart: Kohlhammer) 1980, 607 S. ISBN 3-17-005256-X

Vor diesem Buch bin ich ratlos. Wir wissen alle, sofern wir wie die meisten von uns keine Kunsthistoriker sind, wie schwierig es ist, asiatische Kunst- und Baustile einzuordnen. Ein Handbuch ist zu diesem Behufe also sicher willkommen. Nachdem ich jedoch in diesem Buche geblättert und lange genug über Lichtenbergs Warnung nachgedacht habe ("Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl: Ist dies allemal das Buch?"), frage ich mich, was ich eigentlich erwartete.

Von einer Form- und Stilkunde erwarte ich als Laie, daß sie mich anleite, um an Hand von bestimmten Details Entstehungszeit eines Kunstwerks und Querverbindungen erkennen zu können, ohne diese selbst herausahnen zu müssen. Ich möchte einen Idealtypus erkennen, um endlich mit Kennermiene sagen zu können: "Aha, Muromachi!" oder: "Eindeutig Tang!" Zwar verspricht der Verlag gerade dies; aber ich bin mit diesem Handbuch nicht viel klüger geworden.

Nur an wenigen Stellen erfolgt ein Ansatz zur Allgemeingültigkeit, so bei den Gesten des Buddha (S. 363ff.) oder bei der Darstellung der Grundformen chinesischer Bronzen (S. 412ff.). Im übrigen gleicht das Handbuch jedoch eher einem Ausstellungskatalog und gibt mit Zeichnungen individuelle Kunstwerke wieder. Dabei wird in der Regel die Entstehungszeit angegeben; aber es bleibt dem Betrachter überlassen zu erkennen, warum ein Werk aus dem 4. Jhdt. vor oder aus dem 17. Jhdt. nach Christus stammt. Allenfalls hat man Freude daran, ein schon in Wirklichkeit geschautes Werk wiederzufinden.

Leider sind überdies die Bildunterschriften lückenhaft: Warum gibt man bei einigen Kunstwerken wie in einem guten Katalog die Maße in cm an und verschweigt diese für Vergleichszwecke doch erhebliche Angabe gleich auf dem benachbarten Bild? Warum erklärt man auf der Schemazeichnung des Grabes der Prinzessin Yongtai (S. 398) nur einige

der auf dem Bilde angegebenen Ziffern, und was bedeuten die Ziffern auf dem Plan der Höhlen von Yungang (S. 399)? Gerade diese Unterlassung weist darauf hin, daß man das Buch irgendwie aus anderen Quellen zusammengestückelt hat, und ich habe als Benutzer wieder einmal das ärgerliche Gefühl, daß man mich nicht für voll nimmt, weil man mir bewußt etwas vorenthält.

Warum darf ich nicht wenigstens erfahren, wo man denn die "älteste in China gefundene Buddhadarstellung" (S. 402) ausgegraben hat? Und kann man tatsächlich chinesisches Porzellan "richtig erkennen und klassifizieren" (Text des Verlages), wenn die Abbildungen schwarz-weiß gehalten sind? Als Kunsthistoriker wüßte man sicher, was ein "Leiwengrund" ist, auf dem die "Taitei-Tiermaske" angeblich meist steht. Dieses "Nachschlagewerk der künstlerischen Sprache" läßt mich jedoch hier auch im Glossar im Stich, und spätestens an dieser Stelle frage ich mich natürlich, warum ich mir dann nicht gleich ein anderes Buch kaufen soll.

Jedes Land Asiens wird mit einem kurzen Text bedacht, der einen kunsthistorischen Überblick gibt. Schaut man sich einen solchen Text über ein Land an, das einem vertrauter ist, so findet man leider auch hier Fehler und Lücken. Beispielsweis liegt die Ausgrabungsstätte Toro in Shizuoka und nicht bei Nagoya (S. 517, 529), und eine "Präfektur Nagoya" gibt es schon gar nicht! Und kann man sagen, daß in der Edo-Zeit "die Beliebtheit der volkstümlichen Erzählungen und Legenden . . . den Boden für das Kabuki-Theater (und) das Puppentheater Bunraku" bereitete (S. 524), wenn deren Ursprünge im 16. Jhdt. und davor zu suchen sind?

Wie gesagt, ich bin kein Fachmann und kenne mich deshalb in der einschlägigen Literatur nur wenig aus. Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß es kein Buch geben sollte, das den Anspruch des hier besprochenen Werkes nicht besser erfüllte. Auf keinen Fall sollten Sie dieses Handbuch unbesehen erwerben!

B. G.

"ARBEITSSTAAT JAPAN"

Das sicherste Mittel, andere die Grenzen des eigenen Wissens nicht merken zu lassen, ist, sie niemals zu überschreiten.

G. Leopardi (1798-1837), Zibaldone

Selbst langjährige Japan-Residenten werden bisher nicht gewußt haben, weshalb Japaner beim Betreten des Hauses oder Tempels ihre Schuhe ausziehen. Dies ist nämlich "kein Beleg für hygienische Überlegung", sondern für ihre Furcht vor "spirituellem Schmutz", der zusammenhängt mit den Burakumin, die für die Bearbeitung des Schuhleders zuständig sind. Damit wird allerdings noch nicht die Frage beantwortet, warum denn die Japaner Unterschiede zwischen Tatami-Räumen und westlichen Zimmern machen und warum sie auch Gummistiefel und Geta oder Pantoffeln ausziehen, bevor sie den Tatamiraum betreten. Auch die Tatsache, daß selbst Burakumin ihre Schuhe vor Betreten des japanischen Hauses ausziehen, wird auf Seite 126 eines Buches nicht beantwortet, bei dem ich mir lange überlegt habe, ob ich Ihnen die Beschäftigung damit überhaupt zumuten soll:

ARIANE DETTLOFF und HANS KIRCHMANN, Arbeitsstaat
Japan - Exportdrohung gegen die Gewerkschaften

(Reinbek: Rowohlt, rororo aktuell 4825) 1981, 181 S. ISBN
3-499-14825-0

Die Absicht dieses Taschenbuches verrät der Untertitel. Man will offenbar den deutschen Gewerkschaften Material in die Hand geben, mit denen sie sich der japanischen Konkurrenz erwehren können. Es ist allerdings erklärtermaßen nicht die Absicht der Autoren, der Wirtschaftspolitik eine Entscheidungshilfe zu geben. Denn es wird ausdrücklich vermerkt, daß dieses Buch sich nicht an Graf Lambsdorff wendet, sondern an die "Arbeiter, Gewerkschafter an der Basis". Deshalb wähle man auch einen einfachen Stil.

Dies klingt vertraut. Auch Julius Streicher bemühte sich in seinem "Stürmer", durch einen Primitivstil das "gesunde Volksempfinden" aufzurühren unter Ausschluß der Intellektuellen, die dieses Empfinden

immer wieder zu irritieren vermochten. Und ebenso wie Julius Streicher von seinen Mitarbeitern und wohl auch Lesern den Nachweis der arischen Großmutter forderte, betont Hans Kirchmann, daß er selbst Arbeiter gewesen sei. Glücklicherweise habe ich auch selbst am Amboß und an der Drehbank gestanden, wenn es denn schon wieder notwendig sein sollte, derartige Nachweise zu erbringen!

Zwar kann man den Autoren bescheinigen, daß sie eine ziemliche Materialfülle zusammengetragen haben. Ihre erklärte Absicht jedoch hat sie mit diesem Material auf eine Einbahnstraße verwiesen, die ohne Reflexion verfolgt wird und daher nur den Splitter im Auge des anderen sieht. Im übrigen ging der Stoff offensichtlich weit über die geistigen Fähigkeiten der Autoren hinaus, denen weder logisches Denken, wissenschaftliches Recherchieren noch die primitivsten geographischen Grunddaten zu Gebote standen. Dafür einige Beispiele:

Die kleinen Zulieferbetriebe sind die Stützen der Großindustrie (S. 28). Von ihnen machen im Monat mehr als 1.000 pleite. Hier fehlt die Erklärung, warum das System dann so gut arbeitet; denn wenn monatlich 1.000 Stützen zusammenbrechen, scheint das japanische Industriesystem doch auf tönernen Füßen zu stehen!

Totale Unkenntnis der japanischen Wirtschaftsstruktur verrät die Aussage über die Wirtschaft, die "vergleichsweise niedrige Löhne zahlt und damit im eigenen Land nur geringen Konsum erlaubt, was dazu zwingt, ständig auf Weltmärkte zu expandieren" (S. 32). Wissen die Autoren, daß die Exportquote Japans nur bei 11 bis 12% liegt? Ist nicht vielmehr die Bundesrepublik Deutschland mit einer mehr als doppelt so hohen Exportquote gezwungen, "ständig auf Weltmärkte zu expandieren"?

Die Amerikaner wünschen mehr japanische Rüstung mit dem Ziel einer Senkung des Lebensstandards in Japan (S. 154). Wie kommt es aber, daß auch die japanischen Wirtschaftsführer Nagano, Hyuga und Sakurada eine Verstärkung der Rüstung wollen? Verstehen sie auch nichts von Wirtschaft oder wollen sie ebenfalls den japanischen Lebensstandard senken? Wie sollen die armen Gewerkschafter an der Basis solche Widersprüche aufklären? Und wie erklären die Autoren, daß auch in den USA die Rüstungsindustrie eine der Industrien gewesen ist, die gewaltige Wachstumsimpulse ausgelöst hat?

Ebenso, wie Antonius immer wieder betont, daß Brutus ein ehrenwerter Mann gewesen sei, wiederholen die Autoren, welch armseliges Leben der japanische Arbeiter zu führen hat und wie der

japanische Intellektuelle mundtot gemacht wird. Interessanterweise werden aber scharfe kritische Äußerungen japanischer Journalisten wiedergegeben, ohne daß uns gesagt wird, was denn nun mit diesen Journalisten geschehen ist, die so etwas doch gar nicht tun dürften!

Der am Fließband getriebene japanische Arbeiter kann nicht an Sport denken (Seite 133). Wer trägt denn dann den populären Baseball? Vermutlich ist jedoch ein japanischer Fließbandarbeiter noch sportlicher als sein deutscher Kollege, dessen sportliche Betätigung als Fußballfan sich in der Regel auf den Weg zwischen Kühlschranks und Fernsehsessel beschränken dürfte.

Schrecklich ist auch, daß die "chronische Verkehrsverstopfung Tokyos" "die lufthungrigen Großstädter vier Stunden lang festhält, bis sie die näheren Ausflugsziele erreichen!" (S. 42). Da verraten sich die Autoren, die diese Ausflugsziele vermutlich am späteren Sonntagvormittag mit dem Wagen angesteuert haben. Wer mit den Bahnen fährt, hat die Ausflugsziele viel schneller erreicht. Überhaupt scheinen die Autoren in Tokyo nicht so volksnah gelebt zu haben, wie sie sich geben. Offensichtlich sind sie sicher nie mit der Yamanote-Linie gefahren; denn sonst hätte ihnen aufgehen müssen, daß Ikebukuro etwas anderes ist als Shinjuku. Tatsächlich lassen sie jedoch die japanischen Kriegsverbrecher einmal in Ikebukuro (S. 80) und einmal in Shinjuku (S. 97) hängen! Auch in die Sōbu-Sen sind die Autoren nie gestiegen - wie könnten sie sonst behaupten, daß Chiba eine "nördlich von Tokyo gelegene Provinz ist" (S. 86)?

Die soeben erwähnten japanischen Kriegsverbrecher werden von den Autoren übrigens besonders gern beschworen, wobei dieses Verdikt über allen Zweifel erhaben ist. Die diesbezüglichen Ausführungen verraten, daß die Autoren sich nicht im geringsten über die Hintergründe des Tokyoter Kriegsverbrecherprozesses informiert haben. Wenn sie gewußt hätten, daß manches Todesurteil nur mit einer Stimme Mehrheit gesprochen wurde und daß unter den Richtern über die Rechtmäßigkeit des gesamten Verfahrens große Uneinigkeit herrschte, wären sie in ihrem Urteil vielleicht ein wenig zurückhaltender gewesen. Vor allem ein Studium der Auslassungen des indischen Richters Pal wäre für die Autoren sehr lehrreich gewesen.

Aber auch hier entlarvt der Eifer die Autoren: Warum beispielsweise General Yamashita "wegen der beispiellosen Grausamkeiten der kaiserlichen Armee auf den Philippinen" (S. 80) "Tiger von Malaya" genannt wurde, ist für einen Kenner der Anfangsgründe süd-

ostasiatischer Geographie in keiner Weise einleuchtend! Auch soll Yamashita ein Kommandeur gewesen sein, "der Kriegsgefangene auf die bekannten Todesmärsche schickte" (S. 80). Was diese "bekannten Todesmärsche" waren, wird nicht gesagt. Aber das werden die Gewerkschafter an der Basis sicherlich genauestens wissen. Sollten die Verfasser übrigens an Bataan denken, so war seinerzeit japanischer Oberkommandierender General Homma!

Mit wie wenig Selbstkritik die Autoren ihre Aufgabe angepackt haben, verraten folgende Abschnitte:

Einer der informiertesten Gesellschaften wird bescheinigt, daß Information ein "höchst fragwürdiger Oberflächenkitzel" für die Leser sei, "die eine Zeitung nur zwischen den U-Bahnstationen aufschlagen" (S. 55). Liefert denn die Bild-Zeitung etwas anderes - eine Lektüre, die selbst in der ersten Klasse unserer Intercity-Züge verbreitet ist?

Die Autoren staunen, "mit welcher Leichtgläubigkeit die kleinen Leute alles opfern" (S. 135), den Religionen nämlich. Ist es in Europa so viel anders? Und wenn die Autoren sich über die große Zahl der Handleser, Wahrsager und den Aberglauben in Japan verwundern (S. 136), so fehlt die Erklärung, warum selbst in sich seriös gebenden Zeitschriften bei uns immer noch ein Horoskop steht. Den Autoren ist der Shintoismus suspekt, der "immer leicht zum Werkzeug der Macht wird, wie zuletzt der Faschisten" (S. 131). Trifft denn dies nur auf den Shintoismus zu?

Wenn man schon in den religiösen Raum ausgreift, dann sollte man bei aller Objektivität auch hier zunächst vor der eigenen Tür kehren. Die christliche Religion hat im Laufe ihrer Geschichte auch auf allen Seiten der europäischen Kriegsfrenten Feldprediger gehabt, und das Konkordat zwischen Pacelli, dem späteren Pius XII., und Adolf Hitler war sicherlich auch kein Ruhmesblatt.

Der Empörung der Autoren über die Abtreibung und die sinkende Moral in Japan (S. 146) fehlt zur Glaubwürdigkeit ein entsprechendes Gegenbild der heutigen Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland. Eine weitere Enthüllung über die Autoren erfahren wir aus ihren Betrachtungen über die Takenokozoku, wobei sich übrigens nicht deretwegen die Polizei gezwungen sah, die Omote Sando für den Verkehr zu sperren (S. 69f.): Diese Straße war bereits viel früher sonntags zur Fußgängerzone umgewandelt worden! Wenn die Takenokozoku ihre Tänze beendet haben, "gehen sie herum und sammeln fein säuberlich ihre Abfälle ein, dies natürlich zum

Wohlgefallen der Polizei" (S. 171). Verurteilen die Autoren eine solche Haltung? Begrüßen sie also die offenbar öffentlich geduldete Verdreckung, die Sudeleien und Schmierereien in unseren Großstädten, an Hauswänden und Denkmälern, die unsere Städte immer unansehnlicher machen? Autoren dieses Schlages gehören zu den geistigen Urhebern der Auflösung einer Ordnung, die mit Schlagworten wie "Lebensqualität" nur noch notdürftig zusammengekittet zu sein scheint.

Es mag ja auch sein, daß Japaner "aus Furcht vor Repressalien weniger couragiert in der Arbeitszeit zum Arzt gehen" (S. 37). Aber ist es denn dann am anderen Ende der Skala unbedingt zu rechtfertigen, wenn jeder kleine Schnupfen bereits das Fernbleiben vom Arbeitsplatz rechtfertigt?

Bei ihren weltpolitischen Betrachtungen betätigen sich die Autoren nach bekannter "Stürmer"-Manier als geheime Verführer, so beispielsweise wenn die Sozialisten angeblich die friedliche Wiedervereinigung Koreas anstreben, "worunter man zu verstehen hat, daß die Sozialisten den kommunistischen Norden für verhandlungsfähig halten und das diktatorische Regime in Süd-Korea nicht für haltbar" (S. 100). Welche Handhaben bieten die Autoren ihrem bevorzugten Adressanten zu urteilen, was der Unterschied zwischen der süd-koreanischen Diktatur und der Kim'schen Spielart des Nordens ist? Die Autoren bedauern, daß Japan sich über die Verletzung der Menschenrechte in Chile nicht beklagt (S. 102). Wenn man derartige Dinge oft genug sagt, dann glaubt schließlich auch der Gewerkschafter an der Basis, daß es Unterdrückung nur in der westlichen Hemisphäre gibt! Mit welchem Bedacht hier vorgegangen wird, zeigt das auf Seite 155 wiedergegebene Zitat aus dem japanischen Weißbuch für Verteidigung: "Die Sowjets bauen ihre militärische Stärke in Fernost mehr aus, *so heißt es da* (Hervorhebung von mir. B.G.), als zum Zweck reiner Verteidigung nötig sei." Der Leser soll glauben, daß dies ein Fantasiegebilde ist. Und es paßt ins Bild, daß schriftstellerische Redlichkeit die Autoren nicht veranlaßt hat zu bestätigen, daß Generalstabschef Kurisu (nicht Kuniu) letzten Endes recht hatte mit seiner kritischen Bemerkung zur sowjetischen Bedrohung und der schlechten Vorbereitung der japanischen Streitkräfte (Seite 150f.).

Wer so schlau ist, wie unsere beiden Autoren, hört natürlich auch das Gras wachsen. So hat sich beispielsweise nach Hiroshima herumgesprochen, daß die Atombombe auch in Nagasaki fallen könnte

(S. 122), und dort entsprechende Aufregung ausgelöst. Wenn das so war, so traf das letzten Endes auf jede japanische Großstadt zu, und Nagasaki ist dann schließlich beim Abwurf der zweiten Atombombe nur ein Ausweichziel gewesen.

Wenn die Autoren den Japanern mehr Stadtsanierung verschreiben (S. 43), dann hätten sie zumindest ihren Lesern mitteilen sollen, daß es Städte wie Tama New Town oder Takashimadaira gibt. Man kann dabei natürlich wieder über die gesellschaftlichen Probleme dieser Wohnburgen reflektieren. Den Gewerkschaftern an der Basis jedoch weiszumachen, daß man die japanischen Arbeiter in ihren Karnickelställen verkommen läßt, erklärt für ihn nicht die Leistungsfähigkeit des japanischen Systems.

Wie wenig man sich mit japanischen Gepflogenheiten überhaupt beschäftigt hat, zeigt die Aussage, daß "die Behörden . . . wieder damit an (fingen), in der Manier des Kaisers zu zählen (die Jahreszahlen nämlich) - also nicht 1980, sondern das Jahr 1955 der Showa-Periode" (S. 98). Abgesehen davon, daß unsere schlauen Autoren dem japanischen Kaiser eine Regierungszeit von eintausendneunhundertfünfundfünfzig Jahren bescheinigen, die selbst biblische Gestalten nicht erreicht haben dürften - und auf einen Druckfehler muß man bei diesen Autoren nicht unbedingt kommen - haben die Japaner in Wirklichkeit nie aufgehört, ihre Zeitrechnung nach Herrschaftsperioden einzuteilen.

Überhaupt scheinen unsere Autoren sich in diesem Buch einmal sämtliche Vorbehalte und Japan-Frustrationen von der Seele geschrieben zu haben. Mit wie wenig Verständnis für japanische Kultur dies geschehen ist, verraten sie auf Seite 49: "Für die Demokratisierung Japans wäre das ein fundamental wichtiger Schritt, zu einer phonetischen Schreibweise überzugehen oder das Japanische einfach durch Englisch zu ersetzen" - warum dann nicht gleich durch Deutsch?

Man mag mir jetzt vorwerfen, daß ich zur Sache selbst nichts gesagt habe. Warum sollte ich auch? Denn abgesehen davon, daß es zum Thema unserer "Büchermacher" - so nennt man dies doch wohl heute in Deutschland - fundiertere Werke gibt (vgl. z.B. Angelika Ernst, Japans unvollkommene Vollbeschäftigung), gehöre ich ja nicht zum Kreis der von ihnen Auserwählten, mit denen sie unter sich zu bleiben wünschen.

Im Geiste der Bergpredigt (Matth. 5, 3) wollen wir die Autoren nicht allzu hart anfassen. Viel bedenklicher ist es, daß hier Blätter, deren Aussage letzten Endes nur die Auslage hinter einer mit einem ausgeschnittenen Herzen verzierten Tür rechtfertigt, von einem Verlag zu

einem Buch zusammengeheftet wurden, der sich noch immer eines gewissen Renommees erfreut und deshalb damit rechnen kann, erhebliche Mengen dieses Machwerkes abzusetzen. Es wirft einen starken Schatten auf unsere Zeit, wie ein Verlag, der einst zu den Sternen der Enzyklopädisten der Aufklärung griff ("rowohlts deutsche enzyklopädie will . . . jedem geistig Interessierten alle Gebiete der Wissenschaft durch ihre angesehensten Vertreter erschließen . . . Sie strebt ein sinnvolles Gebäude menschlichen Denkens an". Entnommen dem Band I dieser Reihe aus dem Jahre 1955), heute in der Gosse der Pamphleteschreiber gelandet ist.

B. G.

29. Januar 1982

INDOCHINA IN MEMORIAM

PETER SCHOLL-LATOUR, Der Tod im Reisfeld - Dreißig
Jahre Krieg in Indochina
(Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt) 5. Aufl. 1980, 384 S. ISBN
3-421-01927-4

In einer Rezension zu diesem Buch heißt es: "Schlecht: Der Verzicht auf jegliche Illustration wirkt auf Scholl-Latours TV-Gemeinde enttäuschend". Mir scheint diese Beurteilung typisch zu sein für unsere Zeit, die sich wieder dem Analphabetismus annähert. Der Mann ist arm dran, der nicht mehr genügend Phantasie besitzt, um ohne Bilder das Leben aus einem Text herauszufühlen, der so bildhaft ist wie der dieses erfahrenen Kommentators und der wirklich keiner Photos bedarf.

In fünfzig treffend formulierten Kurzreportagen läßt der Autor die dreißigjährige Tragödie Indochinas abrollen, soweit er sie als Augenzeuge miterlebt hat - angefangen von seiner Ausfahrt 1945 an Bord eines Truppentransporters zum ersten Indochina-Krieg ("Ihr fahrt in die falsche Richtung", rufen aus Südostasien heimkehrende britische und holländische Soldaten den Fremdenlegionären zu) über die Vergeblichkeit des amerikanischen Einsatzes im zweiten Indochina-Krieg bis hin zum dritten Indochina-Krieg Anfang 1979 zwischen Vietnam und China.

Wer erinnert sich noch des Kaisers Bao Dai und des von den Franzosen bereits unter amerikanischem Druck eingesetzten Ngo Dinh Diem und seiner dubiosen Schwägerin "Madame Nhu", der politischen Sekten Cao Dai und Hoa Hao, der als Polizeikräfte eingesetzten Flußpiraten Binh Xuyen und des unglücklichen französischen Oberkommandanten de Lattre de Tassigny? Eher weckt aus dem ersten Indochina-Krieg sicher noch der Name des Ortes Dien Bien Phu Erinnerungen, wo das Schicksal der französischen Kolonialmacht besiegelt wurde.

Diese wurde bald von den USA abgelöst, die in der Schwarz-Weiß-Malerei des Kalten Krieges noch weniger als die stursten französischen Kolonialoffiziere begriffen, was sich in Indochina abspielte. Scholl-

Latour zeichnet beklemmende Bilder der amerikanischen Naivität und des negativen Einflusses, dessen die weiße Rasse in Asien fähig ist.

Man gefällt sich heute darin, die unglückliche und sicher auch von einer naiven Grundeinstellung geleitete Hand Präsident Carters zu belächeln oder zu verurteilen. Doch unüberlegte Kriegshandlungen mit ihren tragischen Auswirkungen auf die betroffenen Völker kann man ihm gewiß nicht nachweisen. Nach einem anderen Präsidenten hat man bei uns dagegen Straßen und Brücken benannt. Wer die Geschichte Indochinas seit 1945 verfolgt hat, kann aber Scholl-Latour nur zustimmen, wenn er feststellt: "Der Hauptverantwortliche für dieses gewagte Engagement (in Süd-Vietnam) war . . . John F. Kennedy gewesen" (S. 117).

Die bittersten Worte findet Scholl-Latour über die amerikanische Verantwortung gegenüber dem Schicksal Kambodschas. Wer wie Scholl-Latour der Überzeugung ist: "Wenn je eine Gegend unserer Welt der Vorstellung vom irdischen Paradies nahekam, dann war es das Königreich Kambodscha unter der Führung des Prinzen Norodom Sihanuk" (S. 96), der versteht Scholl-Latours ohnmächtigen Zorn über die Schuld am Kambodscha-Dilemma, die Präsident Nixon und Henry Kissinger trifft. Und man kann nur hoffen, daß die seit der durch die USA veranlaßten Vertreibung Sihanuks gemordeten Kambodschaner jener "törichte nordische Jury" (S. 157) keine Minute ruhigen Schlafs mehr gestatten, die Kissinger und Le Duc Tho 1973 den Friedens-Nobelpreis zugesprochen hat.

Sihanuk war auch für mich einer der bewundernswürdigsten Staatsmänner Südostasiens. Möge ein gütiges Geschick ihm noch einmal eine Gelegenheit geben, die Scholl-Latour nach einem Zusammentreffen in Peking im März 1979 "die einzige und letzte Chance für das Überleben der kambodschanischen Nation" bezeichnet (S. 353).

Das amerikanische Engagement in Vietnam ist mit zwei Bildern Scholl-Latours unnachahmlich charakterisiert (S. 158): Die GI's wurden bei ihrer Ankunft "von südvietnamesischen Ehrenjungfrauen bekränzt"; bei ihrem Abzug jedoch mußte ihr "Gepäck von Schäferhunden nach Rauschgift durchschnüffelt" werden.

Der Abzug der USA und die von ihrem Einsatz verursachte Zersetzung der sozialen Infrastruktur ermöglichte Vietnam die Ausdehnung seiner Macht auf ganz Indochina - eine Entwicklung, die für China seit 2000 Jahren unerträglich ist - verschärft heute durch das Einverständ-

nis zwischen Moskau und Hanoi.

Die Darstellung, die Scholl-Latour vom chinesischen Widerstand gegen die vietnamesischen Ambitionen im Dritten Indochina-Krieg gibt, läßt das Buch sehr nachdenklich ausklingen. Der Autor spricht dabei vor allem jene Kreise unserer Jugend an, die in den 60er Jahren auch in der Bundesrepublik Deutschland mit ihren "Ho-ho-ho Tschimin"-Rufen nach neorousseauistischer Manier (vgl. S. 379) die Erlösung in den "Guten Wilden" Vietnams suchten. Der von jenen Phantasten seit Rudi Dutschke ins Auge gefaßte Marxismus: Das sind die Massengräber der unter Plastiktüten erdrosselten oder mit Knüppeln erschlagenen Kambodschaner oder die "Boat People", die den Haifischen und Piraten im Golf von Siam zu entkommen suchen. Das Buch lebt einzig von der meisterhaften Reportage, die an große Beispiele des deutschen Journalismus anknüpft. Ein zeitgeschichtlicher Hintergrund wäre hier ein Fremdkörper. Wer aber vor allem den Ersten Indochina-Krieg nicht bewußt miterlebt hat, sollte sich mit der damaligen gesellschaftlichen und politischen Entwicklung Indochinas gesondert beschäftigen, wenn er Scholl-Latours "Schnappschüsse" einordnen will, oder mindestens die auch sehr kurz geratene Zeittafel (S. 381-384) aufmerksam studieren. Der Verlag hätte darauf achten müssen, daß es in der Volksrepublik China kein Ministerium für Minderheiten (nur eine Staatskommission; S. 339) gibt und daß die häufig erwähnte südwestchinesische Provinz nirgendwo in der Literatur Yünan, sondern Yünnan heißt.

Aber das sind Kleinigkeiten, die vor der Darstellung von Ereignissen verblassen, die mitzuerleben und zu schildern auch einen hohen Mut und in vorderster Front den Einsatz des Lebens des Verfassers vorausgesetzt haben.

Einer Empfehlung Scholl-Latours folgend (S. 221: "Es ist wohl das beste Buch, das je über Vietnam geschrieben wurde"), habe ich mir beschafft

GRAHAM GREENE, *The Quiet American*
(Harmondsworth: Penguin Books) reprint 1979, 189 S. ISBN
0-14001792-5.

Ob dieser Roman das beste Buch über Vietnam ist, kann ich nicht beurteilen; denn ich habe natürlich nicht alle Bücher über Vietnam gelesen. Und mit Superlativen sollte man überhaupt sparsam umgehen.

Daß es aber ein sehr lesenswertes Buch ist, das zum Nachdenken anregt, kann ich bestätigen. Man kann "The Quiet American" auf viererlei Weise lesen. Da ist zunächst die Liebesgeschichte, das Dreiecksverhältnis zwischen dem alternden englischen Journalisten Fowler, der jungen Vietnamesin Phuong und dem jungen amerikanischen "Entwicklungshelfer" Pyle. Graham Greene zeigt sich hier als der gewiegte Romanautor, und wer solche Verwicklungen liebt, wird bereits auf seine Kosten kommen, wobei der Schauplatz der Handlung keine Rolle spielt.

"The Quiet American" ist sodann eine glänzende Reportage des Vietnam-Krieges, wie er Anfang der 50er Jahre, noch unter französischer Regie, geführt wurde. Das Stoßtrupunternehmen bei Phut Diem, die Nacht auf dem Wachturm mit dem Vietminh-Angriff nach der Feier der Cao-Dai-Sekte, der Bomben-Einsatz bei Lai Chau oder die Bombenexplosion auf einer belebten Saigoner Straße bleiben noch lange im Gedächtnis und bestätigen, daß der Autor, der in jener Zeit Vietnam fünf Jahre lang besucht hat, die Augen sehr offen hielt.

Drittens - und das ist Scholl-Latours Hinweis - kann man das Buch ob seines Symbol-Gehaltes lesen. Für Scholl-Latour verkörpert Fowler die gespaltene europäische Kolonialmacht. Fowler weiß um die komplizierten Zusammenhänge; er möchte Beobachter bleiben; er kann sich jedoch nicht trennen und wird in das Geschehen hineingezogen wie in einen Mahlstrom. Pyle hingegen, der "stille Amerikaner", ist der jugendhafte, naive Idealist; er glaubt an die Mission der USA und ist aufgrund seines Bücherwissens überzeugt, daß Amerika die "Dritte Kraft" unterstützen muß, um die Demokratie in Vietnam zu retten. Er glaubt, daß die Opfer der Bomben, für die er die Ingredienzien liefert, für die Demokratie sterben und damit zu rechtfertigen sind. Das Wort Fowlers über ihn: "I never knew a man who had better motives for all the trouble he caused" könnte man leider über zahlreiche Fehlentscheidungen der USA besonders in Südostasien schreiben, zurückzuführen auf die Unkenntnis und Vernachlässigung historischer, kultureller und ethnischer Zusammenhänge. Man kann geradezu ein Mephisto-Wort umdrehen und die USA in Süd- und Südostasien als eine Kraft bezeichnen, die stets das Gute will und stets das Böse schafft - wie Pyle, der in dieser Hinsicht an der Seite jenes "ugly American" (William J. Lederer and Eugene Burdick, 1958. Deutsch in 2. Auflage: Der häßliche Amerikaner. Hamburg: Nannen 1962, 275 S.) steht, der ebenfalls in Südostasien nur Schaden anrichtete.

Ich möchte hier jedoch nicht falsch verstanden werden. Die USA sind für mich trotz allem die Partner zum Überleben. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß wir uns nicht isolieren, sondern uns viel enger zusammenschließen, als dies nach dem Kriege bisher geschehen ist, um die positiven Elemente, auf denen die Geschichte und das Leben der westlichen Demokratien beruhen, für das gemeinsame Wohl nutzbar zu machen und negative Erscheinungen, zu denen ich auch Naivität und jeglichen Missionseifer zähle, zu neutralisieren. Und wenn es einen vierten Aspekt gibt, unter den man die Lektüre Graham Greenes stellen könnte, dann ist dies die Erkenntnis, daß es heute eine zukunftsweisende "dritte Kraft", von der gerade bei uns zu Hause viele junge Leute schwärmen, nicht gibt. "One has to take sides, if one is to remain human!" (S. 174).

Für den Leser, den die Vorgeschichte des indochinesischen Dramas interessiert, gibt es wenig deutschsprachige Lektüre. Die zeitgenössischen Quellen des französischen Engagements liegen verständlicherweise nur in französischer Sprache vor. Eines der interessantesten Werke wurde allerdings übersetzt und enthält für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, manche wertvolle Hintergrund-Information:

AUGUSTE PAVIE, Eine friedliche Eroberung - Indochina 1888
(Herrenalb: Erdmann) 1967, 448 S.

Es handelt sich um die Übersetzung der Tagebuchnotizen des bedeutenden französischen Kolonisators, der als Telegraphenbeamter in Kambodscha seine Laufbahn begann und es später als Forschungsreisender und Vizekonsul in Luang Prabang verstand, das Königreich Laos auf friedlichem Wege dem indochinesischen Kolonialbesitz zuzuführen. Die Notizen Pavies enthalten eine Fülle aufschlußreicher ethnologischer und historischer Hinweise und begeisterter Schilderungen der Landschaft zwischen Mekong und Rotem Fluß. Was aber besonders fasziniert, ist die Überzeugung, mit der Pavies Persönlichkeit aus diesen Aufzeichnungen heraussteht - die Persönlichkeit eines Mannes, der durch seinen persönlichen Einsatz, durch Menschlichkeit, Lernbereitschaft, aber auch durch ein klares Bekenntnis zu seiner Nation überzeugt. Und er überzeugt nicht nur den Leser, sondern die Stämme der laotischen Berge, die er für Frankreich gewinnt. Sein Bemühen um die Eingeborenen des Berglandes, die den weltpolitischen Zu-

sammenhängen ohne Verständnis ausgesetzt sind, ist gerade die Eigenschaft, die seinen Nachfolgern und ihren Erben in unserem Jahrhundert abging.

Aus diesem Buch wird deutlich, warum Laos (wie auch Kambodscha) der französischen Kolonialpolitik seine Unabhängigkeit verdankte. Denn in einem auf die Endzeit des Khmer-Reiches zurückgehenden Streben der Nachbarvölker auf Unterwerfung des Reiches von Angkor standen Kambodscha und Laos im 19. Jahrhundert vor der Auslöschung ihrer staatlichen Identität, wenn nicht die französische Kolonialmacht vor allem Siam in seine Schranken verwiesen hätte. Daß dabei Siam sich chinesischer Verbündeter bediente (vor allem versprengter Überreste des Taiping-Aufstandes), ist von besonderer Delikatesse im Lichte der heutigen Situation, da die Volksrepublik China und Thailand in einem ideellen Bündnis gegen den vietnamesischen Imperialismus stehen, der Laos und Kambodscha in die Bedeutungslosigkeit gezwungen hat, vor der Frankreich diese Länder noch fünf oder sechs Jahrzehnte bewahren konnte.

Im Lichte der heutigen Ereignisse stellt Pavies Buch eine nostalgische Lektüre dar. Es ist schade, daß der Verlag dem Buch eine so schludrige Karte beigegeben hat, auf der die Wege Pavies überhaupt nicht verfolgt werden können. Es wäre gut, wenn der Verleger seinen Kartenzeichner zwingen würde, die Bücher zu lesen, die er mit seinen Erzeugnissen schließlich dem Leser, der Nord-Laos im Zweifel nicht so gut kennt wie den Schwarzwald oder die Hügel um Hayama, noch näher bringen soll.

B. G.

1. März 1982

LÄNDERKUNDE JAPANS

Oft werde ich gefragt, aus welchen Büchern man sich rasch und verlässlich über Japan informieren könne, und in der Regel muß ich mehrere Titel nennen. Nun ist mir ein Buch in die Hand gefallen, das eigentlich alles enthält, was der am modernen Japan interessierte Leser mindestens wissen sollte und das auch dem schon seit längerem in Japan lebenden Gaijin in der Art seiner Querbezüge noch manchen Aufschluß zu vermitteln vermag:

HANS BOESCH, Japan

(Braunschweig: Westermann) 1978, 257 S. ISBN 3-14-509091-7.

Der im Erscheinungsjahr dieses Buches verstorbene Autor war ein Schweizer Geograph, und sein Japan-Buch stellt eigentlich ein Geographiebuch dar. Nun besteht jedoch moderne Geographie nicht mehr in der Aneinanderreihung enzyklopädischer Details, wie viele von uns dies noch im Schulunterricht erleben mußten. Vielmehr versucht die moderne Geographie, die physikalischen Gegebenheiten zu den historischen, wirtschaftlichen, demografischen und kulturellen Entwicklungen in Beziehung zu setzen, die jene ständig verwandeln.

Boesch mag in dieser Hinsicht sogar etwas übers Ziel hinausgeschossen sein, wenn er über die Mentalität der Japaner, über die Schulerziehung und über die Probleme der Sprache schreibt. Aber damit spart der Leser eben manch anderes Buch. Denn Boesch hat sich sehr in die verschiedenen Aspekte hineingedacht, und er hat auf zahlreichen Japanreisen die Augen offengehalten. (Allerdings scheint er nicht in die nördlichen Stadtteile Tokyos gekommen zu sein, wo tatsächlich eine Straßenbahn fährt! Vgl. Seite 61). Dabei ist er kritisch genug, die Relativität aller Aussagen über Japan immer wieder zu betonen. Und in seiner Betrachtung der kulturellen Strömungen verdient gerade im Zusammenhang mit der Legende der ständigen Nachahmer Boeschs Beobachtung, daß die japanische Kunst größeren Einfluß auf Europa gehabt hat, als umgekehrt, tieferes Nachdenken! Boeschs Darstellung beginnt mit der Stadtgeographie und hat hier einen Schwerpunkt in der

Bedeutung der "Megalopolis" am Pazifik. Schon in dieser Entscheidung des Autors liegt eine Aussage über das, was heute lebendige Geographie in Japan bestimmt - ob wir Außenstehenden das mögen oder nicht! Es ist nur konsequent, wenn Boesch sodann Abschnitte über die Industriegeographie, Energieprobleme, Verkehr und die Dienstleistungen folgen läßt, ehe er Fisch-, Land- und Forstwirtschaft abhandelt.

Betrachtungen über die japanische Gesellschaft und die Position Japans in der Welt beschließen das Buch.

Boesch vergißt in seiner Darstellung weder die Burakumin oder die Koreaner (S. 241), noch die "Nördlichen Territorien" und die Senkaku-Inseln (S. 157) oder das gespaltene Verhältnis der Japaner zu Hokkaido (S. 141). Besonders gefällt mir, daß Boesch in seiner Darstellung häufig auf die japanische Belletristik zurückgreift. Mit Zitaten von Kawabata oder Tanizaki belegt er, daß häufig die aufmerksame Lektüre eines guten Romans dem Leser einen tieferen Einblick zu vermitteln vermag, als das Studium wissenschaftlicher Bibliotheken.

Dem zu frühen Tod des Autors ist es gewiß zuzuschreiben, daß das Buch keinen Index hat - ein gerade angesichts seiner Komplexität schmerzlich empfundener Mangel. Und die Verwendung der häßlichen Abkürzung "BRD" für Bundesrepublik Deutschland geht gewiß auf das Konto des Verlages, der damit allerdings kaum Papier eingespart haben dürfte.

Statistiken, Kartenskizzen und vor allem instruktive Farbfotos - darunter zahlreiche Luftaufnahmen - runden dieses empfehlenswerte Buch ab.

Natürlich erwähnt Boesch auch die Naturkatastrophen, die Japan regelmäßig heimsuchen. Daß dabei die Taifune im Durchschnitt der letzten Dekaden weitaus verheerender gewirkt haben als die Erdbeben (S. 130f.), registriert der Leser mit Interesse. Was ein Taifun allerdings wirklich bedeutet, hat kaum jemand aufrüttelnder dargestellt als unser langjähriges OAG-Mitglied Rose Lesser:

ROSE LESSER und HERBERT WÜST, Taifun und . . .
(Kawasaki: More Joy) 1981, 187 S.

Dies ist ein sehr persönliches Buch, das einen Leser voraussetzt, der nicht über der abendlichen Wetterkarte im Nachrichtendienst des NHK zur Tagesordnung übergeht. Es mag ja auch für manchen Bewohner moderner Betonhäuser schwer sein, sich vorzustellen, was ein Taifun für

die küstennahe Fischerhütte, das Schiff auf See oder die Holzhütte im Gebirge bedeutet.

Oft sind es Katastrophen, die uns mehr an einen Ort binden, als glückliche Begebnisse dies zu tun vermögen. Ebenso ging es Rose Lesser, die "zufällig" nach Japan fuhr, am Tage eines Taifuns in Kobe ausstieg und nun seit mehr als 50 Jahren von unserem Gastland fasziniert ist. Dabei wurde sie jedoch nie von ihren Taifun-Erlebnissen frei, die sie uns nunmehr vorlegt.

Rose Lesser tut dies, indem sie uns zahlreiche eindrucksvolle Fotos der verheerendsten Taifunkatastrophen während ihrer Japan-Zeit vorlegt, wie sie in den üblichen und zumeist prächtigen Bildbänden gewiß fehlen. Wer die verbogen Eisenschienen, die auf dem Trockenen liegenden Schiffe oder die an eine ausgeschüttete Streichholzschachtel erinnernden Tempeltrümmer auf diesen Photos anschaut, wird auch die in ihrer schönen Form faszinierende Taifunspirale auf der abendlichen Wetterkarte mit anderen Augen betrachten.

Rose Lesser zitiert sodann eine Reihe von Augenzeugenberichten und japanische wissenschaftliche Betrachtungen zum Phänomen der Taifune.

Was den Mitautor Herbert Wüst angeht, so beschränkt dieser sich auf ein kurzes mit Rose Lesser gemeinsam verfaßtes Kapitel von rund 5 Seiten, auf einen nichtssagenden Beitrag über tropische Wirbelstürme von rund einer Druckseite und eine kaum längere Darstellung der japanischen Geographie, bei der man sich fragt, wozu er deshalb Martin Schwind bemühen mußte. Sollte er in Wahrheit Rose Lesser ein wenig im Stich gelassen haben? Zumindest steht deren persönliches Engagement in einem krassen Gegensatz zu seiner allzu kühlen Distanz.

Und wenn ich dieses Buch "sehr persönlich" nannte, so nicht nur deshalb, weil Rose Lesser einige ihrer persönlichen Taifunerlebnisse in mehreren Kapiteln schildert, sondern weil sie uns auch in ihren Gedichten mitteilt, wie diese Katastrophen sie aufgewühlt haben - eine Darstellungsform, die wir in der Regel kaum noch wagen.

Etwas unmotiviert werden am Schluß des Buches noch einige ältere Abbildungen beigegeben, deren Thema das Wasser und die Neulandgewinnung sind - allenfalls mit dem Ziel des Buches dadurch verbunden, daß es gerade die küstennahen Gebiete Japans sind, die bevorzugt unter Taifunen zu leiden haben.

Zur vollständigen Landeskunde gehört, wie Boesch ganz richtig gesehen hat, die Darstellung der gesellschaftlichen Kultur des Landes.

Ein breites und kenntnisreiches Bild dieser Art zeichnet H. Erlinghagen, dessen späteres Buch "Japan - eine Landeskunde" K. W. Bender bereits früher in einer OAG-Besprechung vorgestellt hatte:

HELMUT ERLINGHAGEN, Japan - Ein deutscher Japaner
über die Japaner
(München: dtv 1184) 1976, 396 S. ISBN 3-421-01675-5.

Erlinghagen ist kein Romantiker und stellt daher seinem Japanbuch nach einigen kurzen Betrachtungen über Mentalität, Sprache und Erziehungssystem, die später vertieft werden, drei ausführliche Kapitel über Wirtschaftsfragen voran. Der Autor verhehlt dabei nicht seine Vorbehalte gegen "Die Nationalökonomie als Hauptanliegen des heutigen Japan" (so die Überschrift seines zweiten Kapitels). Aber gegen Autoren, die diesen Vorbehalt in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung zu stellen gewohnt sind, sticht Erlinghagen sympathisch ab, da ihm jede Polemik fernliegt. Seine Zuneigung zu Japan gibt ihm die Hoffnung, daß sich in Japan, wenn es seine Ziele erreicht hat und "seine Position unangreifbar" geworden ist, eine Bewußtseinsänderung vollziehen und das Land sich voll in die Völkergemeinschaft einreihen werde. Dann sei auch die Zeit, daß Güte und Schönheitssinn als Geschenk an andere Völker auch deren Kultur bereichern werde.

Der Leser, von ähnlichen Sympathien getragen, wird sich die kritische Frage stellen, ob der historische Ablauf in unserer von Spannungen vielfältigster Art zerissenen Aera uns und Japan die Zeit dazu lassen wird. Aber mindestens in seinem Ton leistet Erlinghagen einen Beitrag, um die in unserem Verhältnis zu unserem Gastland gerade heute wieder erkennbaren Spannungen abzubauen. Und dafür gebührt ihm Dank.

Daß Erlinghagen sich jedoch durchaus auch in die "Niederungen" des Wirtschaftslebens begeben hat, zeigt das folgende Zitat, dem wir wohl alle zutiefst zustimmen werden: "Trotz aller Liberalisierungsbeteuerungen wird es noch Jahre dauern, bis der Importeur die volle Gewißheit hat, daß er auf das gleiche Wohlwollen rechnen kann, wie in einem westlichen Nachbarland" (S. 108).

Es ist bei der geistigen Herkunft des Autors nicht zu verwundern, daß er hinter vielen Phänomenen des japanischen Alltags- und Geschäftslebens die geistigen Wurzeln aufspürt. Natürlich wissen wir alle, daß dabei dem Konfuzianismus eine entscheidende Rolle zu-

kommt. In welcher Weise sich diese Rolle aber heute auswirkt und wie sie sich mit den Einflüssen des Shintoismus und Buddhismus verbindet, dafür gibt Erlinghagen zahllose überzeugende Beispiele.

Ein wiederholt hervorgehobenes Element ist dabei des Konfuzius' Forderung, daß nicht Besitz, sondern Leistung der Schlüssel zu Aufstieg und Erfolg sein solle. Damit wird die Gesellschaft in einer Weise durchlässig, die das Entstehen von Klassen verhindert hat und damit auch den linken Gruppierungen das Leben schwermacht. Und der vom Autor wiederholt betonte Pragmatismus der Japaner läßt jedes ideologische Gedankengebäude von links durch den bloßen Hinweis auf die wirtschaftliche Rückständigkeit der Nachbarländer China und Sowjetunion in sich zusammenfallen.

Daß den Kehrseiten des Wirtschaftswachstums in Japan dennoch die ihnen gebührende "Würdigung" zuteil wird, spricht für des Autors Objektivität. Religiöse und ethnische Betrachtungen sind seine besondere Stärke und lassen die zweite Hälfte seines Buches zu einer fesselnden Lektüre werden. Dabei kann niemand in allen Bereichen gleich gut bewandert sein; insbesondere die japanische Musik bis in die Gegenwart scheint die Stärke Erlinghagens nicht zu sein. Auch einige kleinere Irrtümer sollte man nicht zu schwer gewichten: So schloß sich an die Meiji-Zeit Taisho und nicht Showa an (S. 20); der Keidanren ist nicht die japanische Handelskammer (S. 60); und ob die Japaner wirklich "frühzeitig" erkannt haben, "daß nur der zügige und moderne Ausbau des Eisenbahnnetzes den Verkehr auf den Straßen entlasten kann" (S. 88), möchte ich infrage stellen. Letzteres traf allenfalls für die Frühzeit der modernen Verkehrsentwicklung zu. Die Liste deutscher Unternehmen in Japan ist dürftig und unmotiviert und in der Reihenfolge der Eröffnung deutscher Banken hat der Autor sich geirrt (S. 113).

Mit besonderem Vergnügen habe ich Erlinghagens Schilderung einer japanischen Hochzeit gelesen (S. 363 ff.), in der er uns zeigt, daß er sich gewiß unzählige Male an diesem Zeremoniell beteiligen mußte. Derartige Übereinstimmungen mit eigenen Erfahrungen tun dem Leser eines Buches allemal wohl. Ich glaube aber, daß Erlinghagens Japanbuch sich auch hervorragend eignet, um den "Daheimgebliebenen" ein Gefühl für das Land zu vermitteln, in dem wir zu Gast sind.

Ein größeres Gewicht auf gesellschaftliche und kulturelle Aspekte des Nachkriegs-Japan legt auch

KLAUS KRACHT, Hrsg., Japan nach 1945 - Beiträge zur Kultur und Gesellschaft (Wiesbaden: Sammlung Harrassowitz) 1979, 166 S. ISBN 3-447-02059-8.

Den Reigen der Beiträge zu diesem Band eröffnet der Geograph Winfried Flüchter, dessen Thema die japanische Raum- und Landesplanung ist. Flüchter zeigt überzeugend die Probleme der "Megalopolisierung" und der Industrieansiedlung sowie der politischen Konzessionen "auf Kosten planerischer und ökonomischer Grundsätze" (S. 15) auf. Seine Kernaussage lautet: "Die Kehrseite eines bei wenig wirksamer Raumordnung enormen Wirtschaftswachstums ist ein erhebliches regionales Ungleichgewicht" (S. 26).

In seinem Beitrag über die industrielle Entwicklung und Technologiepolitik bescheinigt Klaus Müller Japan eine "Rückständigkeit auf technologischem Gebiet" (S. 39). Diese zunächst sicher erstaunlich klingende Aussage weiß der Autor zu belegen; sie gilt auch gewiß nicht für alle technologischen Bereiche, würde aber einer ausführlicheren Untersuchung wert sein.

Lydia Brüll stellt "restaurative Tendenzen in den Wertvorstellungen" fest und trifft sich dabei mit Arcadio Schwade, der einen zunehmenden Einfluß des Shinto konstatiert. Aber Schwade hebt auch die produktive Ethik des Buddhismus hervor und weist wie Erlinghagen auf den Zen-Priester Suzuki Shosan (1579-1655) hin, für den "jeder Beruf . . . eine buddhistische Übung" ist (S. 61) - gewiß ein bis heute nachwirkendes Element des angeblichen japanischen Fleißes.

Mit der Position des Tenno nach dem Kriege beschäftigt sich Klaus Kracht. Anregende Gedanken zur Demokratisierung der japanischen Sprache äußert Bruno Lewin.

Besonders dankbar vermerkt man die Beiträge Irmela Hijiya-Kirschner und Ekkehard Mays über die den meisten von uns nur schwer zugängliche zeitgenössische Literatur, für die die Massenmedien eine ungleich größere Rolle spielen als beispielsweise in Deutschland. Es sind nicht zuletzt gerade Darstellungen solcher Unterschiede auch im Kulturleben, die ihren Beitrag zur Annäherung an das Verstehen unseres Gastlandes leisten.

Auch der Beitrag Walter Giesens schließlich über das Musikleben, der naturgemäß ohne Klang bleiben muß, gibt eine Fülle von Anregungen. Jeder Gast in Japan wird das von Giesen festgestellte weitgefächerte

Interesse der japanischen Musikwelt bestätigen können. Die "größere Aktivität der japanischen Durchschnittsbürger auf musikalischem Gebiet" (S. 141) erfährt man auf jedem Spaziergang durch ein hellhöriges japanisches Wohnviertel, und wer sich mit der zeitgenössischen japanischen Musik beschäftigt hat, muß Giesen zustimmen, wenn er "das Ansehen ausländischer Musiker (als) noch heute ungerechtfertigt hoch" bezeichnet (S. 145). Daß man dabei allerdings in Japan auch nicht mehr alles unbesehen - oder besser: ungehört - akzeptiert, zeigt die japanische Kritik beispielsweise an Stockhausen, die ihm schlankweg die Reife abspricht (S. 148). Daß Giesen nicht nur die "E-Musik", sondern auch Jazz, Schlager und Enka behandelt und dabei auch die Künstler nennt, die in besonderen Leistungen hervorgetreten sind, ermöglicht dem Leser einen raschen Einstieg, der in der Regel durch japanisch beschriftete Plattenhüllen verbaut ist.

Wenn ich dem Musikkapitel dieses Sammelbandes ein wenig mehr Raum gegeben habe, so deshalb, weil mir gerade der entsprechende Abschnitt bei Erlinghagen zu dürftig war. Vor allem aber ist auch ein solcher Beitrag - wie auch alle übrigen Kapitel dieses Buches - ein lobenswertes Beispiel für eine offene Japanologie, die aus ihrem Elfenbeinturm heraustritt.

B. G.

24. März 1982

CHINESISCHE GESCHICHTE: DICHTUNG UND WAHRHEIT

Die mehrere tausend Jahre umfassende Geschichte Chinas ermutigt sicherlich niemanden, ein Geschichtswerk über das Reich der Mitte zur Hand zu nehmen. Denn dieses wird in der Regel so umfangreich sein, daß man zumindest den Heimaturlaub damit verplanen müßte. Nach einigem Suchen findet man jedoch einen Autor, dem es gelingt, das Thema auf relativ wenigen Seiten so abzuhandeln, daß einige ruhige Abende ausreichen, um sich mit den Grundzügen der chinesischen Geschichte vertraut zu machen. Denn keinen höheren Anspruch erheben die Titel der nachstehenden schmalen Bändchen, die Ihnen Ihr Buchhändler besorgen kann, auch wenn Sie nicht Mitglied der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft sein sollten:

BODO WIETHOFF, Grundzüge der älteren chinesischen
Geschichte. "Grundzüge" Bd. 20

(Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1971, 231 S. (nachfolgend: Wiethoff 1971),

BODO WIETHOFF, Grundzüge der neueren chinesischen
Geschichte. "Grundzüge" Bd. 31

(Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1977, XI, 233 S.,
ISBN 3-534-06954-4 (nachfolgend: Wiethoff 1977).

Und sollten Ihnen diese 460 Seiten noch zu umfangreich sein, dann lassen Sie sich damit trösten, daß Wiethoff für die eigentlichen historischen Fakten nur rund zwei Drittel dieser Seitenzahl benötigt. Sie würden jedoch einen spürbaren Erkenntnisverlust in Kauf nehmen, wenn Sie die Ausführungen Wiethoffs über die historiographischen Grundlagen in alter und neuer Zeit überspringen. Jahrhundertlang ist nämlich die Vorstellung Europas von China durch unkritische Bewunderung oder durch Ablehnung, in jedem Falle aber durch Unverständnis oder - wie im Falle der jesuitischen Missionare - durch taktische Überlegungen geprägt gewesen. Aber auch die chinesischen Geschichtsquellen sind als "politisches Korrektiv und moralische Interpretation

der Vergangenheit" (Wiethoff 1971, S. 22) keine objektiven Quellen. Allein mit diesen Hinweisen ausgestattet, wird man manches überkommene Werk über die chinesische Geschichte kritischer lesen als bisher.

Wiethoff geht sodann nicht in der Weise vor, daß er Geschichtsdaten und Dynastien aneinanderreihet. Vielmehr stellt er die Entwicklung in übergreifende Zusammenhänge, deren zeitliche Komponenten sich überlagern, die die Merkfähigkeit des Lesers aber wesentlich weniger strapazieren als überkommene Werke der Geschichtswissenschaft. Wiethoff stellt die ältere Geschichte zunächst in ihrer Wechselbeziehung zur chinesischen Geographie dar. Wer seinem Gedankengang dabei aufmerksam folgt, den wird es nicht verwundern, daß "China immer noch dabei (ist), in die von den Mandschu (1644–1912) gesetzten Grenzen hineinzuwachsen" (Wiethoff 1971, S. 58).

Die von Wiethoff abgehandelten demographischen Grundzüge besitzen angesichts der großen Bevölkerungszahl Chinas naturgemäß besonderes Gewicht, wobei die skeptischen Anmerkungen zur marxistischen Stufentheorie (Sklavenhalter-, feudalistische Gesellschaft) besonders wohlthuend sind.

Am nächsten kommt Wiethoff der überlieferten Geschichtsschreibung, wenn er die politisch-historischen Grundzüge abhandelt. Auch hier sieht er übergreifende Zusammenhänge, die er in drei Gegensatzpaaren abhandelt: Zentrale-Peripherie (angesichts wiederholter Fremdherrschaften und partikularistischer Tendenzen ein grundlegendes Thema); Herrschende - Beherrschte (hier spielen die Aufstandsbewegungen, die Chinesen als "weitaus rebellischstes, aber gleichzeitig auch das am wenigsten revolutionäre Volk", hinein; Wiethoff 1971, S. 146); China - Außenwelt (die schmerzliche und späte Erkenntnis, daß China das Ausland nicht länger als ein "potentielles Inland" ansehen konnte).

Der letztgenannte Aspekt leitet über zum zweiten Bändchen, das ebenfalls zunächst die Beweggründe der "gegenwartsbezogenen" Chinaforschung reflektiert. Der hohe Anspruch, den Wiethoff an die Geschichtsschreibung stellt, ehrt ihn. Aber die Beschäftigung mit dem neuen China als Teil eines "Programms der Aufstandsbekämpfung" zu sehen (Wiethoff 1977, S. 11), kann ich nicht akzeptieren. Ich glaube, daß wir durch die Betonung der Gegenwartsbezogenheit inzwischen doch wesentliche Elemente zur Erkenntnis der Gegenwart beigetragen haben, auf die wir lange hätten warten können, wenn wir uns auf die "klassische" Universitätswissenschaft verlassen hätten. Und wenn diese

sich von der gegenwartsbezogenen Chinaforschung herausgefordert fühlt: Nun, um so besser! Daß bei allen diesen Bemühungen ideologische Verblendung im Westen wie in China selbst natürlich besonders verderblich sein muß, erläutert Wiethoff mit vollem Recht.

In seiner Darstellung der Geschehnisse seit der Revolution von 1912 bewähren sich auch in diesem Band die schon oben dargestellten Gegensatzpaare, wobei der Autor sehr einleuchtend heraushebt, daß die Kuomintang mit "geborgten Erfolgen" (Wiethoff 1977, S. 135) scheitern mußte, während Maos Bewegung im Kriege und danach die bessere Chance hatte, die chinesische Entwicklung voranzutreiben.

Wiethoff behandelt noch die Große Proletarische Kulturrevolution und deren Nachwehen bis zum Erscheinungsdatum seines Buches. Dabei spricht es für seinen wissenschaftlichen Ernst, wenn er feststellt:

"Ein wirklich neues China aber gibt es noch nicht; noch ist eine Überwindung der überkommenen Konfliktfelder nicht geglückt" (Wiethoff 1977, S. 173) - eine Feststellung, die man angesichts der Fragezeichen hinter dem Prozeß gegen die "Viererbande" und der "Modernisierung" nur wird bestätigen können.

Eine besonders wertvolle Zugabe zu diesem zweiten Band der "Grundzüge" stellt neben einem ausführlichen Literaturverzeichnis die synoptische Chronologie von 1368 (Gründung der Ming-Dynastie) bis 1975 dar, die in vier Spalten die Binnenverhältnisse in China, das Außenverhältnis, die Geschehnisse im "ost- und südasiatischen Umkreis" sowie im "Fernen Westen" behandelt.

Eine gute Freundin der OAG, die uns vor einiger Zeit in die chinesischen Bronzen einführte, hat sich eine der großen Geschichtsepochen Chinas ausgewählt, um sie in allen Details dem nicht-wissenschaftlichen Leser vorzustellen:

URSULA LIENERT, Das Imperium der Han. "Taschenbücher des Museums für Ostasiatische Kunst" Bd. 1 (Köln: Museum für Ostasiatische Kunst) 1980, 263 S.

Der Sinologe, der dieses Buch zur Hand nimmt, wird sicherlich die Beschäftigung mit den chinesischen Originalquellen vermissen. Aber andererseits kennt er das China der Han ohnehin. Jedoch dem Laien, der die Ausstellung "Kunst und Kultur der Han-Zeit" 1980 in Köln und 1981 in Stuttgart besucht hat, neben dem Ausstellungskatalog eine derartig leicht lesbare und dabei fundierte Hintergrundinformation in

die Hand zu geben, ist vorbildlich und veranlaßt hoffentlich auch andere Museen zur Nachahmung.

Die Han-Zeit war nach der kurzen Herrschaft des Reichseinigers Chin Shi Hoangdi der erste große, von einer durchgehenden Dynastie beherrschte Zeitraum in der chinesischen Geschichte (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.), in der sich das Reich formte, als das wir China im wesentlichen kennen, das erste und weitreichende Außenkontakte aufbaute (auf der Seidenstraße bis Rom) und das den Chinesen den Namen gab, den sie für sich selbst benutzen, nämlich "die Han".

Ursula Lienert führt uns die Entstehung und historische Entwicklung des Han-Reiches, seine gesellschaftlichen, administrativen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse vor. Dabei erfahren wir erstaunliche Dinge - erstaunlich für jene frühe Zeit der Weltgeschichte. So führte Kaiser Wen (179-156 v. Chr.) die erste Altersrente ein. Heiratspolitik als Außenpolitik ist keine Erfindung europäischer Herrscherhäuser. Und die "Geschenke" des chinesischen Kaisers an die tributpflichtigen Nachbarstaaten waren im Grunde nichts anderes als eine frühe Art der Entwicklungshilfe.

Daß die Autorin als Kunsthistorikerin besonderes Gewicht auf die künstlerischen Leistungen des Han-Reiches legt, liegt nahe. Der Leser verdankt dem jedoch auch zahlreiche Abbildungen, die den Text illustrieren. Und bei der Lektüre weiß man schließlich kaum, ob man die literarischen, künstlerischen oder kunsthandwerklichen Leistungen mehr bewundern soll als die technischen, architektonischen oder naturwissenschaftlichen Errungenschaften oder umgekehrt.

Gerade die detaillierte Darstellung der materiellen Kultur des frühen China läßt vor dem Leser ein sehr plastisches Bild entstehen, das den Wunsch weckt, auch die anderen großen Dynastien Chinas in ähnlicher Weise behandelt zu sehen.

Für eine weitere Arbeit an chinesischen Themen sei der Autorin allerdings geraten, sich der heute in China gültigen Transkription chinesischer Zeichen zu bedienen, die sich mehr und mehr durchzusetzen beginnt. Erst eine endgültige Festlegung auf eine Umschrift wird dem Laien die Unsicherheit nehmen, die ihn bisher bei der Verwendung verschiedener Quellen mit ebenso unterschiedlichen Transkriptionssystemen regelmäßig befallen muß.

Wer sich von der Wissenschaft erholen, aber dennoch eine Ernte nutzbringender Lesefrüchte einbringen möchte, der nehme den Roman des früheren deutschen Botschafters in Peking zur Hand, dessen

Gegenstand der Taiping-Aufstand ist, den man den größten Bürgerkrieg der Weltgeschichte genannt hat:

ERWIN WICKERT, *Der Auftrag des Himmels*
(Frankfurt a. M.: Ullstein Buch Nr. 20102) 1981, 376 S. ISBN
3-548-20102-4.

Durch Aneinanderreihung wahrer und fiktiver Dokumente, Berichte, Dialoge und Erzählungen zeichnet der Autor ein Bild von der Entstehung, dem Aufschwung und dem Ende dieser Bewegung, das der Wahrheit gewiß sehr nahe kommt. Es gelingt Wickert, die Charaktere, die den Ablauf bestimmten, sehr plastisch mit seiner Methode abzubilden. Diese Methode bedeutet eine gewisse Distanzierung, ohne daß damit allerdings die innerhalb des Geschehens aufgetretenen Greuel ihren Schrecken verlören. Auch der Zwist in der Führung der Taiping, der zunehmende Wahnsinn ihres "Propheten" Hung Hsiu-tschuan (Hong Xiuchuan) und der zum Schluß ausgebrochene Nepotismus, aber auch die Intrigen am kaiserlichen Hof kommen nicht zu kurz.

Gewiß war es Absicht des Autors, auch der naiven christlichen Mission in China einen Denkmittel zu erteilen, die sich von der Bewegung den Sieg des Christentums in China erhoffte (vor allem S. 212f.). Aus heutiger Sicht konnte Wickert auch einige Gedanken einflechten, die Parallelen zur Kulturrevolution bis hin zu heutigen "Schwarmideen" aufzeigen. Wenn der "Kaufmann Jensen" schreibt: "Besonders gefährlich sind die Angehörigen des Jugend-Corps, die überall herumspionieren, ob sie nicht jemanden denunzieren können" (S. 212), dann fallen einem sofort die Roten Garden ein. Und wenn "Akademiker Li" feststellt: "Das Bemühen um geistige Dinge sehen die Ungebildeten ja nicht als Beschäftigung an" (S. 216), so ist auch dies eine Auffassung, die uns von allen radikalen Bewegungen her vertraut ist.

Hippies, Wunderheiler und Anhänger der Women's Lib sollte man sich nach Wickert genauer anschauen (vgl. S. 349f.); ihre Attitüden können für uns ein Schlüssel zum Verständnis auch der schwärmerischen und letztlich fehlgeleiteten Anhänger der Taiping sein.

Wer den Autor persönlich kennt, versteht die Stellen des Romans, an denen er mit sich selbst kokettiert. So wenn er die Pekinger "Volkszeitung" vom 15.4.1978 zitiert: "Wenn heute Schriftsteller einen historischen Roman über die Tragödie der Himmlischen Hauptstadt schreiben, sollten auch unsere Historiker . . . (die) Taiping-Bewegung

umfassend schildern . . ." (S. 278f.). Man weiß, daß damals eine Konferenz über die Taiping-Bewegung stattfand, an der Wickert teilnahm. Es ist nicht auszuschließen, daß Wickert dieses Zitat aufnahm, weil er es auf sich beziehen kann.

Noch geschickter ist der Autor aber, wenn er sich seine Rezension zum Schluß selbst schreibt und eine fiktive sinologische Zeitschrift zitiert (ehrlischerweise mit seinen eigenen Initialen). Der Rezensent E. W. meldet darin "ernsthafte Bedenken" gegen die Form des Romans an; er kreidet dem Autor an, daß er wichtige Geschehnisse (so das Eingreifen der Westmächte unter Gordon) ausläßt und andererseits "unbekümmert Ereignisse und Gestalten verschiedener Dynastien durcheinander (mischt)". Für E. W. "erhebt sich . . . die ernste Frage, ob in unserer Zeit universalen historischen Bewußtseins ein derartig leichtfertiges, unbekümmertes Spiel mit historischen, nachprüfbaren Fakten, ob die Erfindung historischer Situationen überhaupt . . . gestattet sein soll" (S. 376).

Dem ist nichts hinzuzufügen - allenfalls: Ich habe das Buch mit Spannung und Vergnügen gelesen. Und wer dem Rezensenten E. W. zustimmt, dem nennt dieser zum Schluß noch die wichtigsten historischen Werke westlicher Autoren aus neuerer Zeit, in denen der Leser die Fakten nachprüfen kann.

B. G.

6. Mai 1982

POLITIK UND RELIGION

Wer sich meiner Rezension von Büchern über die chinesische Kulturrevolution erinnert, kennt den Namen Rainer Hoffmanns, der in der Kulturrevolution den Weg der "Entmaoisierung" Chinas verfolgte. In einem neuen Buch spannt Hoffmann den historischen Rahmen weiter:

RAINER HOFFMANN, *Der Untergang des konfuzianischen China vom Manchu-Reich zur Volksrepublik*
(Wiesbaden: Sammlung Harrassowitz) 1980, 185 S. ISBN 3-447-02080-6.

Angesichts der heutigen Diskussion über die japanischen Erfolge, die von verschiedenen Autoren auf das Wirken einer "postkonfuzianischen" Gesellschaft zurückgeführt wird, ist es gewiß interessant zu erfahren, was mit dem Konfuzianismus in dessen Ursprungsland geschah. Leider muß ich sagen, daß mich das Ergebnis nicht recht befriedigt.

Ich bin zwar kein Sinologe, so daß mir möglicherweise die Feinheiten der Hoffmann'schen Argumentation entgehen. Aber mich stört doch die Schwarz-Weiß-Malerei, die Hoffmann anwendet, wenn er vom Konfuzianismus spricht. Ich wies schon im Zusammenhang mit Hoffmanns Werk über die "Entmaoisierung" darauf hin, daß der Autor die marxistische Terminologie gut beherrscht. Aber gerade die Entwicklung des Marxismus zeigt ja, daß dessen Anhänger immer weniger fähig sind, Übergänge und Zwischenzonen wahrzunehmen. Auch Hoffmann scheint der Gefahr zu erliegen, mit dem Werkzeug der Klasseneinteilung radikal zu vereinfachen, wobei der Konfuzianismus für ihn das Herrschaftsinstrument der Unterdrücker ist. Ein Beispiel: "Die Herrschaft der Kuomintang war eine politische Ehe zwischen dem Junkertum à la Chinoise und der gewachsenen Stadtbourgeoisie" (S. 142). Dennoch muß er zugeben, daß es gerade der Konfuzianismus ist, der dem Volk das Recht gibt, dem Herrscher das "Mandat des Himmels" zu entziehen, d.h. zu revoltieren (S. 20).

Gewiß hat der Konfuzianismus in der chinesischen Geschichte eine

erhebliche Rolle gespielt. Und er ist in der neuesten Zeit in der Volksrepublik China heftig kritisiert worden (vgl. zu dem Thema besonders Brunhild Staiger, *Das Konfuzius-Bild im kommunistischen China*, "Schriften des Instituts für Asienkunde", Band 23, Wiesbaden: Harrassowitz, 1969). Daß aber Hoffmann in seinem Buch, das konsequent auf die Volksrepublik hinführt, die dort immer wieder entbrannte Konfuzius-Debatte mit keinem Kommentar bedenkt, ist für mich eine unerklärliche Schwäche. Der eine Hinweis auf die gegen Chou En-lai gerichtete Anti-Konfuzius-Bewegung ist dafür völlig unzureichend. Und tatsächlich ging es ja hier nicht um Konfuzius.

Das Buch hält damit nicht, was sein Titel verspricht. Es läßt sich dennoch als eine moderne Geschichte Chinas sehr gut lesen; denn der Untergang des Manchu-Reiches, die Reformbemühungen am Ende des 19. Jahrhunderts, das Eindringen des Westens, die Tragik Sun Yat-Sens, die Auseinandersetzungen zwischen Kuomintang und kommunistischer Partei und letzten Endes deren Sieg sind einleuchtend dargestellt. Wichtige Elemente dieser Darstellung sind die Hinweise auf die Geschichte der Bauern-Aufstände, die schließlich auch Mao's Denken (und Erfolge) bestimmt haben; Stalins Verantwortung für das Scheitern der kommunistischen Bewegung in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre; oder das Schicksal des Taiping-Aufstandes. Hoffmann hat sicher im Zusammenhang mit dieser Bewegung recht, wenn er sagt, daß bei ihrem Sieg "die Welt einen zweiten ostasiatischen Großstaat gesehen (hätte), der gleich dem Meiji-Japan versucht hätte, den Weg in die Moderne ohne traditionale Hemmungen so schnell wie möglich zu gehen" (S. 59). Es ist gewiß ein anregendes Gedankenspiel, sich die Folgen auszumalen.

An anderer Stelle muß man jedoch auch Lücken registrieren. Man kann heute die chinesische Gewerkschaftsbewegung beispielsweise nicht mehr abhandeln, ohne auch auf die Persönlichkeit Chang Kuo-taos einzugehen, den Hoffmann nicht zu kennen scheint und der immerhin einmal der bedeutendste Widersacher Maos im Kampf um die Macht war (vgl. Seite 124). Und ob das Yenan-Modell wirklich "seine Gültigkeit für die weitere chinesische Wirtschaftsentwicklung" haben wird (S. 162), hätte wohl durch detaillierte Betrachtungen begründet werden müssen.

Was mir schließlich mißfällt, ist der Eindruck, daß das Buch aus dem Englischen übersetzt sein könnte, ohne daß darauf allerdings ein Hinweis erfolgt. Aber warum verwendet Hoffmann Quadratmeilen (S. 11); warum spricht er von der "Vorderen Han" (S. 18), wenn alle deutschen Sinologen von der "Früheren Han" sprechen; warum verwen-

det er die deutsche Übersetzung des englischen Titels ("Ufergeschichten"), eines Romans, den jeder in der chinesischen Literatur nur entfernt bewanderte deutsche Leser unter dem Titel "Die Räuber vom Liang-Shan-Moor" kennt (S. 22)? "Siege, die den Tag gewinnen" (S. 43, 64), scheinen mir auch nicht aus dem Deutschen zu kommen.

Daß schließlich die Karten (S. 45, 165) und die Tabelle (S. 125) nicht übersetzt wurden, kann man möglicherweise der Bequemlichkeit des Autors (oder der Sparsamkeit des Verlages?) zuschreiben.

Soll ich Ihnen dieses Buch empfehlen? Ja, wenn Sie Zeit genug haben, sich die chinesische Geschichte der letzten hundert Jahre unter einem besonderen, in der letzten Phase jedoch äußerst lückenhaft abgehandelten Aspekt in kurzer Form anzueignen. Andernfalls gibt es dafür jedoch noch genügend andere Literatur.

Wenn auch Japan eine konfuzianische Gesellschaft war (und ist), so hat bei seiner Modernisierung doch der Shintoismus eine wichtige Rolle gespielt. Vor allem die Gegner des Shogunats und die Kräfte, die den Kaiser wieder in seine eigentliche politische Position einsetzen wollten, bedurften dafür einer ideologischen Krücke, die sie im Shintoismus vorzufinden meinten. Dem Shinto wurde damit eine Aufgabe übertragen, der er im Grunde nicht gewachsen war, die ihn aber unversehens zur Staatsreligion erhob. Den Weg dahin hat uns ein Autor beschrieben, den wir alle kennen:

ERNST LOKOWANDT, *Die rechtliche Entwicklung des Staats-Shinto in der ersten Hälfte der Meiji-Zeit (1868–1890)*, "Studies in Oriental Religions" Vol. 3

(Wiesbaden: Harrassowitz) 1978, XI, 383 S. ISBN 3-447-01830-5.

Die Wiedereinsetzung des Kaisers war bekanntlich keine Revolution, die Neues schuf, sondern die Wiederherstellung eines früheren Zustandes, eine Restauration. Durch die Abstammung des Kaisers von der Sonnengöttin wurden in der Erneuerung seiner Position jene legendären 2600 Jahre japanischer Geschichte aktualisiert, die ihren Ursprung in shintoistischen Überlieferungen haben.

Lokowandt weist überzeugend nach, weshalb die Schöpfer Meiji-Japans zum erfolgreichen Abschluß der Restauration den Shinto über alle anderen Religionen setzen mußten in der Weise, daß vorübergehend die einzige wahrhaft konkurrierende Religion, der Buddhismus, verfolgt und viele seiner Tempel und Schätze vernichtet wurden.

Die Bedeutung des Ise-Schreins, wie wir sie heute kennen, und die Problematik des Yasukuni-Schreins, der dadurch Kaiser und Volk verband, "daß der Kaiser einem - vergöttlichten - Mitglied der eigenen Familie gegenüber Verehrung bezeugte" (S. 100), rühren vor allem von der Entwicklung des Staats-Shinto her.

Wer sich noch an die äußere Erscheinung des Staats-Shinto bei Kriegsende erinnert, wird mit Interesse der Argumentation Lokowandts folgen, daß gerade die nachhaltige staatliche Förderung die Religion geschwächt hat. Die Schreine wurden staatliche Institutionen, die der Staat finanzierte, und die Priester wurden Beamte, die vom Staat ernannt wurden und versetzt werden konnten. Dies führte zur Schwächung eigenständiger Traditionen und Bräuche, die dem Volk nahestanden, und damit zu wachsendem Desinteresse der Bevölkerung, der die buddhistische Lehrreligion mehr zu geben vermochte. Letztere hatte überdies vor allem in der Zeit der Verfolgung ihre Stärke bewiesen. Nachdem der Staat deshalb schließlich auch wieder die Unterstützung durch die buddhistischen Priester forderte, sank "der Shinto von der Position einer vollgültigen Staatsreligion auf die Ebene eines Propagandasystems" herab (S. 145).

Wichtigste Handhabe zur Durchsetzung des Staats-Shinto wurde dann der "Kaiserliche Erlaß über die Erziehung" vom 30. 10. 1890, den man die "heilige Schrift des Staats-Shinto" genannt hat und die bei Lokowandt den Schluß der von ihm betrachteten Zeitspanne bildet.

Lokowandts Buch ist eine wissenschaftliche Untersuchung mit dem dazu erforderlichen Quellenapparat und einer großen Zahl von ihm übersetzter Dokumente im Anhang. Die zum Verständnis der politischen Vernunftthe des Meiji-Staates mit dem Shinto erforderlichen Ausführungen über die Rangeinteilung der Schreine und der Priester, das Finanzierungssystem und die staatliche Religionsverwaltung sind ein mühsamer Lesestoff für den Laien. Doch ist mir keine andere Untersuchung bekannt, die das im später überbordenden Nationalismus so wichtige shintoistische Element so detailliert nachgezeichnet hat.

Daß schließlich auch der Buddhismus seinen Teil am japanischen Nationalismus hatte, können wir im folgenden Buch nachlesen:

PETER FISCHER, Hrsg., Buddhismus und Nationalismus im modernen Japan, "Berliner Beiträge zur sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Japanforschung" Nr. 4 (Bochum: Brockmeyer), 1979, III, 256 S. ISBN 3-88339-079-8.

Dieses Buch besteht zunächst in einem Überblick über die Geschichte der Beziehungen zwischen Buddhismus, Nationalismus und Staat im modernen Japan von Peter Allis sowie in Betrachtungen zur unterschiedlichen Behandlung von Buddhismus und Shinto durch die Forschung zwischen den beiden Weltkriegen, vor allem aber aus drei übersetzten Beiträgen aus dem Japanischen des Herausgebers, die um die Wechselbeziehung zwischen Nationalismus, Terrorismus und Nichirenismus kreisen.

Abgesehen davon, daß den meisten von uns geistes- und sozialwissenschaftliche Arbeiten japanischer Autoren verschlossen bleiben und diese Übersetzungen daher schon ein Gewinn sind, erschließen sie uns überdies Zusammenhänge, über die mancher Buddhismusschwärmer in unseren Ländern vielleicht erstaunt wäre.

Wer sich mit der neueren japanischen Geschichte nur oberflächlich beschäftigt hat, mag dem Shinto den wesentlichen Einfluß als geistige Stütze des nationalistisch geprägten japanischen Weges der Neuzeit zuschreiben, die er als Staats-Shinto rein vordergründig ohne Frage auch gewesen ist. Aber Peter Allis erinnert zunächst an die beherrschende Rolle des Buddhismus im Japan der frühen Tokugawa-Zeit, als vor allem der buddhistische Tempel den Kampf gegen die Fremd-Religion des Christentums verwaltete. Nach dem Ende des Shogunats geriet der Buddhismus jedoch schon im ersten Jahre Meiji in Gefahr, total unterdrückt zu werden. Im Kampf um sein Überleben arrangierte der Buddhismus sich mit den politischen Gegebenheiten. Und als das Christentum 1873 wieder zugelassen war, vereinigte man sich mit Shintoisten und Nationalisten, um die Gefahr abzuwenden, die von dieser westlichen Religion drohen mochte.

In ihrer Politik erinnerten sich die Buddhisten daran, daß sie gut zwei Jahrhunderte seit der Einführung ihrer Lehre nach Japan einen politischen Machtfaktor bildeten, und daß einige seiner Vertreter eine Machtposition im neuen Japan wieder anstrebten, ist verständlich. Dem seit Meiji erstarkenden japanischen Nationalismus kam dabei zugute, daß einer der wichtigsten und einflußreichsten buddhistischen Heiligen ein glühender Nationalist war, nämlich Nichiren (1225-1282). Und wenn

man aus Nichirens Lehre herauslesen kann, daß der Staat nur mit Hilfe des Buddhismus regieren kann, daß aber der Staat auch für die Verbreitung des Buddhismus Sorge zu tragen habe, und daß in diesem Zusammenhang auch expansionistische Bestrebungen eine religiöse Rechtfertigung erhalten könnten (vgl. Seite 10), dann wird die Aktualität Nichirens für die nationalistische Periode des neuen Japan verständlich.

Es werden uns sodann einige japanische Nationalisten vorgestellt, die sich auf Nichiren beriefen und die vielen Rechtsextremisten oder auch den aufstandsfreudigen jungen Militärs der Zwischenkriegszeit das geistige Rüstzeug liefern: Kita Ikki, Okawa Shumei, Inoue Nissho, Tanaka Chigaku, Honda Nissho und Ishiwara Kanji (der übrigens 1931 für den "Zwischenfall von Mukden" verantwortlich war).

Es ist gewiß etwas mühsam, sich durch die Übersetzungen der japanischen Autoren Tokoro Shigemoto, Watanabe Hoyo und Omi Kosho hindurchzulesen. Aber wer sich mit der Entwicklung des modernen Japan beschäftigen möchte, der kann an den Ideologen der japanischen Spielart des Faschismus nicht vorübergehen. Dabei sind die Anmerkungen der Herausgeber mit den Lebensläufen zahlreicher wichtiger Persönlichkeiten des neuen Japan fast noch interessanter als die unter Wiederholungen leidenden Original-Beiträge.

Was das Buch darüber hinaus für uns aber aktuell sein läßt, ist die Tatsache, daß sich auch einige der heute einflußreichsten "Neuen Religionen" auf Nichiren berufen, so die Reiyukai (Sie kennen deren neuen Tempel am Fuße des Tokyo Tower), die Rissho Koseikai (mit dem Hauptquartier in Suginami-ku, in dessen Fumon-Hall Herbert von Karajan gelegentlich seine Konzerte gibt) und vor allem die Sokagak-kai, die mit ihrem politischen Arm der Komeito politische Ziele erreicht hat, die den frühen Nichirenisten versagt blieben. Leider gibt dieses Buch für die Beurteilung dieser heutigen Nichiren-Bewegung nichts her. Es gibt uns aber zumindest eine Handhabe, um Äußerungen der Anhänger dieser "Religionen" aufmerksam zu registrieren.

Herausgeber und Autoren lassen keinen Zweifel an ihrer eigenen ideologischen Überzeugung. Oder muß man einfach heute in Berlin für ein Max-Planck-Zitat ein vom Frankfurter Verlag Marxistische Blätter herausgebrachtes Werk über die Grundlagen der marxistisch-leninistischen Philosophie heranziehen (S. 39)? Auch über Sorgen japanischen Mitarbeiter Ozaki Hotsumi gibt es bessere Quellen als die im deutschen Militärverlag Ost-Berlins erschienene Sensationspostille

Julius Maders (S. 209)! Man möchte unseren jungen Japanologen wünschen, daß sie die Gefahr ideologischer Scheuklappen rechtzeitig erkennen, ehe sie sich in Richtungen verrennen, in denen sie für niemanden mehr wertvolle Erkenntnisse vermitteln können. Jedenfalls trifft es sicherlich nicht für das Deutsche Reich zu, daß die Japanforschung die Grundlagen für die Realpolitik gegenüber Japan liefern sollte (vgl. Seite 31). Und wenn man heute EG-Papiere liest oder Rowohlt Bände über den Arbeitsstaat Japan in die Hand bekommt, dann stellt man fest, daß die Japan-Forschung offenbar tatsächlich in der Ecke steht und gewiß keine Grundlage für eine heutige realistische Politik liefert oder eben schon so ideologisch verblendet ist, daß sie sich weigert, dem bösen Kapitalismus zur Hand zu gehen, um ihm zu helfen, mit dem Japan-Phänomen fertigzuwerden.

Ich möchte dieses Thema zum Anlaß nehmen, Ihnen ein kleines Büchlein über den Buddhismus vorzustellen, das nicht den Versuch unternimmt, den Leser in einen gelehrten Buddhologen zu verwandeln, das uns Laien aber die Grundlagen vermittelt, die wir bei der Betrachtung buddhistischer Kunstwerke oder der Lektüre buddhistischer Legenden parat haben sollten. Auf die Autorin des nachstehenden Werkes hatte ich schon in meiner "Shangri-La"-Besprechung hinweisen können, wo ich ihre übersichtliche Darstellung des Lamaismus hervorhob:

ANNELESE KEILHAUER, Buddhismus - Wesen, Werden, Symbolik, Ikonographie, "Die Religionen Indiens" Bd. 2 (Stuttgart: Indoculture) 1980, 205 S. ISBN 3-921948-04-5.

Wenn die Autorin auch den Buddhismus als eine Religion seines Ursprungslandes darstellt und dies für uns den Nachteil hat, daß wir zahlreiche Sanskrit-Begriffe nicht unmittelbar in ihre japanischen Entsprechungen umsetzen können, so sind seine Elemente doch kaum verändert nach Japan gekommen.

Nach einer Darstellung des Lebens Buddhas, den Hauptbestandteilen der buddhistischen Religion, der Entwicklung vom Hinayana zu dem (auch in Japan herrschenden) Mahayana und anderen Verzweigungen der Lehre folgen Darstellungen des buddhistischen Weltbildes und der buddhistischen Symbolik (Mandala, Stupa, Lebensrad), die wir vielfältig in der Kunst wiederfinden. Für den Besucher buddhistischer Kultstätten besonders praxisnah sind sodann die unmittelbar auf das

Bildnis Buddhas bezogenen Ausführungen. Körperhaltungen, Mudras (Gesten) und Attribute werden mit Zeichnungen erläutert. Auch weitere Gottheiten, die in der Entwicklung des Mahayana neben den Buddha traten, und die Bodhisattvas, deren Funktion für den Buddhisten etwa jener der Heiligen der christlichen Kirche entspricht und die wir auch in japanischen Bildwerken häufig wiederfinden, werden uns nahegebracht. Das Buch, das mit zahlreichen einschlägigen Photos aus dem indischen Raum ausgestaltet ist, schließt mit einer Zeittafel und einem Glossar, dem leider die Seitenverweise fehlen und das mit den japanischen Begriffen zu ergänzen, eine das Gedächtnis stützende Beschäftigung auf Ihrer nächsten Tempelfahrt sein kann.

B. G.

26. Mai 1982

JAPONISMUS

Viele unserer OAG-Mitglieder werden im März 1981 die eindrucksvolle, von Rose Hempel ausgerichtete Ausstellung "Japonismus und Art Nouveau" im Seibu-Ikebukuro gesehen haben. Allen, die ihre damals gewonnenen Einsichten vertiefen möchten, und allen, die keine Gelegenheit zum Besuche jener Ausstellung hatten, sei das nachstehende Buch empfohlen:

KLAUS BERGER, Japonismus in der westlichen Malerei 1860–1920, "Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" Bd. 14

(München: Prestel) 1980, 367 S. ISBN 3-7913-0427-5.

Japonismus ist sicherlich kein schönes Wort. Es ist jedoch schon vor der Jahrhundertwende geprägt worden und bezeichnet einen Tatbestand, der uns gar nicht mehr bewußt ist, wenn wir Bilder der neueren Malerei sehen. Wäre demnach der Japonismus einer der vielen "Ismen", in die gerade diese neue Malerei auseinanderfällt? Im Gegenteil: Nach Klaus Berger ist gerade der Japonismus die Klammer, "die alle der Moderne zustrebenden Stilrichtungen umfaßt" (S. 324), nachdem er - mit den Worten Edmond de Goncourts - eine "Revolution im Sehen der europäischen Völker" ausgelöst hatte (S. 7).

Berger stellt uns dar, wie in einer Zeit der akademischen Erstarrung und Ausweglosigkeit der europäischen Malerei in der Mitte des 19. Jahrhunderts die japanischen Farbholzschnitte die Maler und Sammler faszinierten. Zunächst war es Hokusai, dessen Manga sich höchster Popularität erfreuten; später war es die ganze Reihe der japanischen Holzschnittkünstler von Moronobu über Sharaku und Utamaro bis Hiroshige, die den Malern in den europäischen Kunstmetropolen zur Kenntnis kamen - teils auch durch Händler, die jene Holzschnitte als Einwickelpapier in Japan fanden!

Es waren dabei nicht die Motive der japanischen Meister, derer man sich gelegentlich bediente, weshalb auch japanische Zitate in den Bildern der Impressionisten und Nach-Impressionisten in diesem Zusammen-

hang ohne Interesse sind - allenfalls auf die Popularität japanischer Erzeugnisse hinweisend. Und diese Popularität wird verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die erste Pariser Weltausstellung von 1867 schon 6, 8 Millionen, die Weltausstellung der Jahrhundertwende aber bereits 51 Millionen Besucher hatte, die unterschiedslos von den japanischen Exponaten beeindruckt waren. Nicht zuletzt von den ersten dieser Ausstellungen, später unterstützt durch intensive Sammlertätigkeit, durch Zeitschriften ("Le Japon Artistique") und durch japanologische Forschungen (Fenollosa!), floß der Japonismus in die Pariser Malerei ein. Es waren die japanische Sehweise, die Dezentralisierung des Blickfeldes, der zufällig wirkende Ausschnitt, die Herstellung von Serien, der Mut zu leeren Zonen im Bild, die Flächigkeit, die unvermittelt die Malerei mit neuem, zuvor nicht gekanntem Leben erfüllte. Manet, Whistler und Degas sind die ersten, die die neuen Darstellungsmittel verwenden, bis dann in Monet, van Gogh (hier der interessante Hinweis auf verwandte Zeichentechnik bei Sesshu 1486!), Seurat und Toulouse-Lautrec ein Höhepunkt erreicht wird, ehe der Japonismus auf die Nachbarländer Frankreichs übergreift. In England sind es einerseits Maler wie Beardsley, die sich beeinflussen lassen, vor allem aber hier auch das Kunsthandwerk (William Morris!), das der billig wirkenden Industrieproduktion überdrüssig war. In Mitteleuropa sind es die "Brücke"-Maler und ihre Zeitgenossen, auf die hinzuweisen ist; und wer die Bilder des Wieners Gustav Klimt genau beschaut, wird an die japanischen Textilschablonen erinnert werden, die gerade heute zum Sammlergegenstand geworden sind.

Mit einer großen Fülle von Abbildungen japanischer und europäischer Kunstwerke weiß der Autor seine Thesen zu stützen, wobei auch die Hinweise auf die Wechselwirkungen in der Architektur wertvoll sind. So wurde mir beispielsweise erst hier deutlich, was Frank Lloyd Wright (Imperial Hotel!) für den geistigen Austausch zwischen Japan und dem Westen bedeutet hat; und die Verwandtschaft zwischen dem Teeraum des Daitokuji und einem abstrakten Gemälde von Piet Mondrian (S. 278f.) ist frappierend.

Dankbar muß man auch für die im Anhang beigegebenen Dokumente sein, von denen Hermann Bahrs Kommentar einer Japanischen Ausstellung der Wiener Sezession vom Januar 1900 quasi auf drei Druckseiten noch einmal das ganze Buch Bergers zusammenfaßt, während Sergej

Eisenstein ("Panzerkreuzer Potemkin") den Einfluß des Japonismus auf den damals modernen Film erläutert.

Jeder Leser wird sich nach der Beschäftigung mit diesem Buch seine eigenen Gedanken machen. Einmal könnte man darüber reflektieren, daß offensichtlich in unserer Zeit nicht nur die Japaner die oft gescholtenen Nachahmer sind, sondern daß auch wir den Japanern viel - in diesem Falle nämlich unser modernes Sehen - zu danken haben. Man kann aber auch erneut darüber staunen, daß es erst der Aktivierung japanischer Sehweise bei uns im Westen bedurfte, um die Japaner auf ihre bis dahin übersehenen Schätze aufmerksam zu machen, über die im letzten Jahrhundert nicht einmal japanische Kunsthändler ihren Käufern aus Europa Auskunft zu geben vermochten (S. 95).

In jedem Falle jedoch werden wir mit dem durch dieses Buch vermittelten Wissen die uns in Japan glücklicherweise häufig gegebene Möglichkeit, japanische Holzschnitte zu betrachten, künftig ganz anders nutzen, wie wir sicherlich nun auch zu erkennen vermögen, wo in den Werken der europäischen Malerei seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die "japonistischen" Spuren verborgen sind.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß diese Arbeit Teil eines umfangreichen Forschungsunternehmens ist, das die Fritz Thyssen Stiftung unterstützt - ein hervorragendes Beispiel modernen Mäzenatentums!

(Die Beziehung zwischen dem Japonismus und dem Jugendstil veranlaßt mich darauf hinzuweisen, daß seit Mitte 1981 ein vierbändiges Werk von Albrecht Bangert und Gabriele Sterner, Jugendstil - Art Deco, München, Heyne Buch Nr. 4731/4734 im handlichen Taschenbuchformat mit sehr guten Abbildungen vorliegt. Behandelt sind Möbel und Interieur (Band 1), Glas und Keramik (Band 2), Schmuck und Metallarbeiten (Band 3), Malerei und Grafik (Band 4).)

Es wäre nun verfehlt anzunehmen, daß der Einfluß Japans auf die europäische Malerei vor hundert Jahren die erste Beziehung zwischen der japanischen und europäischen Kunst gewesen wäre. Gerade in der Zeit der Abschließung Japans hat es vor rund 250 Jahren eine sehr interessante gegenseitige Beeinflussung auf dem Gebiet der Porzellanmalerei gegeben. Und der in das Jahr 1882 fallende 300. Geburtstag des Alchimisten Johann Friedrich Böttger, der das Porzellan für Europa erfand, soll uns Anlaß geben, zu folgendem Buch zu greifen:

MASAKO SHONO, Japanisches Arita-Porzellan im sogenannten "Kakiemonstil" als Vorbild für die Meißener Porzellanmanufaktur

(München: Schneider) 1973, 80 S. und 134 teils farbige Abbildungen.

Hinter diesem etwas steifen Titel verbirgt sich eine sehr sorgfältige Untersuchung über den Einfluß, den besonders der Sammeleifer Augustus des Starken auf die Porzellanmalerei ausgeübt hat. Auch die Wechselbeziehung zwischen Kunst, Politik und Wirtschaft spielt in die Thematik hinein, ohne daß die Autorin etwa darin ihr Thema gesehen hätte. Wenn aber nämlich die Holländer 1602 nicht zum ersten Male chinesisches Porzellan von einem gekaperten portugiesischen Schiff (denken Sie an Clavells "Shogun"!) nach Holland gebracht und damit große Gewinne erzielt hätten, dann wäre der Untergang des Ming-Reiches (1644) vielleicht ohne Wirkung auf die Handelsströme geblieben. So aber brauchte man Ersatz, den man in Japan fand. Und ebenso, wie man die chinesischen Künstler nach holländischen Holzmodellen arbeiten ließ, veranlaßte man die japanischen Künstler, sich dem Geschmack anzupassen. Sie kopierten also europäische Modelle nach chinesischen Vorlagen, die sie manchmal nicht verstanden. So entstanden Erzeugnisse, die man in Japan selbst kaum findet, weshalb die Autorin diese mit Anführungsstrichen versieht und streng unterscheidet zwischen "Kakiemon"- und Kakiemon-Ware, welche letztere nun wirklich japanisch war.

Diese "Kakiemon"-Ware war in Europa sehr gesucht, und vor allem August der Starke liebte sie und veranlaßte die Maler der Meißener Manufaktur, Kopien herzustellen. In den Gegenüberstellungen, die die Autorin durch Photos belegt, zeigt sich dabei, daß die Zeit für den japanischen Einfluß noch nicht reif war. Wenn wir uns nämlich nun noch einmal zu den Erkenntnissen des Buches von Klaus Berger zurückwenden, so waren es ja im 19. Jahrhundert gerade die Asymmetrie, der Mut zur leeren Fläche, das "Schwebende", was die europäischen Künstler faszinierte.

Die Porzellanmaler in Meißen hingegen empfanden die Leere als "spärlich". Sie füllten sie mit herabgefallenen Blüten und Blättern aus, sie trennten Himmel und Erde mit einer deutlichen Horizontlinie, und sie erzwangen mehr Symmetrie. Die auf chinesisch-japanischen Stücken dargestellten Legenden verstanden sie nicht; die Tiere kannten sie nicht. So entstanden merkwürdige Zwitter, vor allem die "indianischen"

Blumen, bei denen Chrysanthemen und Bauernrosen zur gleichen Zeit aus einem Bambusstamm herauswachsen konnten. Gelangten dann solche Vorlagen nach Japan zurück, so vermutete man hier schon nicht mehr den ostasiatischen Ursprung, sondern malte getreulich ab, was der europäische Geschmack - und das Geschäft! - forderte, bis man allmählich zu teuer wurde und das China der inzwischen stabilisierten Mandschu-Periode wieder einsprang.

Die Darstellung Masako Shonos zeichnet sich durch sehr detaillierte Behandlung der einzelnen Motive der Porzellanmalerei und durch erstaunliche Kenntnis der in Europa noch anzutreffenden Beispiele dieser Kunst aus. Leider stimmen einige Abbildungszahlen nicht (so vor allem S. 30f.), und man wünschte sich mehr farbige Abbildungen. Doch ist dies sicherlich eine Frage des Preises eines Buches, an dem jeder Porzellanliebhaber dennoch seine Freude haben wird.

Ich will meine heutige Rezension nicht beschließen, ohne Sie auf das nachstehend genannte Buch hingewiesen zu haben, das Sie in Buchläden Tokyoter Hotels erstehen können:

CHISABUROH F. YAMADA, ed., *Dialogue in Art - Japan and the West*

(Tokyo: Kodansha) 1976, 334 S. ISBN 0-87011-214-7.

Auch hier finden Sie ein ausführliches Kapitel über den Einfluß der Ukiyoe auf die europäische Malerei des letzten Jahrhunderts mit vielen auch farbigen Abbildungen. Behandelt ist aber auch der fast gleichzeitig einsetzende Gegeneinfluß Europas auf die moderneren japanischen Maler sowie die gegenseitige Befruchtung in der Architektur, im Design und im Kunsthandwerk. Und es soll nicht verschwiegen werden, daß Gordon Washburn in seinem Beitrag zu diesem Buch die Ansicht vertritt, daß das Auftauchen "japanischer" Stilelemente in der modernen europäischen Malerei ein purer Zufall war, ungefähr vergleichbar der "Entdeckung" der Zen-Philosophie im Westen: "Zen was discovered because certain Western philosophic attitudes converged with the spirit of Zen thought - or at least offered some parallel to it." (S. 197).

B. G.

3. September 1982

SCHWERGEWICHTIGES ÜBER JAPAN

Heute möchte ich Ihnen zunächst zwei Werke vorstellen, die nicht nur den Anspruch erheben, gewichtige Beiträge zur Japan-Literatur zu sein, sondern die auch tatsächlich schwer in der Hand liegen. Das eine ist das Lebenswerk des manchem von uns sicherlich auch persönlich bekannten deutschen Geographen Martin Schwind, der seinem ersten Band der japanischen Landeskunde nach vierzehn Jahren den zweiten hat folgen lassen:

MARTIN SCHWIND, Das japanische Inselreich
Band 1: Die Naturlandschaft
(Berlin: de Gruyter) 1967, XXXII, 581S. ISBN 3 11 00721 5,

Band 2: Kulturlandschaft - Wirtschaftsgroßmacht auf engem
Raum
(Berlin: de Gruyter) 1981, XL, 658S.

Im ersten dieser beiden Bände entwickelt der Autor offensichtlich den Ehrgeiz der Vollständigkeit. Dies hat für den normalen Leser zwei sehr unterschiedliche Konsequenzen. Denn auf der einen Seite führt das Verfahren des Autors streckenweise zur reinen Aufzählung. Manchmal liest sich dieser Band daher wie die Registerseiten des Atlas. Aber ebenso, wie Sie Ihr Telefonbuch ja nicht für überflüssig halten, wenn Sie es auch nicht durchlesen, so setzt uns Schwind mit seiner Methode in die Lage, diesen ersten Band als Nachschlagewerk zu benutzen, wann immer wir näheren Aufschluß über japanische Vulkane, Flüsse, Gebirge oder Onsen suchen. Der Laie kommt dabei ebenso auf seine Kosten wie der geographische Fachmann. Und was der Text nicht erläutert, das findet man sicherlich in einer der zahlreichen Tabellen.

Wer botanische oder zoologische Interessen hat, wird es begrüßen, wenn er bei Schwind Gegenüberstellungen der wissenschaftlichen, japanischen und deutschen Namen von Pflanzen, Tieren, Fischen und Vögeln findet. Wen der Vulkanismus fasziniert, der findet auf vielen Seiten die Geschichte und die Morphologie der einzelnen Vulkane

erläutert. Und das Klima ist mit den Köppenschen Begriffen so detailliert und trocken erklärt, daß man sich bei der Lektüre gar nicht mehr vorstellen kann, daß es vor dem Hause regnet oder gestern noch die Sonne schien.

Schwind versteht es auf der anderen Seite aber, seine Aufzählungen mit geradezu poetischen Bildern zu durchsetzen, die man wohl als bewußt eingestreute Erholungspausen anzusehen hat. Und hier vermittelt Schwind dem Leser eine Atmosphäre, die dieser wiederum in wissenschaftlichen Arbeiten vieler anderer Autoren vermissen wird. Glanzpunkte sind hier für mich die Wetterskizzen der zwölf Monate (S. 276 ff) oder die Darstellungen der Vegetation oder des japanischen Blumenkalenders (S. 408 ff). Hier zeigt sich der Autor als ein Mensch, dem die trockenen Daten seines Fachwissens nicht genügen, der vielmehr danach strebt, ein Ganzheitsbild zu kreieren, und damit ein Werk vorlegt, das wohl in dieser Form heute von jüngeren Autoren kaum noch geschaffen werden kann. Denn je mehr man gerade in der Gegenwart den Verlust der Ganzheit bejammert, um so stärker wachsen die Scheuklappen derer, die sich für die Fackelträger des menschlichen Fortschritts halten.

Und es ist dieses Streben des Autors, das uns die wenigen Schwachstellen des Bandes vergessen läßt. So irritiert den Leser auf den ersten Seiten ein unsicherer Beginn, wenn Schwind auf S. 1 die Ryukyu-Insel Haterumashima als "das südlichste Glied des Japanischen Reichs überhaupt" bezeichnet und auf S. 3 richtig auf die seinerzeit ebenso wie die Ryukyus noch unter amerikanischer Herrschaft stehende, aber südlichere Insel Minami Torishima und die Riffe von Parece Vela hinweist. Und auf S. 3 hätten zu den "umstrittenen Objekten" auch die Zenkaku-Inseln gehört. Daß sich der Name des Regenbogens und der Glyzinie von der Schönheit des Fuji-san (富士山) ableiten (S. 185), ist ein schlichter Irrtum. Denn tatsächlich heißt der Regenbogen *niji* (虹), und das Zeichen der Glyzinie *fuji* (藤) hat mit dem Berg nicht das geringste zu tun.

Aber schon auf S. 12 bewährt sich Schwind als Schöpfer starker Bilder, wenn er Japan als das neue "Reich der Mitte" bezeichnet, das für ein Drittel der Menschheit heute China abgelöst hat.

Der rein landschaftskundlichen Darstellung schickt Schwind eine Betrachtung über die Erforschung Japans bis zur Gegenwart voraus, bei der auch unsere Landsleute Siebold und Kaempfer bedeutende Rollen

gespielt haben. Eine gewisse Vorliebe des Autors für Sachalin, über das er selbst in den 40er Jahren wissenschaftlich gearbeitet hat, klingt hier schon sehr früh an, wobei festgehalten sei, daß es der Japaner Mamiya Rinzo war, der vor den Russen entdeckte, daß Sachalin eine Insel sei. (Dies stellt übrigens auch Anton Čechov heraus, dessen Beschreibung einer Inspektionsreise zur zaristischen Strafkolonie Sachalin im Jahre 1890 ich Ihnen hier am Rande als eine wenig bekannte Arbeit dieses russischen Autors empfehlen möchte: Anton Čechov, Die Insel Sachalin, detebe 50/20, Zürich: Diogenes, 1976, ISBN 3 257 20270 9, 468S.).

Wie auf vielen anderen Gebieten so kann Schwind auch für den geographischen Bereich feststellen, daß bereits zur Meiji-Zeit die Japaner besser über Amerika und Europa informiert waren als umgekehrt. Wenn er dies auf S. 42 mit dem Unterton des Bedauerns äußert, so verfällt er S. 50f bereits unbewußt in den Fehler, die Schuld dafür den Japanern zuzuschreiben, indem er der japanischen Forschung vorwirft, daß sie sich bei ihren Arbeiten ihrer eigenen Sprache bedient. Nun: Mit diesem Buche Schwinds im Bücherschrank kann man japanischsprachige Arbeiten zur Landeskunde Japans mit Fassung betrachten; denn dem interessierten Laien können sie kaum mehr Wissen vermitteln, als er mit der Schwindschen Darstellung bereits besitzt.

Wenn ich die umfassende Betrachtungsweise des Autors im ersten Band zu loben hatte, steigert sich Schwind im zweiten Band zu neuen Höhepunkten der Darstellung. Gegenstand dieses zweiten Bandes sind die vor allem von der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes ausgehenden Einflüsse auf Veränderungen der Landschaft. Dabei sind die ersten 240 Seiten eigentlich ein Abriß der japanischen Geschichte von den Anfängen bis zur Meiji-Restauration. Und tatsächlich habe ich kaum ein Buch über die Geschichte unseres Gastlandes mit so großer Anteilnahme gelesen wie dieses an sich ja geographische Buch. Wenn Sie aber viel in Japan gereist sind, dann werden die besuchten Orte durch Schwinds Darstellung plötzlich so lebendig, wie Sie es kaum bei der Lektüre eines normalen Geschichtsbuches über Japan und noch weniger einer landläufigen geographischen Darstellung erfahren haben.

Aus Schwinds geschichts-geographischer Beschreibung möchte ich seine Gedanken über die Herkunft der Japaner hervorheben, die für ihn kein meeresverbundenes, sondern in der Hauptsache ein kontinentales Volk sind. Für diese Auffassung spricht die Bedeutung, die das Pferd jahrhundertlang für die Japaner gehabt hat, während die japanische

Umwelt ausgesprochen pferdefeindlich ist. Dafür spricht ferner, daß die frühen Städte des Inselreiches niemals die Nähe zum Meer gesucht haben, sondern binnenländisch orientiert waren.

Am Beispiel der frühen Stadt weist Schwind auch nach, daß der vom Ausland häufig überbetonte Nachahmungstrieb der Japaner schon damals zu eigenen Ausprägungen führte. Denn wenn auch die ersten japanischen Hauptstädte (Nara, Kyoto) der Tang-Hauptstadt Changan in struktureller, hierarchischer und geomantischer Hinsicht nachgebildet waren, so fehlte doch ein wesentliches Charakteristikum, das die Städte Chinas bis in die Kulturrevolution hinein bewahrt haben: die Mauer.

Mit Interesse liest man, daß im Gegensatz zu China zur Erhaltung der Nahrungsfläche Gräber auf dem Acker nicht erlaubt waren, sondern man schon frühzeitig Friedhöfe einrichtete, und daß bis 1730 mindestens 125 ha Neuland durch Müllaufschüttung gewonnen wurden.

Die weit vorausschauende Wahl Edos zur Hauptstadt durch Tokugawa Ieyasu wird von Schwind zu Recht gewürdigt, und wenn man erfährt, daß auf Grund der Geiselnahme am Hofe des Shoguns und der halbjährlichen Präsenzpflicht der Daimyos ständig rd. 260 000 Menschen auf den Reisewegen Japans unterwegs waren, dann wundert man sich nicht mehr über die Reiselust der Japaner.

Man könnte viele solcher Einzelheiten aufzählen, die Schwind in das System seiner Darstellung einfließt, und eine Reihe seiner eigenen Feststellungen geben Stoff zu fruchtbarem Nachdenken, so wenn er die oft beschriebene Mentalität der Japaner als anerzogene Verhaltensweise entlarvt (S. 241) oder darauf hinweist, daß das erste japanische Wirtschaftswunder nicht in den Jahren nach dem Koreakrieg zu suchen ist, sondern wenn "innerhalb von weniger als 10 Jahren . . . vom Nullpunkt an eine Kraftfahrzeugindustrie entstanden (war), deren Kapazitäten und Produktionen bereits ausreichten, um den Fahrzeugbestand eines nach Millionen zählenden, in China und SO-Asien kämpfenden Heeres laufend zu ergänzen und zu vermehren" (S. 368).

Dies leitet über zu sehr detaillierten Kapiteln über die Entwicklung und natürlich-geographische Verteilung der Industrie, der Land-, Vieh- und Fischwirtschaft und deren Einfluß auf die Erscheinungsform der japanischen Landschaft.

Auch in diesem zweiten Buche wäre es kleinlich, wollte man seine Qualität an den wenigen Fehlern und Entgleisungen messen, die Schwind unterlaufen und auf die nur hingewiesen sei, falls eines Tages

eine zweite Auflage dieses Werkes erscheinen sollte. So ist Tungsten einfach die englische Bezeichnung für Wolfram, aber kein von diesem unterschiedliches Element (S. 268); die "Mainichi Daily News" ist sicherlich keine "führende Tageszeitung" Japans; daß Pfefferminz eine Industriepflanze ist, "die im japanischen Konzept der Industrialisierung keinen Stellenwert" besitzt (S. 534), wird die Handelspartner Japans nicht befriedigen, die für Mentholöl einen prohibitiven Zoll zahlen müssen; und ob der Staat bei der Auswahl der Standorte der japanischen Kernkraftwerke tatsächlich "bekundet, daß die uralte Kraft, die den Ausgleich und den harmonischen Zusammenhang von Mensch und Natur sucht, noch immer wirksam ist" (S. 615), oder ob er nicht eher Konzessionen an auch und gerade in Japan vorhandene Vorbehalte gegenüber der Kernkraft einzugehen hat, wäre noch weiter zu untersuchen.

Dem stehen gegenüber die eindrucksvollen kultur-historischen Aussagen über die einzelnen Kulturpflanzen, die Ausführungen über Landgewinnung, die mit schmerzlicher Klarheit vorgetragene These, daß in Japan "der Dienst an den Menschen . . . über dem Schutz von landschaftlicher Schönheit" steht, oder der Gedanke, der mir gerade von einem japanischen Gesprächspartner in Hokkaido bestätigt wurde, daß man versäumt habe, "Bauern aus Schweden, Dänemark oder Norddeutschland zur Mithilfe bei der Landesentwicklung einzuladen" (S. 517 ff).

Wenn man überhaupt einen Negativpunkt für diesen Band erteilen wollte, dann träte er das Glossar (S. 626 ff), das eine zufällige und nicht immer richtige Darstellung japanischer Begriffe enthält. So ist Akashio wohl weniger eine "Umweltverschmutzung" als das Auftreten schädlichen Planktons, das auf Umweltverschmutzung zurückgeführt werden kann; Amida ist keine "Gottheit, sitzend mit Strahlenkranz um sich", sondern ein Buddha (Amithaba); in der Liste der Feiertage fehlen zwei nationale Feiertage, während vier der genannten keine eigentlichen Feiertage sind und daher durch viele weitere ergänzt werden könnten; und "Nationales Wertgut" ist lediglich eine Übersetzung des Stichwortes "National Treasure", erklärt dem Laien aber keineswegs, worum es sich eigentlich handelt.

Aber dieses viele Seiten umfassende Glossar ist schnell überblättert und angesichts der Verdienste dieses Werkes rasch vergessen. Wir wollen hoffen, daß uns nunmehr der Autor nicht wiederum vierzehn Jahre warten läßt, bis er den dritten und abschließenden Band seiner

Landeskunde vorlegt, der sich mit der Stadtgeographie Japans beschäftigen wird.

Wenn sich jedoch immerhin bei Martin Schwind das Sprichwort bewahrheitet hat, daß endlich gut wird, was lange währt, so bin ich mir dessen bei dem zweiten Schwergewicht nicht mehr so sicher, das ich nunmehr zur Hand nehme:

HORST HAMMITZSCH, Hrsg., Japan-Handbuch
(Wiesbaden: Steiner) 1981, XVIII S., 2610 Spalten, ISBN 3-515-02952-4.

Sicherlich werden Sie nicht erwarten, daß ich ein Nachschlagewerk dieses Umfanges für eine Rezension durchlese. Ich muß mich Notgedrungen auf Stichproben beschränken, die allerdings der Nutzung eines Handbuches auch adäquater sind als eine durchgängige Lektüre. Auf jeden Fall beginne ich jedoch mit dem Vorwort.

Hier teilt uns Hammitzsch mit, daß er in den sechziger Jahren die Notwendigkeit erkannt habe, "grundlegende und sachlich fundierte Informationen über das gegenwärtige Japan - vor allem den Nicht-Japanologen - zu geben". "Das neue Handbuch soll Aufschluß über das moderne Japan geben, das Japan, wie wir es heute erleben".

Dieser selbst gesetzte Anspruch wird von Hammitzsch mit der selbstkritischen Feststellung verbrämt, daß die deutsche Japanologie die Entwicklungstendenzen nicht erkannt und damit ihre wissenschaftliche Aufgabe verfehlt habe. Angeblich habe er - Hammitzsch - "bereits vor Jahren" auf die Notwendigkeit der Herausbildung von Sonderdisziplinen in der Japanologie hingewiesen; aber auch Ansätze seien nur schlecht genutzt worden.

Der Identifizierung der Unterlassungssünden der Japanologie ist voll zuzustimmen. Aber hat nicht Hammitzsch vor seiner Emeritierung auf Grund seines großen Einflusses und Ansehens ganz entscheidend zur Verkrustung eines "Orchideenfachs" beigetragen? War er es nicht, der von der klassischen Japanologie her bestimmte Ansprüche erhob, die beispielsweise gesellschaftswissenschaftlich interessierte Studierende abschreckten, so daß wir heute gerade auf wirtschaftlichem Gebiet Mühe haben, sprachkundige Praktiker zu finden? Die Klage Hammitzsch's drückt falsche Bescheidenheit aus. Sein Ansehen in der Japanologie hätte dieser Wissenschaft eine völlig andere Richtung gegeben, wenn er seine im Vorwort dieses Handbuchs ausgedrückte

Altersweisheit in den fünfziger und sechziger Jahren ex cathedra mit Nachdruck vertreten hätte.

Zwiespältig berührt die lamentatio über die Verzögerung bei der Fertigstellung des Handbuchs. Einerseits schiebt Hammitzsch die Schuld auf sicherlich zu schmähende, gewissenlose Kollegen, die ihre Verpflichtungen nicht einhielten, andererseits auf eigenen Universitätswechsel und auf die gewiß unsinnige Universitätsreform. Aber ein Werk, das sicherlich nicht so bald einen Nachfolger findet, hätte vom Herausgeber tatsächlich auf einen Stand gebracht werden müssen, der etwa dem Erscheinungsdatum entspricht - und wenn darüber noch ein weiteres Jahr vergangen wäre!

So empfinde ich es als unmöglich, daß unter dem Stichwort Tokyo (von Martin Schwind und von diesem offensichtlich pünktlich, damit aber zu früh abgeliefert) zwar das Kasumigaseki Building, nicht aber die mittlerweile eindrucksvolleren Hochhäuser von Shinjuku oder das Sunshine Center von Ikebukuro erwähnt werden; oder daß gar gesagt wird, daß Tokyo der Mittelpunkt des nationalen und internationalen Flugwesens sei, ohne daß auf den Flughafen Narita hingewiesen wird, den wir immerhin seit 1978 benutzen. Geradezu lächerlich, wenn nicht ärgerlich, wirkt es, wenn man im Register unter Narita nur auf das Stichwort "Aufstand" verwiesen wird, als ob die kleine Radikalen-gruppe, die die Eröffnung des Flughafens verhinderte, ebenso zu werten sei wie die aufständischen Massen verarmter und hungernder Bauern in früheren Jahrhunderten. Und wenn wir schon von der Geographie sprechen: Hätten es Kobe und Yokohama mit ihren historischen Funktionen als Fenster zur modernen Welt oder auch die Millionenstädte Fukuoka, Kawasaki oder Kitakyushu nicht ebenso verdient, mit eigenen Stichworten bedacht zu werden? Ist das der "Aufschluß über das moderne Japan", den uns Hammitzsch verspricht?

Mich interessiert die Situation der japanischen Gegenwartsmusik. Was bietet mir das Handbuch? Einhundert Spalten Stichworte, von denen ich aber nur 26 zählen konnte, die sich mit den letzten hundert Jahren beschäftigen. Das muß nicht heißen, daß die Beiträge über die alte Musik, vorwiegend von Eta Harich-Schneider verfaßt, nicht hervorragend wären (obwohl ich im Bunraku noch nie "überlebensgroße Puppen" gesehen habe!). Aber es zeigt eben auch, daß der Herausgeber seiner sich gesetzten Aufgabe offenbar nicht gewachsen war, sondern sich doch lieber auf die Gebiete konzentriert hat, die seiner traditionellen Wissenschaftsauffassung näher standen.

Es reicht einfach nicht, daß man im Einführungsabschnitt Ishii Maki, Mayuzumi Toshiro und Takemitsu Toru erwähnt und diese noch einmal und bezeichnenderweise unter dem Stichwort "Gagaku-Musik" auftreten läßt. Hier würde ich Analysen einiger typischer Werke der Neuen Musik Japans erwarten. Und wo ist Moroi Saburo, der die japanische Musikwelt an die symphonische Musik des Abendlandes herangeführt hat? Wo finde ich Aufschluß über die konkrete Musik, für die Tokyo einst neben Köln und Paris eines der Weltzentren gewesen ist? Wo erfahre ich etwas über so faszinierende Bestrebungen, wie sie in der Gruppe Ondekoza verkörpert ist? Ja, nicht einmal dem nicht-japanischen Rundfunkhörer bietet dieses Handbuch wenigstens eine Tabelle, aus der er die Tonartbezeichnungen, die leider nicht aus westlichen Sprachen übernommen sind, ablesen und so erfahren könnte, daß hen ho tan cho es-moll ist. Die Tonarten der westlichen Musik werden unter Verwendung des Iroha-Alphabets bezeichnet. Gerade die Behandlung dieses Iroha-Systems entlarvt das Wollen oder wohl besser: die Konzeptionslosigkeit des Herausgebers. Denn wenn Sie sich über das Iroha informieren wollen, dann erfahren Sie, daß nach diesem am Ende der Heian-Zeit Wörterbücher geordnet wurden und daß es eine Rolle spielt bei der Anordnung japanischer Sprichwörter auf traditionellen Kartenspielen. In einem Handbuch, das das moderne Japan vorstellen soll, hätte es dann eigentlich gar nichts zu suchen.

Aber im Gegenteil: Gerade unter dieser Aufgabenstellung hätte darauf hingewiesen werden müssen, warum man auch heute den Iroha-Merkvers noch kennen muß: eben um beispielsweise die Tonarten übersetzen zu können oder auch um seine Stuhlreihe im Theater zu finden, die häufig nach dem Iroha-System angeordnet ist, ganz besonders aber, weil fast jeder Japaner, der irgendeine Auflistung herstellt, die "Numerierung" noch immer nach dem Iroha-System vornimmt.

Wenden wir uns den prosaischeren Gesellschaftswissenschaften zu. Auf der Suche nach Hinweisen für die deutsche Bekleidungsindustrie, die mit Modeschauen nach Japan kommen möchte, freue ich mich, das Stichwort "Mode" zu finden. Wohin führt es mich? In die Muromachi- und die Momoyama-Zeit, also in die Periode zwischen 1333 bis 1600! Zwar haben auch unsere Damen die Kniehosen der europäischen Männerwelt aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert wiederentdeckt; diese wären aber wirklich für das Japan-Handbuch zu modern! Wo sind aber Mori Hanae oder "Kenzo" (Takada Kenzo), die seit Jahren in Paris Aufsehen erregen? Den Leser, der nach Informationen über das von

Hammitzsch in Aussicht gestellte "moderne Japan" lechzt, mit dem New Look von 1947 und der ersten Modeschau von 1948 abzufertigen, ist eine unerhörte Zumutung!

Bleiben wir bei der Wirtschaft und der Gesellschaft. Da ich diese Rezension im August nur beim Konsum kühlen Bieres schreiben kann, suche ich den Bierverbrauch in Japan. Ich finde im Register weder Bier noch Wein, ja nicht einmal Sake oder das allgemeine Stichwort Getränkeindustrie. Auch die Lebensmittelindustrie oder typische japanische Erzeugnisse wie Soya, Tofu, Shoyu existieren nicht, obwohl es sie doch zur Muromachi-Zeit gegeben haben soll!

Mikimoto und seine Perlen? Nicht zu finden. Wanderungsbewegung? Die Erscheinung des U-Turn, die schon seit Jahren zu beobachten und von höchstem Interesse ist: unbekannt. Die in vielen internationalen Vergleichen herangezogene Statistik der Verbrechen, die viel über die japanische Gesellschaft aussagt: Der Herausgeber hält diese offensichtlich für uninteressant. "Verbrechen" existieren nur in der Theorie als "Lehre vom Verbrechen" unter dem Stichwort "Strafrecht". Die Aussagen über das Sozialversicherungswesen, ein wachsendes Ärgernis für uns in Japan arbeitende gaijin, sind dürftig.

Wundert es Sie noch, daß das Stichwort "Steuer" vom Jahre 701 bis 1945 reicht? Und daß die Steuerformen nur bis zum Jahre 1868 vorgestellt werden? Herr Hammitzsch: Leider müssen wir auch im Jahre 1982 noch Steuern in Japan zahlen!

Die Subventionen an die Landwirtschaft (nur gelegentlich in einer Klammer als Tatsache erwähnt) und ihre volkswirtschaftliche und gesamtpolitische Problematik und damit im Zusammenhang die Bedeutung des Landvolks für die japanische Regierungspartei sind Themen, die wir nicht behandelt finden. "Seidenraupenzucht" ist ein Thema der Volkskunde! Nun ja, viel Bedeutung hat dieser Zweig der japanischen Wirtschaft ja auch nicht mehr.

Die Darstellung des japanischen Parteiensystems ist wohl auch schon seit längerem überholt. Und eine Tabelle der Ministerpräsidenten seit der Meiji-Restauration hätte einem Handbuch über das neue Japan gut zu Gesicht gestanden!

Lassen Sie uns nun noch einen Blick auf die Kunst werfen. Wir finden ähnliche Verhältnisse wie in der Musik. Von den 16 Spalten des Stichwortes "Malerei" beschäftigen sich 4 1/2 mit der Neuzeit. Künstler wie Sugai, Okada oder Hamada werden nur im Einführungsabschnitt beiläufig erwähnt. So interessante "Wanderer zwischen den Welten" wie

Karhu oder Knäpper sind dem Verfasser unbekannt. Nicht anders sieht es in der Architektur aus: Von 23 Spalten sind 9 der neuen Architektur seit Meiji gewidmet. Diese geben zwar eine hervorragende Einführung (Autor: Manfred Speidel); ich hätte aber lieber ein umgekehrtes Verhältnis gesehen.

Daß die Beiträge über die japanische Sprache (vor allem von Bruno Lewin) keinen Wunsch offen lassen, verwundert nicht mehr. Der Japanologie hängen halt zum Sprung in die moderne Wissenschaft noch zu viele Gewichte der Tradition an, die Gustav Mahler einmal unehrerbietig pure Schlamperei genannt hat.

Glücklicherweise findet man beim weiteren Blättern noch andere Kapitel, die sich auf das moderne Japan konzentrieren. Am konsequentesten wird das neue Japan und nur dieses im Kapitel "Wehrwesen" herausgestellt, das mit allen seinen Einzelbeiträgen nur einen Autor hat, nämlich den früheren Verteidigungsattaché unserer Botschaft, Kapitän zur See a.D., Hans-Joachim Krug. Aber auch die Kapitel Bildungswesen, Gesellschaft, Rechtswesen, Sport und Medizin stellen im wesentlichen die heutige Situation dar, wenn mir auch im letztgenannten ein Hinweis auf die Machtposition der Ärztesgesellschaft und deren Konsequenz für den Gesundheitsdienst fehlt. Dennoch bleibt der Gesamteindruck des Handbuches aus den oben dargestellten Gründen zwiespältig.

Was hier auf dem Tisch liegt, ist eigentlich eine Erweiterung des handlichen "Kleinen Wörterbuches der Japanologie", das Bruno Lewin 1968 vorgelegt hat (Wiesbaden: Harrassowitz, 599S.). Es gibt zu traditionellen Erscheinungen naturgemäß ausführlichere Auskunft als jenes, und diese Auskunft ist jeweils von hervorragenden Kennern des Fachs geschrieben. Als ein solches Nachschlagewerk war das Japan-Handbuch ein Desideratum. Wenn Sie aber ein Nachschlagewerk suchen, das schwerpunktartig "Aufschluß über das moderne Japan" geben soll: Das Japan-Handbuch von Hammitzsch leistet diesen Dienst nur begrenzt.

Leichter in mancher Beziehung wiegt eine andere Japan-Einführung, die ich Ihnen bei dieser Gelegenheit vorstellen möchte und an der das uns allen noch bekannte Ehepaar Krebs mitgearbeitet hat:

HEIDEMARIE COLSMAN-FREYBERGER, HARUKO KISHIMOTO,
PETER KREBS, SUSANNE KREBS, MANFRED POHL, Japan -
Daten, Bilder, Perspektiven

(München: Bucher) 1982, 160 S., ISBN 3-7658-0379-0

Um es gleich vorweg zu nehmen: Für uns, die wir in Japan leben und hier die Zeitung lesen, ist dieses ein überflüssiges Buch, das keinerlei Neuigkeiten oder neue Einblicke vermittelt. Dagegen mag es sich als Geschenk und Lektüre für unsere Freunde in Deutschland oder als vorbereitende Übersicht vor der Ausreise eignen.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil wird in Erzählform und damit leicht lesbar ein "Landesportrait" ohne sonderlichen Tiefgang gezeichnet. Dabei unterlaufen gelegentlich Schnitzer, die man diesem Autorenteam eigentlich nicht zugetraut hätte. Einige Beispiele: "Japan - 'das Land der aufgehenden Sonne'. So nannten es die Chinesen . . . 'Nippon' . . . sagt der Japaner zu seinem Land" (S. 20). Wissen die Autoren, daß dies dasselbe ist? Und wenn überhaupt, dann sagen die Chinesen Riben!

Nördlich von Hokkaido liegt Sachalin, aber nicht die Kurilen-Inseln (S. 21). Hier fällt einem auf, daß dieser Landeskunde eine Landkarte fehlt. Die kleine Karte auf Seite 123 reicht nicht aus, um den Autoren die nötige Aufklärung zu vermitteln, die sie ja eigentlich uns zuteil werden lassen wollen. Wieder einmal geistert der Fujiyama durch die Zeilen (S. 22). Richtig: Fuji-san. Das eintönige Bild, das auf S. 23 von der japanischen Stadt mit der "leuchtenden Ausnahme" Kyoto gezeigt wird, kann nicht akzeptiert werden. Es gibt nicht nur die Großstädte Tokyo, Osaka, Kobe, Nagoya, Hiroshima und Fukuoka! Kennen die Autoren Kanazawa, Matsue, Hagi, Himeji, Kurashiki, Takayama?

Daß die Schreine von Nikko "am Fuße der japanischen Alpen" stehen (S. 24), höre ich zum ersten Male. Hier hat den Autoren wieder die Landkarte gefehlt! Dann hätten sie auch gemerkt, daß die berühmte Zedernallee von Nikko eben dorthin und nicht nach Nara führt, wie sie auf S. 24 behaupten.

Kein Japaner nennt die Badeorte "Spa" (S. 32). Das tun sie nur in englischsprachigen Touristenbroschüren. Und hier hat man auch Schwierigkeiten mit den japanischen Namen. Es muß heißen "Kame-noi" (nicht Kaminoe, S. 25) oder "Jozankei" (nicht Yuzankai, S. 32), und "Dai-Ichi-Takimotos-Bad" (S. 32) ist in dieser Form sicherlich falsch.

Kanji sind die chinesischen Schriftzeichen, nicht die Silbenzeichen (S. 40), was eigentlich auch schon jeder Japan-Anfänger binnen kurzem weiß.

Daß es in Tokyo "für den Fall einer Katastrophe . . . weder Fluchtwege noch Sammelplätze" gibt, ist nicht wahr (S. 56). Haben die Autoren nicht die Hinweisschilder in den japanischen Wohnvierteln gesehen? Eine andere Frage ist sicherlich, ob man diese Sammelplätze dann noch erreichen kann.

Sumo-Fans werden froh sein, daß es im Jahre mehr als zwei "tournaments" gibt (S. 66). Dies ist den Autoren entgangen.

Daß es den Autoren nur um small talk geht und sie gelegentlich nicht wissen, wovon sie sprechen, sehen wir auf S. 78: Am 15. Juni 1960 demonstrierten nicht "Millionen vor dem Parlament". Das klingt sicher gut, spricht jedoch nicht für die Redlichkeit des Schreibers, der diese Aussage macht. Denn die Quellen sprechen von 70 000 Demonstranten, denen sich wohl noch einige hinzugesellten. Selbst die Linken nennen als Zahl für die größte "Demo" jener Tage (nicht des 15.6.) nur 330 000. (Vgl. dazu die detaillierte Darstellung *George R. Packard III*, *Protest in Tokyo - The Security Treaty Crisis of 1960*, Princeton 1966). Sollten die Autoren andere Quellen haben, hätten sie sie nennen müssen; denn 70 000 und "Millionen" ist ja immerhin ein Unterschied!

Mit Quellen haben es die Autoren ohnehin nicht heraus. So werden wir nie erfahren, wo das Zitat Karl Zahls S. 78 endet; denn wir können es nicht nachschlagen.

An diese gelegentlich entgleiste Plauderei schließt sich ein etwas gravitatisch bezeichneter "Enzyklopädischer Teil" an, der Fakten zusammenträgt und wesentlich verlässlicher ist als das "Landesportrait". Dennoch ist der auf S. 112 abgebildete Zug gewiß nicht der Shinkansen! Jedoch habe ich es begrüßt, daß man mit dem ausführlichen Zitat auf S. 105 das Bild vom hart arbeitenden Japaner etwas relativiert. Und besonders hübsch ist der Einfall, dem Buch einige Stiche beizugeben, die aus dem letzten Jahrhundert stammen, die aber auch den nicht in Japan lebenden Betrachter irreführen können; denn der Text nimmt auf diese Abbildungen keinen Bezug.

Wenn ich es mir noch einmal überlege, können Sie daher dieses Buch wohl auch nicht verschenken - es sei denn, Sie trennen zu diesem Zweck den "Enzyklopädischen Teil" heraus!

B. G.

1. Oktober 1982

DER GENERAL UND DER ADMIRAL

Der regelmäßige Leser der Frankfurter Allgemeinen Zeitung kennt das Freitags-Magazin und jenen albernen Fragebogen, der nicht dadurch geistreicher wird, daß er bereits Marcel Proust vorgelegen hat. Eine der Fragen dieses Papiers forscht nach den militärischen Leistungen, die der Befragte am meisten bewundert. Die Antwort darauf kann nur auf dem Ausmaß der Geschichtskennntnisse beruhen, die dieser besitzt. Und vielleicht bereitet es dem Leser Vergnügen festzustellen, daß die meisten Befragten offenbar nur begrenzten Geschichtsunterricht genossen haben.

Zwei militärische Leistungen jedenfalls, die ich hier noch nie gefunden habe, sind die Landung MacArthurs in Inchon (abgesehen von der Rückeroberung der pazifischen und philippinischen Inseln) und die Vorbereitung des japanischen Angriffs auf Pearl Harbour.

Die beiden Offiziere, die hinter diesen Taten stehen, werden in zwei Biographien vorgestellt, die ich Ihnen als Ergänzung zur Literatur über den Pazifischen Krieg empfehlen möchte. Zunächst MacArthur:

WILLIAM MANCHESTER, *American Caesar - Douglas MacArthur 1880-1964*
(New York: Dell) 1979, 960 S. ISBN 0-440-10413-0.

MacArthur wurde 1880 in eine Offiziersfamilie hineingeboren, die noch in den letzten Kriegen aktiv war, in denen sich die amerikanische Nation ihre endgültige Gestalt gab, im Sezessionskrieg (bis 1865) und im Krieg gegen Spanien (1898), der zur Abtretung der Philippinen führte, die später das Leben MacArthurs entscheidend formen sollten; und schon der Vater Arthur wurde Militärgouverneur der Philippinen.

Die frühen Stationen MacArthurs waren typisch für einen amerikanischen Offizier, wenn auch MacArthur es leichter hatte, da die Mutter nach glanzvollen Jahren in Westpoint den bekannten Namen der Familie einsetzte, um dem Sohn voranzuhelfen. Die erste Kriegserfahrung sammelte MacArthur im ersten Weltkrieg, von woher auch die gegenseitige Abneigung zu George Marshall stammt. Und im Jahre

1922 wird MacArthur in die Philippinen entsandt, wo er so etwas wie der inoffizielle Kriegsminister des späteren Präsidenten Quezon wurde. Schon in den zwanziger Jahren erarbeitete MacArthur eine strategische Studie, in der die Halbinsel Bataan und die Insel Corregidor eine bedeutende Rolle spielten.

Mancher Widerspruch in der Persönlichkeit MacArthurs wurde dann in den ersten Kriegsjahren deutlich: die anfängliche Unterschätzung der japanischen Streitkräfte; die Weigerung, sich den Truppen an der Bataan-Front zu zeigen, obwohl er früher und später immer wieder seine Todesverachtung bewies; die Hoffnung auf den Eingriff der Sowjetunion in den Pazifischen Krieg (den er dann zu Kriegsende noch begrüßte, nachdem nicht zuletzt MacArthurs Vorstellungen die Verhandlungsergebnisse von Jalta mitbestimmt hatten); seine ersten politischen Ambitionen.

Diese ersten Kriegsjahre machten aber auch die schlechte Vorbereitung auf amerikanischer Seite deutlich. Das anfangs negative Urteil über MacArthur wurde nicht zuletzt durch die Unkenntnis der Geographie des Pazifik in der amerikanischen Öffentlichkeit mitbestimmt ("their educational system was to blame", S. 318), während die unmittelbar von der anfänglichen Niederlage betroffenen Filipinos voll auf MacArthurs Rückkehr vertrauten. Er wurde das Symbol der Hoffnung für alle Filipinos.

Als er dann diese Hoffnung erfüllte, hatte er ein Gebiet zurückerobert, dessen Entfernungen nach den Worten des Autors doppelt so groß waren wie die, die Alexander, Caesar und Napoleon durchmessen hatten (S. 320).

Als Oberkommandierender der Alliierten (SCAP) wurde MacArthur dann amerikanischer "Prokonsul" in Japan, und hier bewies er im Widerstand gegen viele Kritiker mit seiner geduldigen Besatzungspolitik seine Größe. Die Darstellung der Besatzungsjahre liest sich ebenso faszinierend wie die Rückeroberung der pazifischen Inseln. Und kaum jemals hat die Bevölkerung eines militärisch unterlegenen und besetzten Landes so an dem fremden Feldherrn gehangen wie die japanische. Dies wurde vor allem bei der Absetzung MacArthurs während des Korea-Krieges deutlich, in dem er noch einmal mit der Landung bei Inchon ("Make up a list of amphibious 'don'ts', and you have an exact description of the Inchon operation", S. 684) sein militärisches Genie bewiesen hatte.

Nicht verwunden konnte er allerdings, daß seine taktischen Ziele der

Gegenseite bekannt wurden. Es war die Zeit der Spionagetätigkeit des Philby, Burgess und MacLean! Und als wider MacArthurs Erwarten die Chinesen in den Krieg eingriffen und ihm der Gegenschlag in der Mandschurei von Truman verwehrt wurde, kam es zur Konfrontation, die ihn seine Stellung kostete.

MacArthurs Versuch, eine politische Karriere auf die militärische zu setzen - und von daher ist der Titel des Buches zu verstehen - scheiterte. Und nicht einmal zur Unterzeichnung des Friedensvertrages von San Francisco wurde er mehr zu Gast geladen.

Sicherlich gab es viele Irrtümer in diesem bewegten Leben. Und die "größte Macht, die je ein einzelner Amerikaner ausgeübt hat" (S. 551), nämlich als Oberkommandierender in Japan, mußte ihn mit den weltpolitischen Überlegungen der US-Regierung in Konflikt bringen. Vielleicht hat MacArthur der politische Weitblick gefehlt. Aber in militärischen Dingen hatte er sich in langen Asienjahren eine Urteilsfähigkeit angeeignet, die ihn bei Abschluß des Waffenstillstandes in Korea am 7.7.1953 sagen ließ: "This is the death warrant for Indochina" (S. 808). Und gerade MacArthurs Dilemma erfuhren die amerikanischen Generale in Indochina erneut, die wie er der Meinung sein mußten: "In war, indeed, there can be no substitute for victory" (S. 789), und: "History teaches with unmistakable emphasis that appeasement but begets new and bloodier war" (S. 790).

Das Buch Manchesters liest sich wie ein spannender Roman. Manchester stellt seinen Helden als Charakter einer klassischen Tragödie dar, und wie viele Biographen vor ihm glaubt auch er an die Bedeutung seines Gegenstandes, was dem Leser das eigene Urteil nicht immer erleichtert. Ob diese Art der Biographie typisch für einen westlichen Autor ist? Die nachstehende Biographie eines japanischen Autors liest sich, obwohl ebenfalls spannend, so doch mit mehr Distanz:

HIROYUKI AGAWA, *The Reluctant Admiral - Yamamoto and the Imperial Navy*
(Tokyo: Kodansha) 3rd. printing 1980, 397 S. ISBN 0-87011-355-0.

Vier Jahre später als MacArthur als Nachkomme einer verarmten Samuraifamilie geboren, hat Yamamoto seine erste Kriegserfahrung bereits zehn Jahre früher gewonnen, als er im Russisch-Japanischen Krieg verwundet wurde. Reisen und Aufenthalte in USA und Europa, Marineattaché in Washington, Teilnahme an den Londoner Abrüstungs-

verhandlungen 1930 und an der vorbereitenden Seekonferenz in London 1934 sind Gelegenheiten, internationale Erfahrungen zu sammeln und mit vielen seiner Kameraden Verständnis für die angloamerikanische Politik zu gewinnen.

Als jedenfalls die rechten Kräfte des japanischen Militärs zum Abschluß des Dreierpaktes mit Italien und dem Deutschen Reich drängten, leistete Yamamoto als Staatssekretär im Marineministerium unter Bedrohung seines Lebens heftigen Widerstand. Er sah die Gefahr eines Krieges mit den USA voraus, den nach seiner Auffassung Japan nicht gewinnen konnte.

Bei Ausbruch dieses Krieges war Yamamoto Oberkommandierender der japanischen Kriegsmarine, und als solcher hat er den Angriff auf Pearl Harbour geplant und dirigiert. Das Glück des Spielers, als welchen uns der Autor den Admiral immer wieder schildert, hat ihm sicherlich beigestanden. Daß er letzten Endes den Überfall gebilligt hat - wenn auch im festen Vertrauen auf die rechtzeitige, tatsächlich jedoch in Washington verspätet erfolgte Übergabe der Kriegserklärung - hing mit seiner Überzeugung der amerikanischen Überlegenheit und der Notwendigkeit für Japan zusammen, Zeit für seine Angriffe in Südostasien zu gewinnen. Auch die Operation von Midway führte Yamamoto durch, um im Falle eines Sieges aus der Position des Stärkeren heraus das Ende des Krieges herbeizuführen.

Midway scheiterte, und die japanische Flotte erlitt ihre ersten empfindlichen Verluste. Dies war das erstmal, daß "Amerikas Geheimwaffe" zum Einsatz kam: der geknackte Code der japanischen Streitkräfte. Und dies kostete schließlich auch Yamamoto das Leben, nachdem die amerikanischen Streitkräfte von einem geplanten Inspektionsflug Yamamotos von Truk nach Rabaul erfahren hatten und die Maschine Yamamotos abschossen.

Für die USA war Yamamoto Symbol des kriegslüsternen Japans. Tatsächlich war Yamamoto ein Vertreter der Gruppe Japans, die die Verständigung mit den Westmächten suchte. Agawa stellt seinen Helden mit allen seinen Schwächen vor, und in seiner zunehmenden Müdigkeit und Resignation, die ihn möglicherweise auch den Tod suchen ließ, erscheint er menschlicher als die Tragödiengestalt MacArthur. Wer mehr Einzelheiten aus dem Pazifischen Krieg erfahren möchte, sollte beide Bücher lesen.

B. G.

29. Oktober 1982

NEUERE CHINA-LITERATUR

Unsere Zeit ist sehr schnellebig; sie literarisch festzuhalten, erfordert daher besondere Eile. Dabei korrekt zu bleiben, ist sicher eine Kunst. Oskar Weggel, den ich Ihnen schon wiederholt vorgestellt habe, hat sich in nachstehendem Buch bemüht, die beiden Arbeitsprinzipien der Eile und Korrektheit in den Griff zu bekommen:

OSKAR WEGGEL, China - Zwischen Revolution und Etikette. Eine Landeskunde

(München: Beck'sche Schwarze Reihe Bd. 239) 1981, 331 S. ISBN 3-406-06039-0.

Zunächst fällt an diesem Buch äußerlich das Gliederungsschema Weggels auf, der als Dialektiker versucht, China in Gegensatzpaare zu fassen, wie es bereits im Untertitel zum Ausdruck kommt. So nennt er sein erstes Kapitel über die Landwirtschaft "Zwischen 'guter Erde' und Förderband". Leider stehen Weggel (wie übrigens allen China Watchers) nur ungenügende Informationen über Staatsfarmen und Maschinenstationen (eben das "Förderband") zur Verfügung, so daß das Gegensatzpaar nicht zum Leben erweckt wird. Man wird ein wenig an unser "Reim dich, oder ich freß dich!" erinnert. Andererseits empfindet man Befriedigung bei dem Gefühl, daß dem Autor ein sehr reicher Wissensschatz zur Verfügung steht. Leider sieht er jedoch häufig auch im Leser einen Partner, bei dem er ähnliches Wissen voraussetzt, weshalb er meint, daß es ausreiche, die Probleme mit einem "etc." abzutun, oder weshalb er häufig überhaupt vergißt, dem Leser gewisse Begriffe oder Zusammenhänge zu erläutern. So sind die Hinweise auf die "asiatische Produktionsweise" (S. 31ff.) und auf die damit zusammenhängende "hydraulische Gesellschaft" Wittfogels (S. 49f.) dürftig. Das von Weggel aufgegriffene "Hauptkettenglied" (S. 39) ist in China viel verwendeter terminus gewesen. Die S. 45 erstmals verwendete Flächeneinheit Mu wird erst auf S. 205 erklärt; ebenso erfährt der Leser erst auf S. 252, was die auf S. 62 und S. 214 mit einem "etc." abgetanen "Vier Alten" sind. Daß "Huaqiao" (S. 57) Über-

seechinesen sind, muß man wissen. Wer kennt Hirschmans (nicht Hirschmanns!) Konzept vom ungleichgewichtigen Wachstum (S. 139)? Was sind die "zehn großen Projekte" (S. 142)? Was ist der "Shanghai-Effekt" (S. 172)? Daß "BRu" im Literaturverzeichnis (S. 299ff.) die Beijing Rundschau ist, kann der Leser nicht wissen, der diese Zeitschrift nicht wöchentlich liest.

Weggels Vorliebe für griffige Formulierungen läßt ihn häufig über das Ziel hinausschießen. So sähe es sicherlich wirklich schlimm in China aus, wenn die Baumwolle im Ersten Fünfjahrplan das "Getreide weitgehend verdrängt" hätte (S. 146), und warum es bedrohlich sein soll, wenn die Schere zwischen Nahrungsspielraum und Bevölkerungszahl, sich schnell schließt (S. 206), ist nicht einzusehen. Natürlich meint Weggel das Gegenteil. Und wenn er mit Recht gegen Schlagworte wie "blaue Ameisen" oder "gelbe Gefahr" polemisiert (S. 52), so muß er sich selbst hüten, Opfer solcher Schlagworte oder auch Redensarten zu werden.

Trotz dieser Einwendungen, die Weggel selbst vielleicht als Haarspaltereien empfindet, möchte ich dieses Buch empfehlen. Ohne daß er es beabsichtigt hat, beschreibt er nämlich auch Japan, auf das er S. 92 einen Seitenblick vorschlägt. Weggels Ausführungen über Gesichtsverlust (S. 62ff.) und Höflichkeit (S. 68ff.) könnten auf Japan passen. Die chinesische Danwei (S. 78ff.) und die Bemühung um Harmonisierung der Beziehungen innerhalb der Danwei (S. 85) könnten einer Betrachtung der japanischen Gruppenmentalität entstammen. Und wenn Weggel feststellt, daß "die allgemeine Fixierung auf die Danwei, d.h. auf den konkreten Nächsten" sich als eines der Haupthindernisse für die Herausbildung eines allumfassenden Klassenbewußtseins erwiesen" hat (S. 85), dann fällt uns sicher die japanische Gesellschaft ein.

Nur dort, wo die Harmonie gestört ist, greift das Recht ein (S. 134), weshalb "China dreißig Jahre lang de facto ohne Gesetz auskommen" konnte (S. 79) - erinnert das nicht ebenfalls an Japan und die hiesige Abneigung, seine Probleme vor den Kadi zu tragen? Und daß in China eine Abneigung gegen den bargeldlosen Zahlungsverkehr besteht (S. 220), klingt uns ebenso vertraut wie die Hinweise auf die erbarmungslose Leistungsauslese im Erziehungssystem.

Ich betone diese Punkte natürlich nicht, um Ihnen Weggels Buch als Einführung in Japan zu empfehlen. Aber abgesehen von den zahlreichen Sachinformationen über China, die Weggel uns vermittelt, ermutigt uns, die wir in Japan leben, dieses Buch, auf Grund unserer hiesigen Erfahrungen auch Urteile über China abzugeben, die in dieser Form

unseren Landsleuten in Europa vielleicht nicht möglich sind.

Dem Autor wünschen wir für seine künftigen Arbeiten etwas weniger Hektik, damit man nicht eines Tages, sein dialektisches und mit Gegensatzpaaren arbeitendes Gliederungsprinzip anwendend, von ihm sagen muß: Weggel - Zwischen Eile und Korrektheit.

Von der heißen Feder Weggels zu planvoller Edition führt uns das folgende Werk, das jeder China-Reisende neben seinen Reiseführer stellen sollte:

BRUNHILD STAIGER, Hrsg., China. Natur - Geschichte - Gesellschaft - Politik - Staat - Wirtschaft - Kultur, Buchreihe Ländermonographien des Instituts für Auslandsbeziehungen Bd. 12 (Tübingen: Erdmann) 1980, XI, 519 S. ISBN 3-7711-0330-4.

Die Herausgeberin, die dieses Sammelwerk im Auftrage des Instituts für Asienkunde betreut hat, hatte sich bereits früher unschätzbare Verdienste als Mitherausgeberin (neben Wolfgang Franke) des "China-Handbuchs" (Düsseldorf 1974) erworben. Zusammen mit einer großen Zahl von Autoren, die mit zahlreichen eigenen Publikationen auf dem Gebiet der gegenwartsbezogenen Chinaforschung hervorgetreten sind, werden uns alle im Untertitel aufgelisteten Teilbereiche in kurzer und dennoch umfassender Form nahegebracht.

Die Herausgeberin hat sich selbst den Abschnitt über die chinesische Geschichte vorbehalten, und es gibt sicherlich wenige Autoren, die dieses komplexe Thema auf siebzig Seiten (bis zur Gründung der Volksrepublik) so meisterhaft in den Griff bekommen. Daß Brunhild Staiger überdies auf diesem knapp bemessenen Raum nicht nur die historischen Fakten darstellt, sondern uns auch in den kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergrund der einzelnen Dynastien einzuweihen vermag, erspart dem an einem ersten Überblick interessierten Leser manchen zeitraubenden Umweg.

Auch die anderen Abschnitte, obwohl ähnlich komprimiert, entlassen den Leser nicht mit lexigraphischem Stichwortwissen, sondern geben ihm genügend Anhaltspunkte - sei es zu eigener Weiterarbeit, sei es zur Beurteilung der Meldungen, die er der Presse entnimmt, oder der Begegnungen, die er auf gelegentlichen Chinareisen erfährt.

Gut ausgewählte Abbildungen (besonders wichtig in Fritz van Briesens Beitrag zur "chinesischen Maltradition heute"), eine Zeittafel,

statistische Angaben zur Wirtschaft und eine Bibliographie erhöhen den Wert des Bandes, in dem wir auch Weggel mit zwei Beiträgen über das chinesische Recht wiederfinden.

Sehr abgewogen sind die Einzelbeiträge zur Wirtschaft, unter deren Autoren sich Rüdiger Machetzki besonders hervorgetan hat. Der Zielsetzung dieses Sammelwerkes entsprechend, kann dabei nicht allzu sehr ins Detail gegangen werden, und es ist ja ohnehin noch immer schwierig, ein klares Bild über die tatsächliche Lage der chinesischen Wirtschaft zu gewinnen. Gerade die Teilnehmer der beiden Chinareisen der Deutschen Industrie- und Handelskammer in Japan in den Jahren 1978 und 1979 werden sich daran erinnern, daß es an keiner Stelle möglich gewesen ist, klare Antworten auf unsere wiederholte Frage nach dem Planungsmechanismus zu erhalten. Nicht einmal das Bild, das man uns über die Unternehmensleitung zeichnete, geriet so scharf, daß deutlich wurde, wer eigentlich in einem chinesischen Unternehmen heute tatsächlich etwas zu sagen hat.

Nun legt ein Fachmann eine Studie zu diesem Thema vor, für die er eine Fülle chinesischsprachigen Materials ausgewertet hat. Außerdem war er in der Lage, 1979 mit Professor A. Gutowski nach China zu reisen und dadurch in Kontakt mit verantwortlichen Kadern zu kommen, von denen man uns unbedarfte Touristen seinerzeit fernhielt:

WOLFGANG KLENNER, Ordnungsprinzipien im Industrialisierungsprozeß der VR China: Planung - Organisation - Unternehmenskonzept
(Hamburg: Weltarchiv) 1979, 364 S. ISBN 3-87895-185-X.

Es ist ein wenig tröstlich, bei der Lektüre dieses Buches festzustellen, daß es auch Klenner nicht gelungen zu sein scheint, schon herauszufinden, nach welchen Ordnungsprinzipien man denn nun die "Modernisierung" Chinas vorantreiben möchte. Er kann uns darüber informieren, daß die Revolutionskomitees in den Unternehmungen nicht mehr bestehen; aber was an deren Stelle getreten ist, wird nur auf wenigen Seiten angedeutet. Ich bitte meine Leser allerdings, dies nicht als negative Kritik zu verstehen. Denn wer die ausführlichen Darstellungen der Unternehmensstruktur und des Planunsvorganges seit 1949 liest, dem wird deutlich werden, welche ökonomischen Kräfte auf der einen Seite und ideologischen Überzeugungen auf der anderen Seite daran mitwirken, daß bis heute keine klare Aussage zu diesem Thema möglich ist

und das Experiment noch lange nicht abgeschlossen sein dürfte. Klare Verhältnisse mit "Einmannleitung" übernahm man mit einer Reihe bedeutsamer Basisinvestitionen seit 1949 von der Sowjetunion. Je zahlreicher jedoch die Unternehmen wurden, die man der Zentralregierung unterstellte, um so schwieriger war es, genügend ausgebildete Experten für die nötigen Entscheidungen zu finden. Auch die chinesischen Arbeiter, deren Bedeutung für die Revolution man ihnen häufig bescheinigte, drängten nach Partizipation. Hier kam dann die Kommunistische Partei ins Spiel. Mit der Formel "rot und sachkundig" versuchte man Kompromißlösungen, bis zur Zeit der Kulturrevolution die Sachkunde ganz klein geschrieben wurde.

Wenn man heute wieder klare Verantwortlichkeiten anstrebt, muß man sich natürlich davor hüten, in den Verdacht einer erneuten Übernahme sowjetischer Modelle zu geraten. Daher rührt das Interesse der chinesischen Führung an westlichen Managementmodellen.

Im Endeffekt wird man sich immer für eine Mischform entscheiden. Mit den Worten Gutowskis: "Es wird . . . kein Zweifel daran gelassen, daß man bei aller Bereitschaft, sich ausländische Methoden nutzbar zu machen, doch einen eigenständigen, chinesischen Weg gehen will und auf die eigenen Erfahrungen zurückgreifen wird" (S. 5).

Wer die Entwicklung der chinesischen Wirtschaft verfolgt, wird daher in der Klennerschen Studie eine Handhabe besitzen, um Entscheidungen im Bereiche der Wirtschaftsplanung und Unternehmensstruktur beurteilen und einordnen zu können. Der Leser in Japan wird dabei - wie bei Weggel - mit Interesse gelegentliche Hinweise auf Ähnlichkeiten mit japanischen Entscheidungsprozessen zur Kenntnis nehmen. Eine eingehendere Erörterung dieser Verwandtschaften hätte natürlich gerade uns besonders interessiert, war jedoch nicht Klenners Thema. Aber davon abgesehen, ist Klenners Buch eine notwendige Begleitlektüre zu jeder gegenwärtig vorliegenden Darstellung der chinesischen Wirtschaft, in denen der Planungsmechanismus und die Unternehmensstruktur als an der Oberfläche wenig aufregende Themen regelmäßig zu kurz kommen.

Ein erneuter Versuch einer ausführlichen Darstellung der chinesischen Wirtschaft wird in folgendem Werk unternommen:

ULRICH MENZEL, Theorie und Praxis des chinesischen Entwicklungsmodells - Ein Beitrag zum Konzept autozentrierter Entwicklung, "Studien zur Sozialwissenschaft" Bd. 38

(Opladen: Westdeutscher Verlag) 1978, IX, 788 S. ISBN 3-531-11451-4.

Verstehen Sie den Untertitel? Nein, der Autor will keineswegs sagen, daß sich die chinesische Entwicklung auf den Kraftfahrzeugbau konzentrieren wolle. Vielmehr haben wir hier einen Fall des Wissenschaftsjargons vor uns, mit dem sich jüngere Sozialwissenschaftler von uns entfernen, um unsere Gesellschaft desto besser umwandeln zu können. Und daß er nicht den geringsten Wert darauf legt, mit uns Normalbürgern in Beziehung zu treten, erklärt der Autor uns gleich zu Anfang unverhüllt, wenn er S. 21 mitteilt, daß der Ausgangspunkt seiner Analyse "die Theorie des peripheren Kapitalismus" sei, und in einer Anmerkung dazu feststellt: "Die Kenntnis dieses theoretischen Ansatzes zur Erklärung von Unterentwicklung wird im folgenden vorausgesetzt" (S. 669).

Ich werde nun meinen Lesern sicherlich nicht zu nahe treten, wenn ich behaupte, daß Sie sicherlich die "Theorie des peripheren Kapitalismus" nicht kennen. Auch mir ist diese Theorie bisher nicht begegnet. Der Autor will offenbar damit nichts anderes zum Ausdruck bringen, als daß er für einen Club Eingeweihter schreibt.

Es ist allerdings merkwürdig, daß er sich dennoch der kapitalistischen Einrichtung eines auf Gewinnerzielung gerichteten Verlages bedient, um seine Erkenntnisse unter die Leute zu bringen. Oder sollten unsere Verlage inzwischen auch Gesellschaftsreformer geworden sein? Sprachreformer sind sie offensichtlich schon. Denn sicherlich denken sie sich etwas dabei, wenn sie Wort- und Satzungenetze durchgehen lassen, wie die "Validität" der Volkszählungen (S. 33), die "Absorption des Surplus durch die Bürokratie" (S. 101), die "staatliche Revenue" (S. 102) oder die "Persistenz" der chinesischen Gesellschaft (S. 115).

Schade! Denn in seiner sachlichen Aussage liefert Menzel wichtige Erkenntnisse über den chinesischen Entwicklungsprozeß vor allem zur Zeit der Republik, und er bleibt objektiv genug, die Tatsachen nicht zu verdrehen, auch wenn sie möglicherweise nicht in seine Überzeugungen passen. So muß er beispielsweise zugeben, daß im 19. Jahrhundert "von einer Überschwemmung des chinesischen Marktes mit ausländischen Massenkonsumgütern . . . keine Rede sein" könne (S. 171) - ein Vor-

wurf, mit dem oberflächliche Marxisten die Westmächte oft bedenken. Die Darstellung der chinesischen Wirtschaftsentwicklung zur Zeit der Volksrepublik wird vor allem als eine Denkübung in marxistischen Kategorien betrieben, wozu vor allem das anfängliche Engagement der Sowjetunion willkommenen Anlaß zu Gegenüberstellungen bietet, die sich nach dem sowjetischen Rückzug aus China in Betrachtungen über die Linie Mao Tse-tungs und Liu Shao-ch'is fortsetzen. Gerade bei solcher Betrachtung ist jedoch auch zu fragen, ob man derartige Untersuchungen noch wissenschaftlich nennen kann, wenn dabei "die chinesische Literatur nur insoweit verwendet werden konnte, wie sie von den Chinesen selber in europäischen Sprachen veröffentlicht oder von den zahlreichen westlichen Übersetzungsdiensten herausgebracht wurde" (S. 17). Soweit Menzel dabei noch Zahlen erläutert, mag man dies hinnehmen, obwohl es dafür lesbarere Texte gibt. Bei seinen ideologischen Betrachtungen jedoch sei der Leser sich darüber im klaren, daß Menzels Aussagen auf von ihm nicht beeinflussbaren Auswahlen und Interpretationen aus zweiter Hand basieren. Wann werden die akademischen Institute der deutschen Sozialwissenschaft endlich so seriös werden, daß die Fähigkeit, Primärquellen zu benutzen, selbstverständliche Voraussetzung ist, um die Leiter der Wissenschaft zu betreten?

B. G.

30. November 1982

REISEN IN INDIEN

Auch Rucksackreisende, die auf den Koffer schleppenden Touristen herabblicken, benötigen Reiselektüre. Die Art ihres Reisens bringt es mit sich, daß sie in fremden Ländern auch Plätze erreichen, die weder in älteren Reiseführern beschrieben noch überhaupt in das Blickfeld älterer Reisender geraten waren. Und insoweit sind diese für den Reisenden, der mit dem Pfennig rechnen muß, geschriebenen Reiseführer auch für den Reisenden des Jet Set unentbehrlich. Daß dabei auch der haschischsüchtige Hippie seine Ratschläge bekommt, wirft interessante Schlaglichter auf die Schattenseiten einer Gesellschaft, die wir letzten Endes alle mit gestalten.

Glücklicherweise liegen die besten dieser Führer in englischer Sprache vor; denn ihre deutschsprachigen Gegenstücke sind für meinen Geschmack ungenießbar. Dazu trägt nicht zuletzt bei, daß ich nicht von wildfremden Autoren mit vertraulichstem Du angeredet werden möchte, wie es im Stil jener deutschsprachigen Führer liegt. Da ziehe ich das neutrale englische "you" vor.

Heute möchte ich Ihnen einen derartigen Führer vorstellen, den Sie sich für Ihre nächste Indienreise beschaffen sollten (Ich fand ihn übrigens in einem Bücherstand in Narita):

GEOFF CROWTHER, PRAKASH A. RAJ, TONY WHEELER,
India - A Travel Survival Kit

(South Yarra: Lonely Planet) 1981, 696 S. ISBN 0-908086-23-7.

Die große Stärke dieses Führers sind zunächst einmal die zahllosen praktischen Ratschläge und die mit Realismus und Humor dargestellten Probleme des täglichen Lebens, mit denen auch der Tourist konfrontiert werden kann. Der abenteuerliche Weg der Hotelwäsche ("Indians trying to break stones with wet washing" S. 56), die Bemühungen, ein Paket zu versenden, die mit dem Weg zum Schneider (!) beginnen sollten (S. 50), oder die praktischen Hinweise für den Selbstfahrer im Kraftfahrzeug ("The normal driving technique is to put your hand firmly on the

horn, close your eyes and plough through regardless", S. 102) mögen Ihnen dafür Hinweise geben.

Dem praktischen Erfordernis des Reisenden ist aber auch damit gedient, daß es den Autoren gelingt, die Geschichte Indiens von der Induskultur bis zur zweiten Regierung Indira Gandhis, die Probleme des heutigen Indiens, die Geographie und das Klima, die Religionen und die künstlerische Kultur auf rund 30 Seiten einprägsam und korrekt darzustellen. Den Inhalt dieser 30 Seiten müssen Sie allerdings auch verarbeiten, wenn Sie nach Indien reisen wollen.

Der eigentlich beschreibende Teil, nach indischen Bundesstaaten geordnet, enthält nach kurzen historischen Hinweisen ebenfalls zunächst viele praktische Ratschläge, die Sie in den landläufigen Reiseführern vergeblich suchen werden. Es werden sowohl die "Top End" Hotels wie auch die "Bottom End" Hotels mit verlässlichen Preisen angegeben. Sie finden Hinweise auf gute und typische Restaurants, Angaben über Verkehrsverbindungen und Ratschläge über die zu erwerbenden Souvenirs.

Die Sehenswürdigkeiten werden mit kurzen Beschreibungen vorgestellt, und die Autoren wissen dabei Plätze zu empfehlen, die nach meiner Erfahrung selbst die Fahrer der regierungseigenen und im übrigen recht verlässlichen Touristenorganisation nicht kennen. Von sehr großem Nutzen sind die Landkarten und Stadtpläne selbst kleinerer Orte, die Sie nirgendwo sonst finden.

Muntere Karikaturen und einige gut ausgewählte Farbphotos runden den Band ab, der zwar mit rund 700 Seiten noch gewichtig in Ihrem Gepäck ruht. Aber immerhin ist Indien mehr als ein Land. Es ist ein vielfältiger Subkontinent, den in dieser konzentrierten Form für den Reisenden erschlossen zu haben, ein Meisterstück ist.

Der Rucksackreisende, für den dieser Führer in erster Linie geschrieben ist, hat naturgemäß mehr Gelegenheit, in Kontakt zur Bevölkerung zu kommen, als der Reisende mit Flugzeug und Taxi, obwohl auch jener mit dem Sprachproblem zu kämpfen hat. Denn wenn auch Englisch noch immer lingua franca ist, so sprechen es doch relativ wenige Inder zumeist der gehobenen Gesellschaftsschichten, die sich auch untereinander gern der englischen Sprache bedienen. Dieser Inder, den auch wir im Flugzeug, im Oberoi- oder Ashoka-Hotel oder auch in Japan oder Deutschland treffen, ist jedoch leider nicht der typische Repräsentant seiner Nation. Nach wie vor ist Indien eine dörfliche Gesellschaft, und erst wenn wir wüßten, was die Inder in den unzähligen

Dörfern, durch die wir hindurchbrausen, über sich, ihr Land und uns denken, kämen wir dem Verständnis dieses großen Landes näher, könnten wir etwas von dem erahnen, was diese so heterogene Gesellschaft zusammenhält.

Eine amerikanische Anthropologin, die überdies einen sehr ansprechenden Stil schreibt, versucht sich an der Aufgabe, uns in das Denken der einfachen Dörfler und damit gleichzeitig in das wahre Indien einzuführen. Dieses Experiment ist ihr hervorragend gelungen, und jeder, der sich für mehr als das Taj Mahal, die Tempel von Khajuraho oder die Strände von Goa interessiert, sollte dieses Buch lesen:

HEATHER WOOD, Third-class Ticket

(London: Routledge & Kegan Paul) 1980, IX, 331 S. ISBN 0-7100-0292-0.

Dies ist die Beschreibung einer Reise von 45 Dorfbewohnern aus Bengalen durch ganz Indien im Jahre 1969. Diese Reise war ihnen durch eine reiche und ohne Nachkommen gebliebene verwitwete Grundbesitzerin ihres Dorfes ermöglicht worden, die in ihrem Vermächtnis konstatiert: "My village is a small, poor one in Bengal. The people there know nothing except that they are very poor. Sometimes, if they are very lucky maybe their children can go to school, and maybe the children will not be so poor. But they do not send the children much to school. They do not know that India needs them to do so. They listen to the old stories, but they do not know that there are places of temples and ruins and palaces which they could visit and touch. They do not know that India is very big and very beautiful as well as very poor. I want them to learn that, and to find out how other villages survive and teach their children . . . I want my villagers to see India. Then the village will no longer be small" (S. 3).

Und so gehen die Dörfler auf die Reise, die sie über Calcutta, Benares, Khajuraho, Hardwar, Delhi, Agra, Jaipur, Ahmedabad, Bombay, Ajanta, Ellora, Hyderabad, Bangalore, Ootacamund, Cochin, Cap Comorin, Madurai, Mahabalipuram, Madras und Konarak führt. Wer diese Plätze besucht hat, wird mit Sympathie lesen, wie sie sich dem einfachen Inder darstellen.

Viel wichtiger ist jedoch, welche unerwarteten Begegnungen mit Bettlern und Indern aller Bevölkerungsschichten, mit Priestern verschie-

dener Religionen und mit Ausländern sich ergeben; wie diese Begegnungen die Reisenden zur Selbsterkenntnis zwingen; wie sie sich dem einfachen Inder darstellen. Die Begegnung mit den Politikern in Delhi wird ein Fiasko, und besonders hier wird deutlich, daß die "größte Demokratie der Welt" nicht mit den Maßstäben abendländischer Staatsphilosophien gemessen werden kann. Indien als Nation schreitet voran nicht wegen der Demokratie, sondern trotz der Demokratie, nämlich dank der im Rhythmus von Jahrtausenden gestalteten Arbeit des Dorfes. Daß diese Arbeit erleichtert werden kann, ist eine Erkenntnis dieser Reise, erleichtert aber nur durch bessere Information und eigene Initiative.

Wir hören von Talenten der Dorfbewohner, die wir bei ihnen wohl nicht suchen würden. Wir erfahren von ihrer Abneigung gegen Bettler, die wir nicht erwarteten. Wir erleben eine Toleranz, die durch die Reise noch gesteigert wird, die uns im Hinduismus kaum möglich erschien.

Wenn wir bedenken, daß noch rund 85% der 700 Millionen Inder auf dem Dorfe leben und wenn unsere Reisenden dafür typisch sind, dann erkennen wir, daß die Ineffizienz, das red tape, die Korruption und das Handaufhalten, denen wir Touristen so oft begegnen, nur den kleineren Teil des Landes erfassen, vermutlich den, der die "Demokratie" im wesentlichen gestaltet.

Die Autorin, die während ihrer Indienstudien der Reisegruppe begegnete und sie zeitweilig begleitete, hat sich durch ihre wissenschaftliche Arbeit über bengalische Anthropologie die Voraussetzung geschaffen, dieses Buch zu schreiben und die einzelnen Charaktere des Dorfes plastisch und eindrucksvoll nachzuzeichnen. Nach der Lektüre dieses Buches wissen Sie mehr von Indien als mancher langjährige Resident, dessen Verkehr sich oft auf Beamte, Geschäftsleute oder Wissenschaftler beschränkt. Ich halte dieses Buch für einen der besten Wege zur Vertiefung unseres Verständnisses für Indien.

B. G.

24. Januar 1983

DAS AKTUELLE CHINA

Vor jeder Chinareise stehen Sie erneut vor der Frage, welche der mittlerweile zahllosen Führer, Einführungen und Handbücher Sie zur Vorbereitung konsultieren sollen. Nun hat einer der erfahrensten Verlage für übersichtliche Handbücher historischen und zeitgeschichtlichen Charakters ein China-Buch veröffentlicht, das ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen kann:

CHINA - Geschichte - Probleme - Perspektiven
(Freiburg/Würzburg: Ploetz) 1981, 256 S. ISBN 3-87640-066-X.

Was mir an diesem Buch nicht gefällt, will ich gleich zu Anfang sagen: Man hat sich noch einmal für die Umschreibung chinesischer Namen nach der alten Methode von Wade-Giles entschieden und trägt damit zur Verwirrung der Leser bei (denen ich nämlich anschließend zwei andere Bücher vorstellen möchte, die konsequent die von China eingeführte und allmählich wohl verbindliche Pinyin-Umschrift benutzen). Die Begründung des Verlages für seine Entscheidung überzeugt ganz und gar nicht: weil nämlich "in der deutsch- und englischsprachigen Literatur *bis vor kurzem* (Hervorhebung von mir) vor allem die Wade-Giles-Transkription verwendet wurde" (S. 8). "Bis vor kurzem": Also gibt der Verlag zu, daß dies heute in der Regel nicht mehr der Fall ist. Es ist deshalb besonders zu bedauern, daß dieses übersichtliche und gute Buch keinen Beitrag leisten will, um die Vereinheitlichung der Transkription auch im Deutschen voranzutreiben.

Aber dies ist fast das einzige, was ich an dem "China-Ploetz" aussetzen habe. Allenfalls stört mich noch die Bemerkung in Jürgen Hoerens Beitrag, daß der bedeutende Jesuiten-Missionar Matteo Ricci "1601 sogar die Kaiserstadt Peking besuchen durfte" (S. 173). "Besuchen" durfte Ricci Peking im Jahre 1598. 1601 ließ er sich aber für zehn Jahre in Peking nieder und erlangte hohes Ansehen, das Hoeren auch darstellt, das aber ein Besucher wohl nie gewonnen hätte. Und im gleichen Beitrag etwa heute wieder eine "Wende" zu einem größeren

Ansehen des christlichen Glaubens in China zu vermuten, wie Hoeren auf S. 177 andeutet, ist abwegig.

Im übrigen aber können Sie sich auf die Aussagen dieses Buches verlassen, dem eine Fülle nützlicher Tabellen und gut ausgewählter Abbildungen beigegeben ist. Das Buch wird eingeleitet mit einem Kapitel über das China, das in der Vorstellung der Europäer existierte, und es wird sehr richtig darauf hingewiesen, daß auch die Behandlung Chinas bei Brecht, Döblin, Hesse und Ezra Pound nicht dazu beigetragen habe, Verständnis für die Probleme des jungen China (der 20er und 30er Jahre) zu wecken.

Land, Volk, Klima und Bodenschätze sind das Thema des zweiten Kapitels, in dem in der Tabelle richtig die Region Nordost-China aufgeführt wird, während Johannes Klein in seinem Text den heute verpönten Begriff "Mandschurei" benutzt. Dann folgt als "Geschichte im Abriß" die allen Ploetz-Benutzern vertraute zeitliche Tabelle, die von den mythischen Dynastien der Vorzeit (2500 v. Chr.) bis zur Verurteilung der "Viererbande" am 25. 1. 1981 reicht und auch die Geschichte Tibets und die Entwicklung Taiwans seit 1945 einbezieht.

Gerade diesen letztgenannten Punkt möchte ich hervorheben; denn der "China-Ploetz" enthält ein ganzes Kapitel über Taiwan (von einem der besten Kenner der dortigen Verhältnisse, Jürgen Domes, verfaßt), das in den üblichen China-Büchern oft stiefmütterlich behandelt, wenn nicht unterschlagen wird. Gewiß kann das wirtschaftlich erfolgreiche Taiwan struktureller Unterschiede wegen nicht als Vorbild für die riesige Volksrepublik gelten. Aber das Experiment einer gesellschaftlichen Alternative für China ist ein ernsthaftes Studium wert. Denn sicher hat Domes recht, wenn er feststellt, "daß es in Taiwan größere Freiräume gibt als zu irgendeiner anderen Zeit und an irgendeinem anderen Ort unter einer chinesischen Regierung" (S. 243). Aber auch: "Es ist schon eine Ironie, daß ausgerechnet Präsident Carter, der bei seinem Amtsantritt die Erweiterung der Menschen- und Bürgerrechte in aller Welt lauthals zu seinem Programm erhob, durch seine China-Entscheidung in der VR China zu dem Abbruch der schüchternen Liberalisierungspolitik Ende März 1979 und in Taiwan zu einer erneuten Einschränkung politischer Konkurrenzmöglichkeiten den entscheidenden Beitrag geleistet hat" (S. 244).

In den zentralen Kapiteln des "China-Ploetz" werden die Modernisierungsbestrebungen des ausgehenden Kaiserreichs, die Gründe ihres Scheiterns, das Heraufkommen der kommunistischen Bewegung, die

Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Staat und Gesellschaft in Kaiserreich, Republik und Volksrepublik, die chinesischen Religionen, Wissenschaft und Technik, Kunst und Kultur und die Außenpolitik Chinas von den frühen Tributbeziehungen bis zum bewaffneten Zusammenstoß mit Vietnam dargestellt. Resumierend läßt sich sagen, daß in diesem Buch auf relativ wenigen Seiten der Stoff enthalten ist, den man sich aneignen sollte, bevor man die Reise in die Volksrepublik antritt.

Wer dabei vorzugsweise praktische Ziele verfolgt und vielleicht auch geschäftlichen Möglichkeiten nachspürt, der sollte außerdem mit auf die Reise nehmen

ECKHARD GARMS, Hrsg., Wirtschaftspartner China 81/82 - Chancen nach der Ernüchterung - Erfahrungen und Fakten. Möglichkeiten und Grenzen. Praxis und Erfolg (Hamburg: Institut für Asienkunde; Stuttgart: Institut für Auslandsbeziehungen) 1981, IX, 556 S. ISBN 3-921469-81-3.

Dieses von zwei in der Beschäftigung mit Asien erfahrenen Instituten initiierte und von einer großen Zahl von Sachkennern geschriebene Sammelwerk enthält zunächst im Abschnitt I eine kurzgefaßte Übersicht über die politische Entwicklung der Volksrepublik China (Peter Schier), ihr Rechtssystem (Oskar Weggel) und das Wirtschaftssystem (Eckard Garms).

Abschnitt II des Buches widmet sich "Chinas Wirtschaft heute" im einzelnen. Wir erfahren Hintergründe der Revision der Modernisierungspläne nach der Entmachtung der "Viererbande", der Strukturanpassungen und der immer gefährdeten Versorgungslage (Rüdiger Machetzki und Eckard Garms). Ein Kapitel "Zur regionalen Differenzierung der chinesischen Wirtschaftsentwicklung" (Dirk Betke und Johannes Küchler) ist in Wahrheit ein komprimiertes Nachschlagewerk, in dem jede Provinz bzw. autonome Region Chinas auf je einer Seite mit ihren topographischen, klimatischen, ökonomischen, medizinischen, schulischen und administrativen Merkmalen vorgestellt wird.

Alle Wirtschaftsbereiche und Industriezweige werden erläutert (Kurt Wiesegart, Helmut Schmidt, Helmut Holtappels u.s.) und bieten gerade dem am Geschäft interessierten Praktiker zahlreiche Ansatzpunkte für seine Überlegungen, aber auch dem Laien einen vorzüglichen Überblick über die Lage auf diesen Gebieten. Allen Handelspartnern, die größere Geschäfte im Auge haben, seien die Überlegungen über die Ver-

schuldungsfähigkeit der VR China (Wolfram Klenner) ans Herz gelegt, die zusammen mit dem Außenhandelskapitel (Ernst Hagemann) innerhalb des Abschnitts III die Grenzen der Möglichkeiten abstecken und einen angenehmen Kontrast zu der immer wieder aufbrechenden Euphorie angesichts des vermeintlich großen China-Marktes bilden.

Abschnitt IV des Buches schließlich wendet sich nun ganz gezielt an den China-Geschäftsmann und bietet ihm Informationen über die rechtlichen Grundlagen des China-Geschäftes (Thomas Fischer-Dieskau), die Möglichkeiten der wirtschaftlich-technischen Zusammenarbeit mit chinesischen Unternehmen (Wolfgang von Lingelsheim-Seibicke), die Finanzierung von China-Geschäften (Helmut A. Bendig), das Steuerrecht (Frank Münzel), die Vertragsgestaltung (Gerd Helms), den Seetransport (Claus Rickmers), Versicherungsfragen (Wolfgang Peter Schües) und die Kontaktabahnung (Ingo Greve).

Ein Überblick über den Wirtschaftsapparat und die Kurzbiographien seiner Funktionäre aus der unergründlichen Kartei Wolfgang Bartkes, ein China-Knigge (Gerd Helms), der bis zum Stichwort "Liebe, käufliche und freie" reicht, eine Reihe von Kurzinformationen in Frageform: "Wußten Sie schon . . . ?" (Rolf Audouard) und ein Anschriftenverzeichnis beschließen dieses Buch, das man ob seiner fundierten Sachlichkeit nicht rezensieren, sondern nur empfehlen kann. Das Institut für Asienkunde wird damit erneut zu einem unverzichtbaren Partner für den Geschäftsmann im Ostasienhandel. (Weitere einschlägige Veröffentlichungen dieser Art: Wirtschaftspartner Indonesien (1979), sowie der über die Deutsche Industrie- und Handelskammer in Japan zu beziehende Wirtschaftspartner Japan (1980)).

Noch praxisnäher, aber in erster Linie für den Maschinenbauer bestimmt, ist

PETER LEMKE, Das China-Geschäft - Die Volksrepublik (Frankfurt: Maschinenbau-Verlag) 1980, 422 S.

Auch hier finden Sie kurze Darstellungen von Politik, Verwaltung und Wirtschaftsentwicklung und Profile der einzelnen Provinzen. Der Schwerpunkt liegt jedoch auf der Beschreibung des Maschinenmarktes und des Maschinenbaus mit recht detaillierten Notizen zu den einzelnen Fachgruppen des Maschinenbaus. Aufbau und Erhaltung des Geschäftes, Werbung, vertragliche und rechtliche Geschäftsgrundlagen, gewerblicher Rechtsschutz, die Anschriften deutscher China-

Handelsfirmen und chinesischer Dienststellen und Reisetips sind Inhalt von mehr als der Hälfte dieses handlichen Ratgebers im Taschenbuchformat.

Auch

PETER SICHROWSKY, China-Handel - Leitfaden für die 80er Jahre, "Angewandtes Management" Bd. 2 (Gernsbach: Deutscher Betriebswirtschafterverlag) 1979, 175 S.

entspricht in seinem Aufbau dem vorstehenden Taschenbuch. Es enthält einen Überblick über die wichtigsten chinesischen Rohstoffe und industriellen Erzeugnisse, die im Export auftauchen, sowie vor allem praktische Hinweise mit vielen Adressen, Verhaltensregeln, Handelszahlen und Vertragsbeispielen.

Nicht nur für den China-Geschäftsmann, sondern auch für uns alle, die wir in Japan quasi in unmittelbarer Nachbarschaft zur Volksrepublik China leben, ist leider jedes Buch, das wir lesen, nicht aktuell genug. So sind beispielsweise die Ausführungen über das politische System in den letztgenannten Büchern bereits heute überholt. Wenn wir wirklich auf dem laufenden bleiben wollen, müssen wir unseren Wissensdurst durch zusätzliche Zeitschriftenlektüre ergänzen. Und ich möchte Sie heute auf einige lesenswerte Periodika hinweisen, mit denen Sie in dieser Hinsicht gut bedient sind.

Am aktuellsten und - was Sie noch besonders reizen wird - über den gesamten süd-, südost-, ost- und zentralasiatischen Raum berichtet die in Hongkong erscheinende Wochenschrift

FAR EASTERN ECONOMIC REVIEW
(GPO Box 160, Hongkong; Jahresabonnement per Luftpost gegenwärtig ¥19.500).

Die liberale und unabhängige Berichterstattung dieser Zeitschrift, deren Korrespondenten in zahlreichen asiatischen Ländern sitzen, ist sehr wohlthuend. Trotz ihres Names beschränkt sich diese Zeitschrift keineswegs auf wirtschaftliche Fragestellungen, sondern bezieht die politischen und gesellschaftlichen Probleme aller asiatischen Länder in ihre Berichterstattung ein. Sonderteile behandeln regelmäßig die besondere Position der wichtigsten Länder, so auch der Volksrepublik China (und natürlich Japans!), und mit dem "Asia Yearbook" der Zeitschrift, das

jährlich zum Jahreswechsel erscheint (rd. US\$ 14.00), haben Sie ein Jahr lang Asien auf dem Schreibtisch.

Ebenfalls wöchentlich erscheint in Peking die

BEIJING RUNDSCHAU

(zu beziehen - auch die deutschsprachige Ausgabe - über die Buchhandlung Uchiyama, 101 Tokyo, Chiyoda-ku, Kanda Jimbocho 1-15; Tel.: (03) 294-0671).

Natürlich ist dies ein Propagandablatt, aus dem Sie aber hervorragend die taktischen Schwenks der chinesischen Außen- und Innenpolitik ablesen können. (Erinnern Sie sich noch an Deng Xiaopings Entmachtung? Z. B. Beijing Rundschau am 15. 6. 1976: "Kritik an Deng Xiaopings revisionistischem Unsinn im Industrie-Yund Transportwesen"). Die Beijing Rundschau veröffentlicht auch am schnellsten die Dokumente beispielsweise der Parteitage oder der Sitzungen des Nationalen Volkskongresses.

Wenn Ihnen jedoch die wöchentliche Beschäftigung mit China als zu reichlich erscheint, dann greifen Sie zu der Monatsschrift

CHINA AKTUELL

die seit 1972 vom Institut für Asienkunde (Rothenbaumchaussee 32, 2000 Hamburg 13; Jahresabonnement DM 96,-) herausgegeben wird. Die Zeitschrift enthält jeweils eine Chronik über wichtige Ereignisse des Vormonats, einen Aufsatzteil mit ausschließlich aktuellem Bezug, Dokumente, Tabellen über personelle Veränderungen und Aktivitäten der Führungsspitze, über Delegationsbewegungen und internationale Verträge sowie eine Zeitschriftenschau. Das einmalige an dieser Zeitschrift ist, daß sie ausschließlich von Mitarbeitern des Hamburger Instituts geschaffen wird und damit nicht vom Wohlwollen mehr oder weniger pünktlicher Autoren von auswärts abhängt.

Alle genannten Zeitschriften verwandeln sich über ihre regelmäßig erstellten Register in sehr nützliche Nachschlagewerke (wenn Sie den Platz besitzen, sie zu sammeln!), wobei das Institut für Asienkunde "China aktuell" auch als Reprint in gebundenen Jahressbänden vorlegt.

Schließlich möchte ich Sie noch hinweisen auf die Vierteljahresschrift

THE CHINA QUARTERLY - An International Journal for the Study of China

(Contemporary China Institute, School of Oriental and African Studies, Subscriptions, Malet Street, London WC1E 7HP; Jahresabonnement £ 30),

die seit über zwanzig Jahren erscheint und wissenschaftliche Artikel über das China des zwanzigsten Jahrhunderts bringt. Einige dieser Artikel haben ebenfalls höchst aktuellen Bezug. So sei auf A. E. I. Rae's "Talking Business in China" oder auf Douglas T. Stuart's und William T. Tow's "Chinese Military Modernization: The Western Arms Connection" im "China Quarterly", June 1982, hingewiesen. Zahlreiche Buchbesprechungen erleichtern Ihnen die Auswahl aus der Fülle der Literatur (falls ich Sie noch nicht zu befriedigen vermag!), und eine vierteljährliche Chronik hält Sie auch in dieser Zeitschrift mit den Entwicklungen in China auf dem laufenden.

Ich habe bereits jetzt ein schlechtes Gewissen, wenn ich an die Zahl der Seiten denke, deren Lektüre ich Ihnen diesmal wieder zumute und die sich durch die Zeitschriften noch laufend erhöht. Und dennoch will ich Ihnen jetzt noch ein Buch empfehlen, das Sie gelesen haben müssen, wenn Sie sich mit dem heutigen China beschäftigen:

ERWIN WICKERT, China von innen gesehen

(Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt) 3. Aufl. 1982, 512 S. ISBN 3-421-06092-4.

Der ehemalige Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Peking, den ich Ihnen schon früher als Romanautor empfohlen habe ("Der Auftrag des Himmels"), entpuppt sich in diesem Buch als ein Realist von hohem Grad. Er läßt seinen China-Aufenthalt von der Ankunft im Jahre 1976 bis zur Abreise 1980 in tagebuchartigen Aufzeichnungen an uns vorüberziehen, wobei diese Aufzeichnungen manchmal erhellende Momentaufnahmen sind, manchmal aber auch weit ausgreifende Betrachtungen enthalten, die dem Leser die Jahrtausende umspannende Einheit der chinesischen Geschichte und Geisteswelt nahebringen. Man lernt viel über China und die Volksrepublik und vor allem die Zeit nach dem Tode Maos, der kurz nach Wickerts Ankunft eintrat.

Wickerts Sympathie gehört den Chinesen, die er schon von längeren China-Aufhalten vor dem und im letzten Kriege her kennt. Und diese

Sympathie ist der Untergrund der kritischen Haltung gegenüber dem, was ihm als Botschafter in China begegnet. Denn schwärmerische Begeisterung, wie viele sie an den Tag legen, wenn sie an China denken, führt nach Wickert nur zu Mißverständnissen (S. 12 f.). Aber auch die Überschätzung der Ideologie, die viele Korrespondentenberichte auszeichnet, kann uns China nicht näherbringen (S. 232). Daß Wickert andererseits trotz seiner kritischen Haltung die Schwere der Aufgabe nicht verkennt, die auf den Schultern der heutigen chinesischen Führung liegt, zeigen seine relativierenden Bemerkungen in dem fesselnden Kapitel über die "Mauer der Demokratie" (S. 384 ff.). Daß die Darstellung dessen, was in China zu sehen ist, bei diesem Autor meisterhaft gelingt, versteht sich fast am Rande, und alle Reisenden, die Shaoshan, den Himmelstempel oder die Ming-Gräber besucht haben, werden sich an diese Orte mit neu empfungenen Aspekten erinnern. Aber auch an anderer Stelle erreicht die Schilderung Höhepunkte, die manchmal nicht ohne Pikanterie sind (so "Die Mädchen an der Quelle", S. 219 ff.).

In historischen Reflexionen stellt Wickert dar, daß Chinas Ziele "nicht so utopisch sind wie die der Europäischen Gemeinschaft" (S. 328) und daß China nie expansiv war, solange es von Chinesen regiert wurde (S. 427 ff.). Auch der Hinweis auf Tibet zieht hier nicht; und nach der sowjetischen Okkupation Afghanistans sollte man sich wohl wirklich fragen, wer ein politisch völlig einflußloses Tibet heute beherrschen würde, wenn China dieses Hochland nicht unter seinen Schirm genommen hätte (wobei nichts über die Methoden gesagt ist, die dabei angewendet wurden).

Gelegentlich bedaure ich bei der Lektüre, daß Wickert keine Quellen angibt. So hätte ich gern überprüft, ob Mao seine Äußerung vom Überleben der halben Menschheit und der endgültigen Hinwendung zum Sozialismus nach einem Atomkrieg tatsächlich Nehru gegenüber getan hat (S. 115). Nach meinen Unterlagen entstammt dieses Zitat einer Rede Maos in einer geschlossenen Sitzung in Moskau am 18. 11. 1957 (vgl. dazu auch Morton H. Halperin, *China and the Bomb*, New York 1965, S. 31).

Man kann sich vorstellen, daß die früheren chinesischen Gesprächspartner Wickerts nicht glücklich angesichts der vom Autor ausgedrückten Kritik und Skepsis sind. Denn trotz aller Liberalisierung muß Wickert doch am Ende feststellen: "In vielen Menschen lebt die

Furcht, daß wieder ein neues Unheil kommen könnte. Sie haben Angst" (S. 499).

Doch glücklich werden auch die deutschen Behörden, Politiker und manche Mitarbeiter nicht sein, wenn sie Meinungen über sich lesen, die ein Diplomat "diplomatisch" verbergen muß, solange er aktiv ist. So ist für jeden Botschafter wohl peinvoll die "alte Erfahrung, . . . daß man sich zu Hause . . . lieber auf telepathische Eingebungen verläßt als auf die Berichte der eigenen Botschaften vom Ort des Geschehens" (S. 106), und selbst die Kollegen in Hongkong irren (allerdings "entschuldigbar"); "denn Hongkong ist weit weg" (S. 156)!

Die Kurzsichtigkeit des Auswärtigen Amtes hinsichtlich der sprachlichen Schulung seiner Diplomaten und der entsprechenden Ausstattung der Auslandsvertretungen (im Vergleich zu USA, England und Frankreich), die Vergeudung von deutschen Steuergeldern für unsinnige Propagandasendungen ("Radio Veritas") oder das beschämende Desinteresse der Bundesregierung bei der Ankunft des chinesischen Partei- und Regierungschefs in Bonn, der gerade in Paris vom Staatspräsidenten am Flugplatz begrüßt und vom französischen Ministerpräsidenten verabschiedet worden war (" . . . wer sich wohl alles eingefunden hätte, wenn - sagen wir - Breschnew gekommen wäre"! S. 438) werden von Wickert ebenso schonungslos enthüllt wie die unerforschlichen Reaktionen mancher Politiker beispielsweise gegenüber sowjetischen Propagandagesängen. Immerhin: "Es fallen aber nur wenige und sehr Naive darauf hinein. Und Herbert Wehner." (S. 299).

Schließlich nutzt Wickert seine China-Erfahrung, um seinen Landsleuten den Spiegel vorzuhalten. So können wir weitgreifende Ironie nicht überhören, wenn er sich über die "standhaften Feministinnen" (nämlich Jiang Qing und ihre Biographin Roxane Witke) mokiert oder - deutlicher - wenn er den "Humbug der Psychologen" in die "Nachbarschaft zu Handlesekunst, Traumdeuterei, zu Wünschelrutengang und Astrologie" stellt (S. 137).

In seinen Begegnungen mit den Ausgeburten des deutschen Föderalismus fällt Wickert der im Jahre 338 v. Chr. gestorbene chinesische Autor Shang Yang ein: "Es gibt keinen anderen Weg, dem Volk seine Wünsche zu erfüllen, außer wenn man es eint" (S. 443), und Wickert denkt dabei gar nicht an die große und vernachlässigte Aufgabe der "Wiedervereinigung", sondern auch an den Lokalpatriotismus, den Chinesen nur als Engstirnigkeit empfinden können.

Daß die Hervorkehrung negativer Erscheinungen im eigenen Volke in der auswärtigen Kulturpolitik in China mindestens auf totales Unverständnis stößt (S. 410), sollte unsere Kulturfunktionäre zu einigem Nachdenken anregen. Hierher gehört auch Antonella, die "Spaghettifresserin", die als Ausgeburt eines Bremer Kollektivprojektes Eingang in die Unterrichtsmaterialien des Fremdspracheninstituts Peking fand (S. 353 ff.). Und nicht weniger nachdenklich stimmt uns gerade in Japan - die Frage, die Hua Guofeng bei seinem Deutschlandbesuch (1979) und nach bewundernden Äußerungen zu den Leistungen des deutschen Nachkriegsaufbaus dem Staatsminister Wischniewski stellt: "Ist dieser Geist auch in Ihrer Jugend lebendig? Hat sie die gleiche Kraft und Energie, um etwas so Großes aufzubauen?" (S. 443)

Wickerts Buch ist damit nicht nur ein Buch über China, sondern auch ein Buch über uns. Und er schließt seinen Bericht geradezu mit dem Aufruf, uns mit den chinesischen Traditionen zu beschäftigen, um für uns Gewinn daraus zu ziehen "vor allem in den Fragen, in denen wir uns so schwertun, nämlich dem Leben miteinander und in der Gesellschaft" (S. 504).

B. G.

1. April 1980

WEITERE NEUERSCHEINUNGEN ZUM THEMA 'JAPAN'

Nachdem Erfolgsautoren wie Kahn oder Hedberg mit ihren vorwiegend wirtschaftlich orientierten Veröffentlichungen zum Ende der sechziger Jahre das Interesse an Japan geweckt hatten, kamen in rascher Folge eine ganze Reihe von Japan-Büchern auf den Markt. Einige Leser erinnern sich sicherlich noch an deutsche Namen wie *Vahlefeld* oder von *Dohnanyi*. Im anglo-amerikanischen Sprachraum erschienen *Gibney* und *Holloran*, sowie schließlich der Franzose *Guillain*. Die "erste Ölkrise" setzte all dem ein rasches Ende; die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit - und der Autoren - wandte sich anderen Breitengraden zu.

Jetzt erleben wir eine Art 'japanischer Renaissance'. Das Interesse ist diesmal nicht nur das Resultat der ungebrochenen, weltweiten Wirtschaftserfolge der Japaner, sondern auch bedingt durch die wachsende Neugierde an den sich langsam abzeichnenden geopolitischen Veränderungen im Asiatisch-Pazifischen Raum. Die Fülle der Veröffentlichungen deckt die ganze Breite der gestellten Fragen ab, von der Einführung für den Japan-Novizen, bis hin zu den Spezialthemen, die Grundkenntnisse voraussetzen.

Der in "Zusammenarbeit" zwischen *Grames* (Fotos) und *Krebs* (Text) entstandene Bildband Japan gehört zweifellos zur ersten Kategorie:

EBERHARD GRAMES und SUSANNE und PETER KREBS, Japan (Luzern/Frankfurt a.M.: C. J. Bucher) 1979, 219 S., davon 109 teils doppelseitige schwarz-weiße und Farbfotos.

Fotograf Grames kannte nicht den Text des Ehepaares Krebs - das den meisten OAG-Mitgliedern durch die Fernsehabeude des ARD-Korrespondenten Krebs ein Begriff sein dürfte - so wie umgekehrt Susanne und Peter Krebs vorher auch nicht die Bilder von Grames zu Gesicht bekommen hatten. Das Ergebnis ist ein in seiner Bildauswahl und Qualität bestechend schöner Band (obwohl die Bilder so ästhetisiert sind, daß Grames 'Japan' eigentlich überall sein könnte!), den das Ehepaar Krebs mit einem unabhängigen, informativen Einführungstext

versehen hat. Die Autoren konzentrieren sich in der Themenwahl auf die Rolle und Stellung des Kaisers, die Darstellung Japans als Reiseland, sowie japanisches Essen und Theater, die Megalopolis Tokyo nicht zu vergessen. Der mit der Fernsehproduktion von Herrn Krebs Vertraute wird darin leicht "alte Bekannte" wiederentdecken, denn mit diesen Themen hat sich Krebs schon erfolgreich in seinen Filmproduktionen beschäftigt. Hierin liegt freilich auch eine der Schwächen dieses Bandes begründet: Die Auswahl der behandelten Themen erscheint etwas willkürlich und unzusammenhängend, zumal der für den Text zur Verfügung gestellte Platz in diesem Bildband nicht mehr als ein 'Anreißen' der Themen erlaubt.

Auch das zweite hier zu erwähnende Buch stammt von einem in Tokyo ansässigen Fernsehjournalisten:

GERHARD DAMBMANN, 25 mal Japan, Weltmacht als Einzelgänger

(München/Zürich: R. Piper) 1979, 337 S.

Dambmann hat nicht nur ein in Format und Drucktype sehr handliches Buch geschrieben, das leicht in jedes Reisegepäck passen sollte (auf dem Flug nach Japan zu lesen!), es ist auch eine der lesenswerteren Japan-Veröffentlichungen der letzten Jahre. Der Autor sucht das Selbstverständnis der Japaner zu ergründen, als Schlüssel ihres derzeitigen Verhaltens und ihres zukünftigen Wegs. Dazu verwendet er das Konzept des "uchi" ("innen", das ist die Gruppe, das sind 'wir') und "soto" ("außen", das sind die Fremden, die 'anderen'), erarbeitet von der bekannten Soziologin Chie Nakane. Frau Nakane's Modelle sind so griffig, so einfach und einleuchtend, daß sie leicht von der Notwendigkeit entbinden, die wahren Ursachen zu ergründen. (Ich erinnere nur an die gefährlich irreführende Halbwahrheit von der "vertikalen" japanischen Gesellschaft, die ja auch aus der Feder der Soziologin Nakane stammt.) So hatte ich bei der Lektüre von Dambmanns Buch mehrfach das Gefühl, daß er mich just in dem Moment verließ, wo die eingehendere Beschäftigung mit der japanischen Geisteswelt wertvolle Aufschlüsse über das wahre Ausmaß der Japan und den Westen trennenden Empfindungen, Vorstellungen und Wünsche geliefert hätte.

Zwei typische Beispiele: Der Autor stellt fest, daß die Japaner auch ohne Religion leben könnten. Diese globale Feststellung kann bestenfalls für den transzendenten Bereich zutreffen; ein Ergebnis des in Japan vorherrschenden 'Mahayana'-Buddhismus. Aber die schlichte, wohl

noch aus dem bäuerlichen Erbe des Japaners herrührende Religiosität, seine naive Gläubigkeit, seine bewundernswerte Toleranz und seine grundsätzliche Freundlichkeit erklärt Dambmann damit nicht. Unhaltbar ist auch die Behauptung, daß Marx nicht bis Japan gekommen sei. Statt den Rauschbart zu verleugnen, hätte der Autor der sicherlich schwierigen Frage nachgehen sollen, wie es eigentlich kommt, daß ausgerechnet einige der angesehensten staatlichen Universitäten marxistische Hochburgen sind, daß die dort ausgebildete geistige Elite Japans sich aber anschließend ohne ersichtliche innere Konflikte in den Dienst japanischer Multis und Großbanken stellt, die nach erzkapitalistischen Prinzipien geführt werden? Nur 'Gruppenzwang'? Wie ist es möglich, daß ungeachtet der Legionen marxistisch angehauchter Professoren, Kritiker, Künstler, die japanische Bevölkerung in ihrer absoluten Ideologiefindlichkeit - und ungeachtet ihres Hangs zu kollektivem Tun - den Kommunismus so radikal ablehnt? (Hier fällt mir eine Episode mit einem Italiener ein, der ganz unter dem Eindruck des sich auf dem Weg von Narita nach Tokyo bietenden Panoramas zu der Schlußfolgerung kam, die Japaner seien doch wohl alle Kommunisten. Er verstand die Welt nicht mehr als er hörte, daß das genaue Gegenteil der Fall sei!) Für beide beispielhaft angeführten japanischen Verhaltensmuster ist eine jeglichen Exklusivitätsanspruch strikt ablehnende Geisteshaltung der tiefere Grund, eine Einstellung, die jede Konfrontation zu vermeiden trachtet, und die den Versuch zur Beeinflussung von Außen eher übel vermerkt. Dambmann will den Japanern, wie er selbst sagt, "Hilfestellung" auf dem Weg zur stärkeren Integration mit dem Westen geben, bewußtseinsbildend wirken. Ob die Japaner diese Hilfe benötigen; ob sie sie wollen? Ich wäre nicht erstaunt, wenn sein temperamentvoll geschriebenes Buch von den Japanern zunächst einmal als etwas "belehrend" empfunden würde.

Die kurze Aufzählung der Neuerscheinungen zum Thema 'Japan' wäre unvollständig ohne die Erwähnung des vielen Lesern sicherlich schon bekannten

HELMUT ERLINGHAGEN, Japan, eine Landeskunde
(München: Beck'sche Schwarze Reihe Bd. 198) 1979, 241 S.

Der Autor, der mehr als 30 Jahre als Missionar und Universitätsprofessor in Japan lebte, während dieser Zeit eine Reihe Bücher in japanischer Sprache schrieb und sogar eine eigene TV-Sendung

hatte, veröffentlichte bekanntlich schon 1974 sein "Japan, ein deutscher Japaner über die Japaner", das inzwischen auch als Taschenbuch bei dtv (Bd. 1184) vorliegt. In seinem neuesten Buch geht der Autor über die Schilderungen seines vorgenannten Japan-Buchs hinaus und ergründet die geistesgeschichtlichen Fundamente der japanischen Gesellschaft, ihre Organisationsformen und ihre Protagonisten. Wenn ich bei Erlinghagen lese, daß die ersten katholischen Missionare vor 400 Jahren intellektuelle Verstärkung von zuhause anfordern mußten, die möglichst das ganze Spektrum der an der Sorbonne gelehrten Disziplinen abdecken sollte, um den Disputationen mit den japanischen Geistesgelehrten gewachsen zu sein, und ich rekapituliere so manche abendliche Japan-Diskussion der letzten Jahre in trauter "gaijin"-Runde, so kann ich mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. Und wenn der Autor dann auch noch bekannte Tatsachen ins Gedächtnis zurückeruft, daß zum Beispiel heute die japanischen Studenten in der Bundesrepublik überwiegend Musik oder Germanistik studieren, daß die Zeiten der Wallfahrten zu den geheiligten deutschen Stätten der Medizin, Physik oder des Ingenieurwesens unwiderrufflich vorbei sind, so kann ich dem Verfasser nur beipflichten wenn er feststellt, daß der Blick auf vergangene Überlegenheit uns in unserer Eitelkeit offensichtlich derart schmeichelt, daß er bei vielen nicht einmal den Gedanken an mögliche Veränderungen (die ja längst erfolgt sind!) und die Notwendigkeit, sich mit dem eigenen (Vor-) Urteil vielleicht besser darauf einzustellen, aufkommen läßt (S. 159). Erlinghagens Stärke ist ganz zweifellos die Schilderung geistesgeschichtlicher Tatbestände und soziologischer Fragen. In Politik und Wirtschaft tut sich der Autor etwas schwerer, wirkt gelegentlich etwas idealistisch. Trotzdem setzt er in seiner Fundiertheit und Abgewogenheit der Schilderung Japans Maßstäbe, die so leicht nicht zu überbieten sein werden.

Beim Vergleich deutscher und englischsprachiger Japan-Literatur fällt mir immer wieder auf, wie breit bei uns das Thema "Japan" noch immer angegangen werden kann. In Amerika hat dagegen offensichtlich nur noch der Autor mit Veröffentlichungen zu Spezialthemen eine Chance im Markt, selbst wenn er sich an das allgemein interessierte Lesepublikum wendet (*Reischauer* bietet eine - allerdings sehr hochstehende - Ausnahme). Ob man daraus Rückschlüsse auf das Japan-Verständnis der breiten Öffentlichkeit ziehen darf? Vielleicht nicht ganz. Sicher ist jedoch, daß es in Amerika einen zwar überschaubaren, aber doch gut informierten Kreis an Japan Interessierter gibt,

sogar in Industrie und Politik eine nicht zu unterschätzende Japan-Lobby. Das mag dann auch den Inhalt eines Buches beeinflussen, das selbst beeinflussen will. Ich denke hier an

EZRA F. VOGEL, *Japan as No. 1, Lessons for America* (Cambridge, Mass.: Harvard University Press) 1979, 272 S.

Gut siebzig Jahre lebte die Soziologie von/mit Max Webers Erkenntnis, daß das protestantische Arbeitsethos der Stoff sei, aus dem man Industriestaaten wirke. Jetzt sehen wir mit Erstaunen, daß nicht nur Japan, sondern auch Südkorea, Taiwan und Singapur gleiches vollbringen. Vogel sucht die Gründe zu erklären, die diese Erfolge möglich machten und weiter möglich machen werden. Er ist dabei offensichtlich "Partei", will seine etwas träge gewordenen Landsleute (nur sie?) darauf vorbereiten, daß dieser ostasiatischen Herausforderung längst nicht mehr mit simplen protektionistischen Tricks beizukommen ist. Er sucht die Erklärung dieses Erfolgs in Japans Bürokratie, dem Schulwesen und dem "typisch japanischen" Management (z. B. Konsensus), deren Vorzüge er jedoch stark übertreibt. Das japanische Schulwesen ist wohl schwerlich als "modellhaft" zu loben; wohl ist die Bereitschaft der Schüler zu hartem Lernen zu bewundern. Auch die japanischen Bürokraten, deren exzellente Schulung und Hingabe nicht geleugnet wird, beeindrucken nicht minder durch ihre Selbstherrlichkeit und das Fehlen eines Mechanismus zu ihrer Kontrolle. (So wie generell das Fehlen der Kontrollmechanismen, der demokratischen "countervailing powers", die zur ständigen Kursüberprüfung und Kursadjustieren zwingen könnten, als die große Schwäche des modernen Japan erscheint - eine Tatsache, die ja Dambmann zu seinem Buch veranlaßte!) Der größte Einzelfaktor zur Erklärung des japanischen (Wirtschafts-) Erfolgs ist wohl die Übertragung des traditionellen Systems der Großfamilie auf das moderne Industrielieben, die Industriegesellschaft generell. Diese Großfamilie bietet ihren Mitgliedern zwar Schutz, gleichzeitig aber übt sie auch ganz beträchtlichen Anpassungsdruck aus und schränkt die persönliche Freiheit in einem Maß ein, wie es für jeden Amerikaner und Europäer kaum akzeptabel wäre.

Wer sich für das Innenleben einer japanischen Firma näher interessiert, der sollte zusätzlich zu Vogel auch noch lesen:

RODNEY CLARK, *The Japanese Company*
(New Haven: Yale University Press) 1979, 282 S.

Clark liefert, auf umfangreichen Meinungsumfragen basierend, das Röntgenbild einer fiktiven und doch real existierenden japanischen Firma. Wie alle soziologischen Arbeiten des anglo-amerikanischen Sprachraums, sind Fallstudien dieser Art - wegen ihrer gelegentlichen Naivität - für den europäischen Leser kein ungetrübter Genuß. Aber Clark kommt das Verdienst zu, eine japanische Firma "transparent" gemacht zu haben, denn er stellt nicht nur die Organisationsstruktur und die Entscheidungsprozesse dar, sondern er läßt auch Mitarbeiter mit ihren Sorgen und Freuden zugleich zu Wort kommen. Das Buch eignet sich also gerade für in Japan tätige Geschäftsleute. Und da wir gerade bei den Ursachen des japanischen Erfolgs sind: Vielleicht wird sich der eine oder andere Leser fragen, wie das alles wohl begonnen haben mag. Ihm sei einer der "Klassiker" der Japan-Literatur empfohlen:

GEORGE B. SANSON, *The Western World and Japan*
(New York: Random House, Vintage Books) reprint 1973.

Sansom, erfolgreicher Schriftsteller und Gelehrter gleichermaßen, der seine Karriere als Diplomat begonnen hatte (das waren noch Zeiten), gilt auch heute noch - 15 Jahre nach seinem Tod - als der "große Mann der Japanologie". Seine vielen Veröffentlichungen, von denen einige auch in deutscher Übersetzung vorliegen, seien allen Interessierten wärmstens empfohlen. Viel Spaß bei der Lektüre.

KLAUS W. BENDER

27. März 1981

Die Besprechung eines Buches, das so kontrovers und herausfordernd ist, wie

RENATE HEROLD, *Die Blume am Arbeitsplatz - Japans Frauen im Beruf*
(Tübingen: Erdmann) 1980, 245 S. ISBN 3-7711-0348-7

wird ungewollt selbst mit in die Debatte um den "Stein des Anstoßes" mit einbezogen. Dieses Buch läßt keinen kalt.

Es handelt sich dabei um die überarbeitete Dissertation im Fach Soziologie an der Freien Universität Berlin, 1978 und um eine Veröffentlichung der OAG Tokyo, die mit Unterstützung des Vereins zur Förderung der kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Japan und der Bundesrepublik Deutschland gedruckt wurde.

"Die Blume am Arbeitsplatz" ist weit mehr als eine Untersuchung über Japans Frauen im Beruf, wie der Untertitel verspricht, sondern eine kritische Abrechnung mit der "Geschlechtsrollenzuteilung" der japanischen Frau. Die Autorin beschreibt eingangs ihren emanzipationsorientierten, parteilichen Standpunkt, indem sie die beiden Schlüsselbegriffe "Gleichberechtigung" und "Emanzipation" folgendermaßen definiert:

"Gleichberechtigung als Geschlechtsunabhängigkeit der individuellen Entfaltungschancen sowie als gleichberechtigte Mitbestimmung beider Geschlechter in allen Lebensangelegenheiten. Gleichberechtigung als gleichrangige Mitbestimmung in allen Lebensbereichen und als Gleichheit der Möglichkeiten, selbst die eigenen Rollen und Rollenkombinationen in Familie, Beruf und Öffentlichkeit zu wählen" (Pross) und

"Ungleich der traditionell-sozialistischen Emanzipationstheorie betrachtet die neue Frauenbewegung Emanzipation nicht als Endstadium oder Resultat einer Auseinandersetzung, sondern als einen Befreiungsprozeß, d.h. das Finden, Anwenden und Schaffen von Möglichkeiten, der Diskriminierung und Unterdrückung der Frau zu begegnen und sie abzuschaffen. In dieser Bedeutung sei Emanzipation hier verstanden".

Es ist gut zu wissen, woran man ist, bevor man sich weiter in die Lektüre des Buches vertieft. Mir scheint, vorweggenommen, die

Definition der Gleichberechtigung von Harry Pross weniger problematisch zu sein als die Herold'sche der "Emanzipation", die viel zu vage ist, um gesellschaftliche Prozesse zu beschreiben. Die neuere Frauenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland - der Öffentlichkeit durch die Zeitschrift "Emma" oder "Courage" bekannt - bietet genügend Beispiele hierfür, wie unter der Überschrift "Emanzipation" eine an sich klare Bewegung zur Gleichberechtigung im Sinne Pross' in trübe sexistische Sackgassen abgedrängt wurde. Die feministisch-sexistische Subkultur hat da die seltsamsten Blüten hervorgebracht bis hin zur Blut-und-Boden Mystik von Karin Struck beispielsweise.

Dies zur Skizzierung der Emanzipationsdebatte in der Bundesrepublik Deutschland, zur Beschreibung des Umfelds der Argumentationen von Frau Herold.

Das Buch ist in 10 Abschnitte gegliedert, die von der Mädchenerziehung angefangen über die Beschreibung der beruflichen Situation bis zur Lage der berufstätigen Frau im Alter die hauptsächlichen Lebensperioden der berufstätigen Japanerin abhandeln. Hinzu kommen noch besondere Aspekte wie Rationalisierung und Berufskrankheiten, Heimarbeit, Teilzeitbeschäftigung und Gewerkschaften (und Frauen).

Man braucht sich nicht zu wundern, daß angesichts des Anspruchs ("durch konstruktive Kritik Wege zur positiven Veränderung . . . aufzuzeigen") und des emanzipationsorientierten Ansatzes die japanische Gesellschaft mit ihren traditionellen, individualfeindlichen Verhaltensweisen, mit dem in der Arbeitswelt spürbaren Patriarchalismus und dem offenkundigen ungebrochenen Rollenverständnis der Frau als bestenfalls schmückender Teil der Männergesellschaft, in diesem Buch nicht gut wegkommt, ja sie geradezu als chauvinistische Räuberhöhle erscheint. Die Belege hierfür hat die Autorin zahlreich gesammelt. Wer weiß z.B., daß es an der elitären Tokyo-Universität bisher nur einer einzigen Frau gelang, die Position eines Professors einzunehmen (die Soziologin Chie Nakane)? daß - nach japanischen Angaben - ein Angestellter seine Kinder werktäglich im Durchschnitt nur 18 Sekunden zu sehen bekommt? und daß noch bis 1930 die Mehrzahl der Fabrikarbeiter Japans (zumeist unverheiratete) Frauen waren?

"Die Blume am Arbeitsplatz" wartet mit einer Fülle von Detailinformationen mikro-sozialer Vorgänge auf, die man sonst zu

diesem Thema nirgendwo findet. Der große Vorzug des Werkes ist es, fast ausschließlich japanische Quellen und zwar auch solche vielsagenden, profanen wie Mutterfibeln, Kochbücher und Kundenzeitschriften zu benutzen. Frau Herold steigt tief in den Bauch der japanischen Gesellschaft herab und spürt unweigerlich alles das auf, was als Unterdrückung der Frau von ihr verstanden wird. Wie gesagt, dies ist ein parteiliches Buch und es erhebt zum Glück nicht den Anspruch auf "Objektivität" - ein Begriff, der allzuoft als Maske herhalten muß.

Was mich dabei stört, ist nicht die Parteilichkeit und das Engagement der Autorin, sondern der missionarische Tonfall, mit dem die guten Argumente überstrapaziert werden. Die japanische Gesellschaft ist eine Männergesellschaft - OK. Aber welchen Zwängen und sozialen Mechanismen unterliegen z.B. die Männer? Davon wird wenig gesagt. Manchmal setzt auch Frau Herold einen - ungewollten - gesellschaftlichen Antagonismus der Geschlechter voraus.

Nach einer zutreffenden Beschreibung der Tatsache, daß auch in den japanischen Gewerkschaften der Einfluß der Frauen äußerst gering ist, schreibt sie z.B., "daß es notwendig . . . ist, daß Frauen innergewerkschaftlich in einflußreiche Stellungen vordringen" und einen Satz weiter: "Wo Frauen in der Minderheit sind, wäre die Gründung einer Frauengewerkschaft zu erwägen". Eine Frauengewerkschaft als Kontrahent einer (männlichen) Unternehmensführung oder einer anderen, männlichen Gewerkschaft? Das wäre eine verkürzte, sexistische Perspektive, die nicht mehr gesellschaftskritisch ist.

In den Bereichen, wo die Diskriminierung der Frau gewissermaßen meßbar ist, nämlich im Bereich des Arbeitslebens - und das ist das eigentliche Thema des Werkes - zeichnet die Autorin in aller Schärfe und Präzision das Bild von der teekochenden "Blume am Arbeitsplatz", ein aus dem Japanischen kommender Terminus (shokuba no hana), nach und läßt die ganze Dimension ihrer untergeordneten Rolle deutlich werden.

Ich kann, wie Frau Herold, die Argumente der Verfechter eines traditionellen Frauenbildes, die der Frauentätigkeit K (üche), K (inder), K (irche) zuordnen und die berufliche Diskriminierung bagatellisieren, nicht mehr witzig finden. Kein Mensch will die Frauen aus der Küche jagen, aber eine Wahlmöglichkeit, eine berufliche Chancengleichheit müßte doch wenigstens eingeräumt werden. Ansätze für eine solche Chancengleichheit sind in Japan noch weniger als in der Bundesrepu-

blik Deutschland zu finden. Frau Herold zeigt, wie im Detail die berufliche Diskriminierung in Japan gehandhabt wird und wie fabelhaft sie in das traditionelle Beschäftigungssystem eingebaut ist.

Aus den genannten Gründen ist dieses Buch provokativ und anstößig. Nichts von Kirschblüten-Idylle und Kimono-Romantik. Anhänger einer heilen Männerwelt à la Madame Butterfly alias Crysanthème werden sich zu Recht angegriffen fühlen. Das Buch ist so ziemlich das Gegenteil einer apologetischen Erfolgsliteratur wie "Japan as Number One". Wer so radikal urteilt wie Frau Herold, wird sich allerdings auch die Frage gefallen lassen müssen, ob die Beschreibung der deutschen Verhältnisse nicht viel anders ausfallen würde?

Manchmal habe ich bei der Lektüre des Buches gedacht, daß es in ihm tatsächlich weniger um Japan geht als um die Frauenbewegung als solche. Dabei - und das finde ich den besonderen Wert dieses Buches - hat Frau Herold einen Quellen- und Erfahrungsschatz zu bieten, von dem andere nur träumen können.

Wer sich an den Stereotypen des deutschen Soziologenslanges der 70er Jahre stören will, hat dazu reichlich Gelegenheit. Ich habe das Buch mit Interesse und Gewinn gelesen.

CARL D. GOERDELER

24. Dezember 1981

Viel zu bescheiden bezeichnet

ANGELIKA ERNST, Japans unvollkommene Vollbeschäftigung, "Mitteilungen des Instituts für Asienkunde" Bd. 115

(Hamburg: Institut für Asienkunde) 1980, 523 S.

ihr Werk als eine "Studie" zur Beschäftigungsproblematik und -Politik Japans, wo es sich doch in Wahrheit um eine eindrucksvolle wissenschaftliche Arbeit handelt, die meines Erachtens die Qualität eines Standardwerkes hat. Offengestanden fehlt mir der kritische Abstand, der vermutlich nötig ist, um einer Besprechung dieses Buches gerecht zu werden. Es fiel mir leichter, über die eine oder andere species der reißerischen Enthüllungsliteratur ("Arbeitsstaat Japan") oder der lobhudelnden Hofberichterstattung ("Japan as No. 1") herzufallen, die die Regale der Japanliteratur füllen. Wer jedoch ernsthaft nach stichhaltigen Informationen, sachlicher Analyse und ruhiger Beschreibung zum Thema japanische Arbeitswelt sucht, dem sei dieses Buch zum Kauf empfohlen. Gegenstand sind in erster Linie, wie der Untertitel signalisiert, Arbeitsmarkt und Arbeitsmarktpolitik in Japan. Aber der Rahmen der Arbeitsbeziehungen, der sozialen Infrastruktur und die volkswirtschaftlichen Fundamente werden breit miteinbezogen, sodaß auch der an den allgemeinen Fragen interessierte Leser nicht zu kurz kommt.

Im ersten Hauptteil des Buches werden die Grundzüge des japanischen Arbeitsmarktes herausgearbeitet. Die durch eine Reihe von westlichen Autoren (Abegglen, Dore u.a.) aufgestellten Charakteristika des japanischen Beschäftigungssystems - lebenslange Anstellung, Senioritäts-Lohnsystem und Betriebsgewerkschaft - und ihre bekannten positiven Aspekte werden einer kritischen Prüfung unterzogen. "Kennern der japanischen Verhältnisse mag die vorliegende Darstellung bis zu einem gewissen Grad ins Negative verzerrt erscheinen", schreibt die Autorin. "Sie können zu Recht darauf hinweisen, daß im japanischen Beschäftigungssystem die Arbeitsplatzsicherheit größer ist als in anderen Ländern. Es gibt weite Bereiche, in denen eine Art Beschäftigungsgarantie gilt, durch die Stetigkeit und Stabilität in das Berufsleben der Japaner kommt. Die Unternehmen versuchen, eine

Personalpolitik ohne das Mittel der Entlassung zu betreiben. Auf Grund der Betriebsbezogenheit des Gewerkschaftssystems finden in den privaten Unternehmen keine destruktiven Arbeitnehmer-Arbeitgeber-Konfrontationen statt. Viele Arbeitnehmer können ihr zukünftiges Arbeitseinkommen recht gut voraussehen und dementsprechend ihr Leben einrichten. Die Sozialleistungen vieler Unternehmen gehen weit über das hinaus, was in westlichen Ländern üblich ist. Die Liste dieser und ähnlicher Stärken des japanischen Erwerbslebens ließe sich verlängern. Nur gelten all diese Vorzüge bei weitem nicht für die Mehrheit der Beschäftigten und Betriebe, und es sind eben die Bereiche der Schattenseite des Beschäftigungssystems, die hier im Vordergrund der Untersuchung stehen."

Zu den Schattenseiten gehört die Spaltung des Arbeitsmarktes in eine kleine Gruppe privilegierter Stammarbeiter und die Mehrheit der Lohnabhängigen, die unter wesentlich schlechteren Arbeitsbedingungen leben müssen; dazu gehören Personengruppen wie weibliche Arbeitnehmer, ältere Personen, ethnische und kulturelle Randgruppen und die Mehrzahl der Arbeitnehmer von kleinen und Kleinstbetrieben. Angesichts geringerer Zuwachsraten der japanischen Wirtschaft, einer sich abzeichnenden ungünstigen demografischen Bevölkerungsstruktur, die eine soziale Kostenlawine produziert, mehren sich die Zeichen, daß die als "traditionell" bezeichneten Charakteristika des japanischen Erwerbslebens - die, wie die Autorin nachweist, primär einen ökonomischen Hintergrund haben - abgebaut und verändert werden. Inwieweit die staatliche Beschäftigungspolitik wirksame Instrumente der Steuerung und Beeinflussung des Arbeitsmarktes in Japan entwickelt hat, versucht Frau Ernst im zweiten Teil ihres Werkes nachzugehen. Trotz vielfältiger Ansätze gibt es in Japan keine integrierte Beschäftigungspolitik. Die Ursachen sieht die Autorin in der relativ kurzen Geschichte staatlicher Arbeitsmarktpolitik, dem traditionellen Selbstverständnis einer Arbeitnehmer-Wohlfahrt, die z.B. die in Japan extrem große Gruppe der "Selbständigen" und Familienarbeitskräfte (also auch der unständig Beschäftigten und Klein-Gewerbetreibenden) außer acht läßt und in der fehlenden Kooperation der Arbeitsverwaltung mit den anderen staatlichen Behörden. Die Autorin beschränkt sich "angesichts der engen Anlage der japanischen Beschäftigungspolitik" zu Recht auf eine Darstellung der unmittelbaren Aufgaben des Arbeitsministeriums, seiner Institutionen und Programme, deren Ziele die aktive Gestaltung des Arbeitsmarktes sind.

In ihrer Prognose für die zukünftige Entwicklung legt sich Frau Ernst große Zurückhaltung auf. Sie schreibt: "Die Prognosedaten deuten darauf hin, daß sich die Problembereiche im japanischen Erwerbssystem in Zukunft eher ausweiten als einengen werden. Das Niveau der Arbeitslosigkeit wird selbst bei mittleren gesamtwirtschaftlichen Wachstumsraten nicht zurückgehen. Die Arbeitskräftenachfrage wird in den Sektoren am stärksten steigen, in denen der Anteil an instabilen Beschäftigungsverhältnissen überdurchschnittlich hoch ist (Baugewerbe, allgemeine Dienstleistungen). Bei den weiblichen Erwerbstätigen wird der Anteil von verheirateten Frauen mit Kindern, und d.h. tendenziell der Teilzeit- oder temporär Beschäftigten steigen. Das größte Problem dürfte die rapide Alterung des Arbeitspotentials stellen. Aber auch eine weitere Verschiebung des Bildungsaufbaus der Erwerbstätigen in Richtung höhere Qualifikationen wird nicht nur positive Folgen haben. Sie kann z.B. im Zuge der damit verbundenen vertikalen Substitution in der Arbeitsplatzbesetzung zu größeren Härten für die weniger leistungsfähigen "verdrängten" Erwerbspersonen führen. Die relative Zunahme von älteren Personen und von Akademikern würde bei unverändertem Lohnsystem die Arbeitskosten der Unternehmen empfindlich steigern. Nivellierungen in der Differenzierung der Arbeitseinkommen nach dem Alter und der Qualifikation sind mit Sicherheit zu erwarten. Zwar bedeutet dies noch keine Abschaffung des Systems der lebenslangen Beschäftigung, aber eine allmähliche Verwässerung deutet sich an.

Es wird einiger Phantasie und erheblichen politischen Geschicks bei den japanischen wirtschafts- und sozialpolitischen Institutionen bedürfen, um in Zukunft das Vollbeschäftigungsziel in quantitativer und qualitativer Hinsicht auch nur annähernd in dem Maße aufrechtzuerhalten, wie dies in konjunkturell ausgeglichenen Jahren in der Vergangenheit der Fall war".

Umfangreiche Statistiken unterstützen ihre Argumentation. Frau Ernst übernimmt die Angaben niemals ungeprüft, sondern macht Erhebungsmethoden und statistische Kategorien transparent. Sie benutzt eine Vielzahl von japanischen Quellen, wägt die Ergebnisse ab, kennt selbstverständlich die internationale und japanische Fachliteratur und setzt sich mit ihr argumentativ auseinander. Der kritische und offene Blick bleibt bewahrt, ohne daß sie in die arrogante Überheblichkeit deutscher Besserwisser verfällt. Sie vermeidet, wo möglich, den Jargon der Sozialexperten, benutzt unzweideutige Kriterien und klare

Definitionen. Es bleibt an diesem wissenschaftlichen Werk nichts auszusetzen - wenn nicht der Wunsch, Frau Ernst möge zu den nicht erschöpfend behandelten Feldern, Beziehungen von Unternehmen und Gewerkschaften und soziale Sicherheit mehr beitragen. Ich schreibe das mit dem Neid dessen, der sich nicht in der Lage sieht, als in der Botschaft für diese Gebiete Zuständiger in auch nur annähernd fachlicher Kompetenz Gleichwertiges zu Papier zu bringen. Das Buch von Frau Ernst ist das Beste, was über die japanische Arbeitswelt im Handel zu haben ist.

C. D. G.

3. September 1980

JOHANNES BARTH, Edo, Geschichte einer Stadt und einer Epoche Japans, "Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens" Bd. 76 (Tokyo: OAG) 1979, 588 S.

Wenn man sich durch dieses Werk von nahezu 600 Seiten gearbeitet hat, dann fühlt man sich nicht nur enzyklopädisch gebildet, was die politische und sozio-kulturelle Geschichte einiger Jahrhunderte dieses Landes betrifft, sondern man kann auch nicht mehr durch das heutige Tokyo gehen, ohne bei zahlreichen Ortsbezeichnungen und Tempelnamen daran erinnert zu werden, welche Art von Leben sich im alten Edo an der betreffenden Stelle abgespielt hat. Die inhaltliche Vollständigkeit und die verbale Anschaulichkeit dieses Lebenswerkes von Johannes Barth dürften so leicht nicht zu überbieten sein.

Für die beiden großen Abschnitte der Edo-Zeit ("Vorgeschichte und Ausbau der Tokugawa-Herrschaft", 1600-1680 und "Blütezeit und Niedergang der Tokugawa-Herrschaft", 1680-1868) und ihre Untergliederungen werden jeweils die politischen Institutionen, Handlungsweisen und Ereignisse einschließlich der Auslandskontakte mit der annalistischen Akribie eines Chronisten dargestellt, während die Ausführungen über Gesellschaftsstruktur und Lebensstil breiten Sittengemälden gleichen. Die (meist katastrophalen) wirtschaftlichen Verhältnisse der Regierung, der großen Lehnsherren bis zu den kleinen Samurai, der Bauern wie der einfachen bürgerlichen Schichten werden minutiös aufgerechnet und die Gründe für den Aufschwung des Handels einsichtig gemacht. Wissenschaften und Künste in ihrer Entwicklung zur Volkskultur sind nicht nur in den Hauptströmungen vorgestellt, sondern auch anhand von besonders hervortretenden Werken treffend charakterisiert, wobei allerdings die vielfach eingeschobenen Biographien konfuzianischer Philosophen sowie berühmter Literaten und Künstler den Fluß der Darstellung manchmal unterbrechen. Einzig die Religionen Japans mit ihrer wechselvollen Geschichte und ihrem so eigenartigen Verhältnis zueinander werden mehr von außen beschrieben, in ihrer sozialen Funktion, in ihren ausdrucksreichen Tempelfesten, in ihren Verfallserscheinungen, aber im Gegensatz zu der ausführlich behandelten konfuzianischen Philosophie nicht in ihrer inneren Vielgestaltigkeit von Lehre und Praxis. - Dieser Überblick zeigt

schon, daß zu einer kompetenten Besprechung des Werkes ein ganzes Team von Spezialisten der verschiedenen Gebiete der Japanologie erforderlich wäre, weshalb hier nur einige wenige Gesichtspunkte angeführt werden sollen.

Der Verfasser weiß die Objektivität historischer Darstellung mit psychologischem Einfühlungsvermögen bruchlos zu verbinden. Sein besonderes Interesse gilt den Bemühungen derer, die angesichts der Not des einfachen Volkes den Mut zur Kritik an Feudalfürsten und Shogunatsregierung aufbrachten, was meistens mit dem Leben bezahlt werden mußte, bis unter dem Shogun Yoshimune aufgeklärtere Zeiten anbrachen. An der unverzagten Heiterkeit und Lebenstüchtigkeit des Menschenschlages von Edo findet der Verfasser großes Gefallen. Dazu ein Beispiel: "Im 17. Jahrhundert waren die kleinen Angestellten der Daimyo, Chugen, der echte Typ des Edokko. Sie hatten nie Geld, liebten das Glücksspiel und Raufereien. Das ganze Jahr trugen sie keine andere Bekleidung als das Lendentuch und das Hanten, den kurzen Rock aus hartem Baumwollstoff, selbst bei der Bekämpfung von Feuersbrünsten. Nachts lagen sie alle nebeneinander auf den Strohmatten eines großen Wohnraumes, wobei ein langer Balken als gemeinsames Kopfkissen diente. Diesen schlug man morgens, um sie zu wecken, mit einem Holzhammer an." (S. 178)

Die Verwendbarkeit des Buches, das 1979 ohne Quellen- und Literaturverzeichnis erschienen war, so daß man den Inhalt nicht nachprüfen konnte, hat sich sehr gesteigert, seitdem die OAG 1981 einen Beiband herausgegeben hat mit einem ausgewählten Literaturverzeichnis, einem Index mit Personennamen, Buchtiteln und für die Epoche typischen Ausdrücken. Der 70 Seiten starke Beiband enthält außerdem ein Verzeichnis der im Buch vorkommenden Ausländernamen, die Korrektur einiger sachlicher Fehler und ein (in der Vorbemerkung eingeschränktes) Druckfehlerverzeichnis.

Wenn man das Glück hatte, von dem inzwischen verstorbenen Verfasser noch durch seine Bibliothek geführt worden zu sein, erscheint einem das Literaturverzeichnis recht dürftig, auch vermißt man die Unterscheidung in Quellen und wissenschaftliche Literatur. Leider ist der auf S. 259 sinnlos entstellte Name des historisch so bedeutsamen Visitators der japanischen Jesuitenmission, Valignano, trotz der Korrektur in meiner Besprechung von 1980, unkorrigiert in das Ausländer-Namenverzeichnis aufgenommen worden und so in dem Buch nicht zu identifizieren.

Von Interesse dürfte für Spezialisten der Edo-Epoche noch sein, daß das im Nachlaß des Verfassers befindliche Originalmanuskript etwa 100 Seiten länger ist und einige der im Hinblick auf die Druckkosten erforderlichen Streichungen dem Verfasser sehr bedauerlich erschienen. Für die Rezeptionsforschung von Nachteil ist es, daß an den Ausführungen über die Tätigkeit der Holländer in Japan und den Beginn der Einführung europäischer Wissenschaften gekürzt wurde. Es existiert aber ein Verzeichnis der für den Inhalt wichtigen fortgefallenen Stellen, so daß man sich gegebenenfalls Kopien erbitten kann.

Das Buch dürfte für Neuankömmlinge in Japan, die noch ohne Vorkenntnisse sind, zu anstrengend sein, ist aber zu empfehlen für Japanologiestudierende, die sich einen Überblick der Epoche verschaffen wollen, und ebenso für langjährige japanophile Japanresidenten.

PROF. DR. ELISABETH GÖSSMANN

4. September 1981

A. R. WEBER, *Kontorrock und Konsulatsmütze*
(Tokyo: OAG) Nachdruck 1981, 356 S.

Es geht mit diesem Klassiker unter den OAG-Büchern wie mit der OAG selbst: Sein altertümlicher Name läßt gar nicht erkennen, wieviel lebendige Frische in ihm steckt. Ein Klassiker: 1886 erschien es zum ersten Mal in Hamburg und war längst vergriffen, bis es die OAG in Tokyo 1939 und 1973 wieder auflegte. Jetzt gibt sie es erneut heraus, und es wird vielen unter Ihnen Freude machen, dies unterhaltende, anschauliche 300-Seiten-Buch wieder lesen (und verschenken) zu können. Aber es braucht, wie gesagt, etwas Publizität, weil es mit seinem Titel nicht sehr für sich selbst wirbt.

Das Buch ist der Erlebnisbericht eines jungen deutschen Pionier-Kaufmanns zwischen 1863 und 1878 in Japan. Er kam für die damals führende Handelsfirma Kniffler & Co. nach Yokohama und ging später nach Nagasaki. 26jährig gründete er seine eigene Firma und ließ sich als erster deutscher Kaufmann überhaupt in Niigata an der Japan-See nieder. Abenteuerliche Erlebnisse, kaufmännische Erfolge, aber auch viel Gefahr und Verdruß füllten diese Jahre.

Historisch ist die Zeit von besonderem Interesse. Der erste japanisch-preußische Vertrag von 1861 war soeben geschlossen und die Kontore westlicher Kaufleute in Yokohama erst gerade geöffnet; Niigata wurde sogar erst durch den Vertrag zwischen Japan und dem Norddeutschen Bund von 1867 zugänglich. 1868 brach das Shogunat zusammen, es gab in Japan einen heftigen "Nord-Süd-Konflikt" mit viel Fremdenfeindschaft. Der Übergang zum Meiji-Staat, im ganzen ein großartiges Erfolgsunternehmen, hatte im einzelnen doch manche traumatischen Seiten, und es ist hier eine seltene Stimme, die auch für das "Tokugawa-Bakufu" noch gute Worte findet.

Was sind unsere Vorgänger, diese Männer in "Kontorrock und Konsulatsmütze", für Leute gewesen? Davon gibt das Buch einen ganz dichten und anschaulichen Eindruck: Ziemlich rauhbeinige junge Leute, teils sehr lebenslustig, teils schon verkommen, im ganzen nicht sehr eindrucksvoll. Einige ragen heraus durch menschliche Noblesse, der erste Konsul von Brandt, der Firmenchef Kniffler, wohl auch der Autor. Aber er macht gar keinen Hehl daraus, daß seine Firma mit Waffen gegen Kämpfer handelt und ihre Erfolge auch daher bezieht, daß es ihr

am besten gelingt, im Verein mit den Zollbeamten die - übrigens niedrigen - Zölle zu umgehen.

Mit schweren Mängeln erscheint für das sonst rechtsstaatliche Bismarck-Preußen das Konsularwesen. Diese Wahlkonsuln sind zugleich Kaufleute und Zivil- und Handelsrichter, und zwar sogar in eigener Sache, was sie zu grober Rechtsbeugung verleitet. Man kann es den Japanern jener Tage nicht übelnehmen, daß sie diese Konsularjustiz verwünschten, aber das junge, nach Westen blickende Regime hielt die Hand darüber. Überhaupt erscheinen die Japaner auch bei Weber klug und höflich wie heute und in manchem gesitteter als die Europäer.

Man erfährt von diesen aber auch eindrucksvolle Dinge: Wie die Firmen ihre eigene Überland-Post einrichten, wie virtuos sie mit Währung und Wechselkursen umgehen, über Schneid und Selbsthilfe. Gute deutsche Tradition zeigt auch die Gründung des Klubs "Germania" in Yokohama, eine gemeinsame Initiative von Kaufmann und Konsul. Daß übrigens alle diese Leute selbstverständlich Japanisch sprechen, klingt nur durch die Zeilen.

Manches ist umwerfend komisch. Da wird ein neues Zollhaus von einem abgehenden Segler an der Kette einfach in den Hafen gekippt, da gibt es auf der winzigen Insel Dejima eine Hirschjagd zu Pferde, für letztere gefährlicher als für die Hirsche. Und bei einem Dinner wird als französische Spezialität nichts Geringeres angeboten als Schokoladensuppe mit gekochten Zwiebeln.

Das alles ist in einem zwar etwas altväterlichen, aber doch gepflegten und kurzweiligen Stil geschrieben. Alle Namen sind Pseudonyme, die im Anhang entschlüsselt werden. Übrigens hat der Verfasser, als Schriftsteller vielleicht glücklicher denn als Kaufmann, später noch ein weiteres Buch "Überseer daheim" geschrieben, das man gerne kennen würde.

Das eigentlich Erstaunliche ist ja, daß dies alles erst 120 Jahre her ist. Die Millionenstädte Yokohama und Nagasaki als kleine Faktoreien, der Fremde unterwegs seines Lebens nicht sicher, die Kaufleute im Kontorrock, die Konsuln mit der goldbetreßten Mütze. Aber so war es, und für die Geschichte von uns Deutschen in Japan ist es ein auf seine Weise unschätzbare Zeugnis.

DR. ULRICH JUNKER

24. November 1981

KURT SINGER, *Mirror, Sword and Jewel, The Geometry of Japanese Life*
(Tokyo: Kodansha) 1981, 174 S.

"The best book on Japan" schrieb die Japan Times in einer Besprechung dieses erstaunlichen Buches eines deutschen Autors in englischer Sprache, das 1946 in Sydney geschrieben, 1973 erstmals in England gedruckt und 1981 als Kodansha-Taschenbuch in Tokyo veröffentlicht wurde. Das Verdienst dafür liegt bei dem Senior der britischen Japanologie, Prof. Storry, St. Anthony's College, Oxford.

Superlative sind subjektiv, aber soweit würde ich zustimmen: Auch für mich ist es das eindringlichste, feinsinnigste Buch über Japan, das ich kenne, sehr klug, sehr kenntnisreich, sehr kultiviert in Inhalt und Ausdruck. Es ist kein leichtes Buch und sicher auch kein Buch für Japan-Neulinge, aber auch für Leser mit einigem Hintergrund voller neuer Beobachtungen und Formulierungen zu Gesellschaft und Kultur Japans. Deshalb verdient es unsere Aufmerksamkeit, gerade auch als Deutsche.

Denn, wie gesagt, Kurt Singer war Deutscher. Er kam als Dozent von Hamburg 1931 nach Japan mit einem geistigen Hintergrund, der für ganz andere Dinge geschult war: Klassische Philologie, Wirtschaftswissenschaften, Soziologie. Er dozierte hier acht Jahre, zuerst an der Todai, dann in Sendai, bis er, wegen jüdischer Abstammung auch in Japan unerwünscht, 1939 nach Australien umsiedeln mußte. In diesen acht Jahren drang er systematisch in Leben und Denkweise der Japaner so tief ein, daß er wirklich "dahinterkam". Das Manuskript entstand jedoch erst nach Kriegsende - Singer hatte inzwischen die britische Staatsangehörigkeit erhalten - und wurde erst lange nach seinem Tod durch einen seiner Freunde bekanntgemacht, der es 1970 der Universität Oxford anbot.

Es ist ein Buch, wie es heute nicht mehr geschrieben wird, nämlich im Stil klassischer deutscher Gelehrtentradition von Herder bis Spengler, mit sichtlichem Genuß aus einem Fundus breiter Bildung schöpfend und deshalb auch immer wieder zu ungewohnten Verknüpfungen und Vergleichen imstande.

Dies alles ist ein intellektuelles Erlebnis; aber hat denn ein Buch aus dem Japan der dreißiger Jahre heute noch so viel Relevantes zu sagen,

um als Taschenbuch zu gehen? Das gerade behauptet der Herausgeber: Die Züge des Japanischen, die Singer herausarbeitet, seien auch die Züge des heutigen Japan.

Nun liegt dies teilweise daran, daß in diesem Buch das japanische Wirtschaftsleben nicht vorkommt - und das von einem Wirtschaftsdozenten der Todai - mit Ausnahme der bemerkenswerten Feststellung, daß das Japanische kein authentisches Wort für "economy" habe. Und auch das politische Leben bleibt fast unerwähnt, wieder mit einer bemerkenswerten Ausnahme: Japans lebende Verfassung sei weit verschieden von der geschriebenen und habe keine westlichen oder östlichen Vorbilder (S. 56), der abstrakte Begriff von Rechten und Pflichten sei hier fremd, angebliche und wirkliche Autorität fielen weit auseinander, die Verantwortlichkeit sei daher nicht klar zu bestimmen, und politische Entscheidungen fielen in allen Lebensbereichen nicht nach Prinzipien, sondern von Fall zu Fall und blieben fluide - anfechtbar, aber interessant.

Der Kern des Buches sind jedoch zwei Abschnitte über die japanische Gesellschaft: Eine Gruppe sozialpsychologischer Kapitel und eine weitere über die japanische Kultur. Sie werden nicht alle Leser gleich ansprechen, mir haben die ersteren mehr gegeben, aber auch die letzteren waren lehrreich und anregend.

Um einige Aussagen herauszugreifen: Die japanische Gesellschaft, sagt Singer, sei im Grunde keine städtische Gesellschaft wie die europäische, in der die öffentlichen Angelegenheiten in öffentlicher Diskussion kontrovers debattiert und entschieden würden, sondern sie funktioniere nach den Geboten der kleinen Gruppe ("The law of small numbers", S. 75ff.), nämlich der spontanen Solidarität des "wir", die sich nur in kleinen Gruppen bilde.

Deshalb hätten Japaner eine instinktive Abneigung gegen Vereinigungen großen Stils, und auch gegen große Konferenzen, denn ihr natürliches Talent liege im Mann-zu-Mann-Gespräch. Oder (S. 39): Japaner akzeptierten die Beherrschung kraft überlegener Willensstärke; aber sie seien besonders empfindlich gegen den Geruch des Verfalls, und wo sie ihn spürten, schlugen sie zu - z.B. auf das Empire im Pazifischen Kriege.

Sehr diskutierenswert (S. 37): Die so männlichen Japaner trügen ausgeprägt weibliche Züge, wie die Bereitschaft zur Verschleierung und das Eingehen auf den Gesprächspartner. Das Eigentliche des Japaners

werde durch die Mutter repräsentiert, nicht durch den stets übergeschäftigen, selbstzentrierten Mann.

Die japanische Kultur suche nicht die große Schöpfung, sondern die große Dauer (S. 103); sie sei nicht aristokratisch, sondern im Alltagsleben beheimatet und ohne Kontrast zu ihm.

Es ist in diesem Stil eine Fülle kluger Beobachtungen vorhanden, über Erziehung, soziale Sitten, Kunst und Geschichte. Jedoch scheint es mir als Porträt des heutigen Japans noch zu idyllisch, es fehlen Antworten auf viele, auch grob unharmonische Züge, die die japanische wie jede Industriegesellschaft trägt.

Sollte man das Buch ins Deutsche übersetzen? Wert wäre es gewiß, aber mir scheint, es wird die verdiente Anerkennung auch in seiner sehr kultivierten englischen Sprachfassung finden. Fragen darf man dagegen, was eigentlich die übrigen Teile des 300 Seiten-Manuskripts enthalten, die irgendwo in Oxford schlummern. Wir haben diese Frage dem Herausgeber gestellt, als er kürzlich in Tokyo war - er wird ihr nachgehen.

Das beste Buch über Japan? Vielleicht das Buch mit dem größten Tiefgang in den geistigen Habitus der Japaner. Ich gehöre zu denen, die meinen, das wirklich beste Buch über Japan sei noch nicht geschrieben, und in der Zwischenzeit immer noch Reischauers "The Japanese" dafür halten.

U. J.

1. Oktober 1982

JAMES W. MORLEY, Hrsg. Japan's Road to the Pacific War. The Fateful Choice. Japan's Advance into South-east Asia, 1939-1941. Selected Translations from Taihei-yô senso e no michi: kaisen gaikô shi. (New York: Columbia University Press) 1980, XI, 366 S.

Hiermit liegt der zweite von insgesamt fünf geplanten Bänden mit Teilübersetzungen aus dem japanischen Sammelwerk "Der Weg in den Pazifischen Krieg" vor, der erste Band der Übersetzungen erschien unter dem Titel: James W. Morley (Hrsg.): Japan's Road to the Pacific War. Deterrent Diplomacy. Japan, Germany, and the USSR 1935-1940. New York, Columbia University Press 1976 (s. auch die Besprechung in "Nachrichten" der OAG, Bd. 124, 1978, S. 66-68). Die ausgewählten Abschnitte, die den Bänden 5, 6 und 7 der Originalausgabe entstammen, wurden von Hosoya Chihiro, Nagaoka Shinjirô, Hata Ikuhiko und Tsunoda Jun verfaßt. Sie wurden von Peter A. Berton und Robert A. Scalapino übersetzt und mit einer Einleitung versehen; ein kleiner Dokumentenanhang ergänzt das Werk.

Die Beiträge befassen sich mit dem Abschluß des japanisch-sowjetischen Neutralitätsvertrages vom 13.4.1941 und Japans Expansionspolitik in Südostasien 1940/41. Beide Ereignisse standen in einem engen Zusammenhang miteinander, da sie den jahrelang umstrittenen Beschluß widerspiegeln, nicht nach "Norden" - d.h. auf Kosten sowjetischen Territoriums - auszugreifen, sondern nach "Süden" zu expandieren und sich der von den westlichen Kolonialmächten beherrschten Gebiete zu bemächtigen. Diese "verhängnisvolle Entscheidung", die der englischen Ausgabe des Werkes den Titel gab, stand in enger Beziehung zu den Ereignissen in Europa: Hitler hatte im August 1939 mit Stalin einen Nichtangriffspakt geschlossen und damit in Tokyo die Hoffnung auf ein deutsch-japanisches Bündnis gegen die UdSSR zerstört. Der deutsche Sieg über Holland und Frankreich im Frühjahr 1940 sowie die vermeintlich bevorstehende Niederlage Englands erweckte in Japan die Erwartung, mit geringem Einsatz die geschlagenen Mächte in Südostasien beerben zu können. Eine Neutralisierung der USA versprach man sich von dem im September 1940 mit Deutschland und Italien abgeschlossenen Dreimächtepakt.

Die vorliegende Arbeit erschüttert das stereotype Vorurteil, die

Armee habe die japanische Vorkriegspolitik allein diktiert und in Außenminister Matsuoka Yôsuke einen ebenso willigen wie energischen Erfüllungsgehilfen gefunden. In Wirklichkeit wurde der Streit um eine gemäßigte oder radikale Linie durch langwierige Kämpfe innerhalb der einzelnen Machtgruppen - vor allem Heer, Marine und Außenministerium - ausgetragen und schließlich wurde der politische Kurs gemeinsam festgelegt. Das Werk bietet aufschlußreiche Einblicke in den japanischen Entscheidungsprozeß und die inneren Machtkämpfe des Kaiserreiches, ist aber auf vielen Gebieten - wie schon der erste Band der englischen Ausgabe - weitgehend überholt, da es den Forschungsstand der frühen sechziger Jahre wiedergibt. Die Lücken wurden auch von den Herausgebern nicht voll aufgearbeitet. Die Motive Matsuokas und der japanischen Oligarchie allgemein für ihren sprunghaft anmutenden Kurs werden daher innerhalb des komplizierten Geflechts der Beziehungen zu China, Deutschland, Amerika und der UdSSR nicht klar. Die beherrschende Vision, die Schaffung eines japanisch-deutsch-italienisch-sowjetischen Viermächteblocks gegen die angelsächsischen Mächte gewinnt dabei überhaupt keine Konturen. Dieses Projekt scheiterte, als Hitler im Juni 1941 die UdSSR überfiel und damit die Grundlage von Matsuokas Außenpolitik zerstörte. Der japanische Außenminister forderte zwar einen sofortigen Kriegseintritt gegen die Sowjetunion - und vollzog damit einen Kurswechsel um 180 Grad - doch entschied die politische Führung, erst bei einem sich abzeichnenden Zusammenbruch Rußlands einzugreifen und bis dahin die militärischen Vorbereitungen voranzutreiben. Ohnehin wurde der isolierte Matsuoka wenig später wegen seiner Opposition gegen die Ausgleichsverhandlungen mit den USA gestürzt, doch sind diese Ereignisse nicht Thema des vorliegenden Bandes.

Der zweite Teil der Werke befaßt sich mit Japans Politik gegenüber Südostasien. Die Verbindung vom China-Konflikt über die Expansion in Südostasien bis zum Angriff auf Amerika war schwer zu durchbrechen, schien doch eine Ausweitung des Krieges eine Gesamtlösung von Japans Problemen zu bieten. Im September 1940 hatten die USA wegen des japanischen Druckes auf Französisch-Indochina und Niederländisch-Indien ihr bereits bestehendes Exportverbot gegenüber Tokyo auf eine Reihe von neuen Warengruppen wie Flugzeugmotoren und Schrott erweitert. Die Rolle, welche diese Maßnahmen und das "Damoklesschwert" in Form eines drohenden Ölembargos als Verstärkung des japanischen Expansionsdruckes

zwecks Sicherung von Rohstoffbasen spielte, wird in dem Werk nicht ausreichend klar.

Niederländisch-Indien gewährte im Vertrauen auf den amerikanischen Schutz in den von Tokyo erzwungenen Wirtschaftsverhandlungen dem Kaiserreich nicht die gewünschte Erweiterung des Warenaustausches, insbesondere in Bezug auf Öllieferungen. Wirtschaftlich weniger bedeutend, aber geographisch näher und für die siegreiche Beendigung des China-Krieges entscheidender war Französisch-Indochina, das für Chiang Kai-shek die wichtigste Versorgungsroute bildete. Unmittelbar nach der französischen Kapitulation in Europa vom Juni 1940 mußte Frankreich auf massiven japanischen Druck hin die Grenze zwischen Indochina und China schließen und drei Monate später dem Kaiserreich Stationierungsrechte in Nord-Indochina gewähren sowie die Benutzung von Flugplätzen gestatten. Als Japan aber Ende Juli 1941 auch Süd-Indochina besetzte, konnte es diesen Schritt nicht mehr mit den Notwendigkeiten des China-Krieges begründen, sondern hatte sich eindeutig die Ausgangsbasis für eine weitere Expansion in Südostasien schaffen wollen. Die USA, England und Holland reagierten darauf mit der Einfrierung japanischer Guthaben und einem Wirtschaftsboykott, der die Einstellung von Öllieferungen einschloß. Derartig massive Reaktionen hatte Tokyo jedoch nur für den Fall einer Besetzung Niederländisch-Indiens erwartet. Unfähig, eine verfehlte Politik ohne Gesichtverlust rückgängig zu machen, und in der Gefahr, angesichts des Ölbedarfs wirtschaftlich und militärisch "auszutrocknen", schien nur noch die Flucht nach vorn übrig, der Krieg mit den USA.

In den verschiedenen Beiträgen wird deutlich, daß in Gegensatz zu der jahrzehntelang in der Geschichtswissenschaft herrschenden Ansicht die Marine eine sehr aktive Rolle in der Expansionspolitik und an der Konfrontation mit den Westmächten gespielt hatte. Durch bedauerliche Kürzungen der Originalartikel aber wird nicht klar, daß diese Politik bereits seit Anfang der dreißiger Jahre systematisch betrieben worden war. Die Marine hatte sogar, um schrittweise immer weiter nach Süden ausgreifen zu können, daran mitgewirkt, 1937/38 einen Friedensschluß mit China zu verhindern. Die auszugsweise Übersetzung der älteren Arbeiten sollte daher Ansporn zu weiteren Untersuchungen sein.

G. K.

28. Dezember 1982

WOLFGANG MICHALKA, Ribbentrop und die deutsche
Weltpolitik 1933–1940. Außenpolitische Konzeptionen
und Entscheidungsprozesse im Dritten Reich
(München: Wilhelm Funk) 1980, 371 S.

Nachdem das in der Geschichtsschreibung der fünfziger Jahre entstandene Bild Ribbentrops als eines "Sklaven" Hitlers und taktlosen Amateur-Diplomaten bereits vor Jahren erschüttert worden war, liegt nun endlich eine gründliche Studie über den ehemaligen Reichsaußenminister (1938–1945) vor. Der einer Offiziersfamilie entstammende Ribbentrop erwarb in langen Auslandsaufenthalten ausgezeichnete französische und englische Sprachkenntnisse, legte einen beruflichen Weg vom Bauarbeiter zum erfolgreichen Import-Export-Kaufmann zurück und errang im Ersten Weltkrieg den Rang eines Oberleutnants. Politisch dem bürgerlich-nationalen Lager mit einem liberalen Einschlag zugehörig, spielte er eine wichtige Rolle als Vermittler bei den Verhandlungen konservativer Kreise mit den Nationalsozialisten, deren Ergebnis am 30. Januar 1933 die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler war. Als Sonderbeauftragter für Abrüstungsfragen, als erfolgreicher Unterhändler beim Zustandekommen des spektakulären deutsch-englischen Flottenabkommens (1935) und als Botschafter in London (1936/37) diente er dem neuen Regime schon vor seiner Ernennung zum Außenminister in wichtigen Funktionen.

Mit Hitler und dem Nationalsozialismus verband Ribbentrop der Kampf gegen das Versailler System, das Streben nach einer erneuten Hegemonialstellung Deutschlands und die Furcht vor dem Kommunismus. Gleichzeitig aber unterschied er sich in einer Reihe von Punkten deutlich von den Anschauungen seines "Führers". So sah Ribbentrop z.B. in Frankreich nicht den "Erzfeind" und prinzipiellen Gegner der deutschen Ostraumpolitik, sondern - in der Nachfolge Stresemanns - den künftigen Partner, mit dem schon deshalb ein Ausgleich gefunden werden mußte, da sonst das erklärte Programm Hitlers undurchführbar wäre: Ein enges deutsch-britisches Verhältnis zur Basis der europäischen Politik und der deutschen Ostexpansion zu machen. Ferner war die Forderung nach Kolonialbesitz, die für Hitler nur als taktisches Mittel zur Erpressung der Westmächte diente, von Ribbentrop, dessen Anschauungen im Wilhelminischen Kaiserreich und im

Revisionismus der Weimarer Zeit verwurzelt waren, durchaus ernst gemeint. Außerdem zeigte sein Antikommunismus im Gegensatz zu dem des "Führers" nur defensiven Charakter und implizierte nicht das Ziel, die UdSSR durch einen antibolschewistischen Kreuzzug zu vernichten. Auch war Ribbentrop, der stets vom Standpunkt der Nützlichkeit aus argumentierte und handelte, frei von dem krankhaften Antisemitismus und dem Rassenwahn des Dogmatikers Hitler. Seine vorurteilsfreie Haltung gegen andere Völker führte u.a. dazu, daß er jahrelang eine enge Bindung an die "gelben" Japaner suchte. Das fernöstliche Kaiserreich, das ebenso wie Deutschland und Italien eine revisionistische Politik verfolgte, bot sich daher als Partner an, zunächst gegen die UdSSR und später gegen England.

Michalka zeichnet Ribbentrops politische Auffassungen nicht nur im Vergleich zu denen Hitlers nuanciert nach, sondern auch zu den Programmen anderer Machtgruppen, die z.B. durch Hjalmar Schacht, Hermann Göring, Joseph Goebbels und die Beamten des Auswärtigen Amtes vertreten wurden. Diese Gegenüberstellung bildet wohl die beste und prägnanteste Analyse, die dieses Thema jemals erfahren hat.

Worin lag nun der Einfluß, den Ribbentrop auf Hitler und damit auf die deutsche Außenpolitik ausübte? Überzeugend weist Michalka nach, daß verschiedene Versuche zu einem Ausgleich mit Frankreich darauf zurückzuführen sind. Fraglich dagegen ist, ob Ribbentrop wirklich für die in zunehmendem Maße antibritische Politik Hitlers seit 1937/38 verantwortlich zu machen ist. Dem "Führer" dürfte allmählich auch allein die Einsicht gekommen sein, daß England nicht tatenlos die Vorherrschaft Deutschlands über den gesamten europäischen Kontinent einschließlich einer - als "Schaffung neuen Lebensraumes" verbrämten - Zerschlagung und Beherrschung des russischen Riesereiches hinnehmen würde. Die Annäherung Deutschlands an Japan dagegen, die ihre spektakulärsten Höhepunkte im Antikominternpakt (1936) und im Dreimächtepakt (1940) fand, war fast ausschließlich auf die Initiative Ribbentrops zurückzuführen. Das galt auch für den Hitler-Stalin-Pakt vom August 1940, in dem der Außenminister die Krönung seiner Tätigkeit sah. Dieses Abkommen hatte es ermöglichen sollen, Polen zu zerschlagen und die Westmächte zur Neutralität zu zwingen. Bildete jedoch die Annäherung an Moskau für Ribbentrop die Basis einer langfristigen Konzeption im Sinne der Bismarckschen Rußlandpolitik, so war sie für Hitler nur ein kurzfristiges Manöver. Als sich die Hoffnung auf eine Neutralisierung der Westmächte als Illusion

erwies und England nicht in die Knie gezwungen werden konnte, suchte Ribbentrop seine Idee mit der Bildung eines gegen die angelsächsischen Seemächte gerichteten deutsch-italienisch-sowjetisch-japanischen Viermächteblockes zu erweitern, dem er nach dem Sieg im Westen 1940 auch noch Frankreich und Spanien hinzuzufügen gedachte. Dieses Konzept, das ohnehin durch die Sonderinteressen der anvisierten Partner kaum zu verwirklichen war, wurde durch Hitlers Entschluß zum Angriff auf die UdSSR endgültig vom Tisch gefegt.

Trotz aller Verdienste kann man Michalkas Studie kein uneingeschränktes Lob erteilen. Zunächst ist zu bemängeln, daß die Untersuchung nicht bis 1945 weitergeführt wurde. Sie endet praktisch mit 1939 und bietet für 1940 nur noch ganz kurze Ausblicke. Die Begründung des Autors, die Jahre 1940/41 seien in der Geschichtsschreibung ausreichend behandelt und die Zeit danach sei "von geringer Bedeutung", überzeugt nicht. Zur Analyse der nationalsozialistischen Herrschaftsstruktur und der deutschen Außenpolitik dürfte auch die Ära von Ribbentrops "Scheitern" aufschlußreich sein. Welche Haltung nahm z.B. der Außenminister gegenüber der Idee eines Sonderfriedens mit der UdSSR oder mit den Westmächten ein? Wie nutzte er seine guten Kontakte zu Japan, um auf eine gemeinsame Politik und Kriegführung hinzuwirken? Außerdem dürfte Michalka in seinem Schlußurteil zu weit gehen, die deutsche Außenpolitik sei nicht von Hitler allein diktiert worden, sondern sei pluralistisch geprägt gewesen. Er widerlegt sich in seiner Analyse eigentlich selbst: Ribbentrop besaß - wie viele andere Politiker im NS-Staat auch - zwar ein Vorschlagsrecht, doch entschied der "Führer" jederzeit monokratisch. Hitler machte sich gelegentlich die Ideen seiner Untergebenen aus taktischen Gründen zu eigen, doch konnte ihn von seinem Endziel, dem ideologisch und rassistisch motivierten Krieg gegen den "jüdischen Bolschewismus", niemand abbringen.

Im Gegensatz zu der von Michalka gezeigten Gründlichkeit steht die vernachlässigte Behandlung der Beziehungen zu Tokyo, obwohl Japan für Ribbentrop einer der wichtigsten Partner war. Der Autor stützt sich vor allem auf das immerhin schon 20 Jahre alte Werk von Theo Sommer (Deutschland und Japan zwischen den Mächten 1935-1940. Tübingen 1962). Dieser Mangel ist allerdings nicht allein Michalka anzulasten, sondern der deutschen Geschichtsschreibung allgemein, die auf die Verarbeitung japanischer Quellen verzichten zu können glaubt und keine ausreichenden Vorstudien geliefert hat. Ein völliges Fehlurteil

besteht z.B. darin, vom "Nichtreagieren" der Kaiserlichen Regierung auf das deutsch-italienische Bündnisangebot von Anfang 1939 zu sprechen. In Wirklichkeit tagte das Innere Kabinett in Tokyo über 70 mal wegen dieser Angelegenheit und riskierte wegen der inneren Gegensätze seinen Sturz. Daß die Gegenvorschläge die Regierungen der Achsenmächte nur mit Verzögerung und nur bruchstückhaft erreichten, lag daran, daß sie von den Botschaftern in Rom und Berlin eigenmächtig abgeändert und z. T. gänzlich unterschlagen wurden. Mit japanischen Dokumenten läßt sich der Verlauf fast lückenlos belegen. Dasselbe gilt für die - ab Anfang März 1939 nachzuweisende - Politik Ribbentrops, japanische Diplomaten über die sich anbahnende deutsch-sowjetische Annäherung zu unterrichten. Zunächst wohl nur als Warnung gedacht, um die Bündnisverhandlungen zu beschleunigen, gingen diese - dem Autor unbekannt - Unterredungen in die Agitation zur Bildung eines Kontinentalblocks unter Einschluß der UdSSR über.

Auch Ribbentrops Politik gegenüber den USA wird zu kurz abgehandelt. Zwar weist Michalka bereits für 1937 die Überzeugung Ribbentrops nach, Amerika würde sich letzten Endes wieder auf die Seite Englands stellen, aber die praktischen Konsequenzen, die der Außenminister daraus zog, bleiben unklar und unvollständig. In Wirklichkeit sah er schon Anfang 1939 in dem angestrebten Bündnis mit Japan ein Mittel zur Neutralisierung der USA, das er dann später, im September 1940, mit dem Abschluß des Dreimächtepaktes gefunden zu haben glaubte. Auch das läßt sich ausschließlich mit japanischen Quellen belegen.

G. K.

24. Februar 1983

BEN-AMI SHILLONY, *Politics and Culture in Wartime Japan* (Oxford: Oxford University Press) 1981.

EDWARD J. DREA, *The 1942 Japanese General Election: Political Mobilization in Wartime Japan*, International Studies, East Asian Series Research Publication No. 11 (Lawrence/Kansas: University of Kansas, Center for East Asian Studies) 1979.

Shillony zeichnet im Gegensatz zu der in der Historiographie gängigen Ansicht ein differenzierteres Bild von Japan während des Pazifischen Krieges. Er kommt zu dem Schluß, das Kaiserreich sei zwar ein autoritärer Staat gewesen, doch habe sich die Regierung sehr viel gemäßiger gezeigt als in den Diktaturen Deutschlands, Italiens, Kuomintang-Chinas und der UdSSR. Kein Individuum und keine Institution hätten über ein Machtmonopol verfügt. Dafür seien die gleichen Eliten verantwortlich gewesen, welche die Errichtung einer wahren Demokratie verhindert hätten: Das Kaiserhaus mit seinen Beamten und Ratgebern, die konservative Bürokratie, Parlamentarier und Journalisten. Auch die allgemein herrschenden Wertvorstellungen und Verhaltensweisen, besonders das Streben nach Harmonie und das Prinzip der Gruppenentscheidungen, hätten dabei eine entscheidende Rolle gespielt.

Premierminister Tōjō (1941-44) war trotz seiner Ämterhäufung und trotz des Rückhalts, den er als General in der Armee besaß, kein unumschränkter Diktator. Er konnte sich nicht einmal - wie in früheren Konflikten üblich - auf ein Kriegs- oder Ausnahmerecht stützen. Auch verfügte er über keine Massenbasis, deren von der Armee mehrmals in Angriff genommene Bildung durch das Innenministerium verhindert worden war. Außerdem konnte sich die Regierung auf keine einheitliche Geheimpolizei stützen: Die "kempei" des Militärs und die "tokkō" des Innenministeriums waren zahlenmäßig schwach besetzt und in ihrer Arbeit wenig effektiv. Sie bekämpften zwar mit Übereifer Kommunisten und Pazifisten, waren aber völlig machtlos gegenüber dem Personenkreis, von dem die wahre Opposition gegen das Kabinett Tōjō ausging, den "älteren Staatsmännern" (jūshin) um den Thron, die sich um den ehemaligen Premier Konoe scharten und ihren Einfluß durch

eine Koalitionsbildung mit hohen Bürokraten, Marineoffizieren, Parlamentariern, Intellektuellen und inaktiven Heeresoffizieren erweitern.

Die Überlebenschancen des Kabinetts waren nach wie vor abhängig von der Fähigkeit des Premiers, einen Konsens mit den anderen Eliten zustandezubringen. Dazu gehörte auch das Parlament, das weiterhin für Gesetzgebung und Budgetbewilligung zuständig war. Allerdings war der Widerstand der Parlamentarier schwach, da sich diese allgemein um eine "patriotische" Haltung bemühten.

Die Opposition gegen Tōjō begann eigentlich schon 1942 und wuchs ständig an. Wegen der katastrophalen militärischen Lage wurde die Stellung des Premiers im Juli 1944 schließlich unhaltbar. Die "jūshin" entzogen ihm das Vertrauen und empfahlen dem Kaiser einen neuen Kabinettschef. Tōjō reihte sich unverzüglich in die Gruppe seiner ehemaligen Gegner ein, die Ex-Premiers und Ratgeber des Kaisers. Wie Shillony bemerkt, handelte es sich um den einzigen Regierungswechsel in den kriegführenden Nationen, der ohne Gewalt, Umsturz und Vergeltung vor sich ging. Auch andere Regierungsämter und Spitzenpositionen in den Streitkräften wurden während des Pazifischen Krieges ohne größere Reibereien umbesetzt.

Die Opposition gegen Tōjō war in etwa identisch mit der Bewegung für einen Friedensschluß mit den angelsächsischen Mächten. Wegen des komplizierten und zeitraubenden japanischen Entscheidungsprozesses aber verging bis dahin noch über ein Jahr, wurden zwei Kabinette verschlissen, fielen die Atombomben auf japanische Städte und trat die UdSSR in den Pazifischen Krieg ein. Die Kapitulation erfolgte schließlich - gegen den anfänglichen Widerstand der Armee hauptsächlich durch das Prestige des Kaisers. Für diese Friedensversuche hat Shillony leider die veröffentlichten Quellen und Abhandlungen (insbesondere die Publikationen von Itō Takashi) nicht voll ausgeschöpft. Weiteres Material wurde nach Abschluß seiner Arbeit veröffentlicht, so daß sich hier ein großes Betätigungsfeld für künftige Untersuchungen bietet. Bedauerlich ist auch, daß Shillony nicht die Verbindungslinien zum Japan der Nachkriegszeit zieht. Wie weit waren z.B. die Reformen der Besatzungszeit, die Etablierung der Demokratie und die Ausrichtung der Außenpolitik durch die Koalitionsbildungen der Vorkriegszeit und der Kriegsjahre - insbesondere durch Kaiserhof, Bürokratie, Parlamentarier und Industrie - vorbereitet worden?

Der chronologischen Abhandlung in Shillonys Werk folgen eine

Reihe von Exkursen, die sich mit der Presse, der Haltung der Intellektuellen, der Unterdrückung von Dissidenten sowie dem Widerspruch von bereits stattgefundenen Verwestlichung und dem Bemühen um Ausschaltung westlicher Einflüsse befassen. Dabei wird deutlich, wie oft zwei Seelen in einer Brust wohnten. Es verschwimmen die Grenzen zwischen Liberalismus und Nationalismus, zwischen Bewunderung für den Westen und panasiatischer Kreuzzugsstimmung, ja sogar zwischen Sozialismus und Rechtsradikalismus.

Shillony weist nach, daß sich die Presse trotz der bestehenden Zensur zwischen den Zeilen - und gelegentlich sogar offen - ein bemerkenswertes Maß an Kritik erlaubte. Regimegegner wurden im Vergleich zu anderen autoritären Staaten relativ milde behandelt. So wurden während der gesamten Kriegszeit nur zwei politische Todesurteile gefällt, und zwar an den überführten Spionen Richard Sorge und Ozaki Hotsumi. Der Autor muß allerdings einräumen, daß Hunderte von Regimegegnern durch Mißhandlungen und Unterernährung sowie durch feindliche Luftangriffe ums Leben kamen, denen sie in böswilliger Absicht ausgesetzt worden waren.

Wie sehr die allgemeine Hexenjagd auf Japans "Feinde" vom Ausland beeinflusst war, zeigt der abschließend behandelte Antisemitismus. In Japan gab es eigentlich kaum Juden, bzw. fielen sie innerhalb der ausländischen Kolonie kaum auf. Nennenswerte Zahlen fanden sich dagegen in der unter japanischer Herrschaft stehenden Mandschurei und in Schanghai. Der unter Offizieren, Nationalisten und Publizisten anzutreffende Antisemitismus war hauptsächlich durch die Propaganda von Weißrussen und durch das nationalsozialistische Deutschland hervorgerufen worden. Shillony hätte allerdings wohl auch christliches Gedankengut als Quelle anführen müssen. Falsch ist übrigens seine Ansicht, nur zweitrangige Politiker hätten sich antisemitischer Propaganda schuldig gemacht. Vielmehr sahen z.B. auch Hiranuma Kiichirō und Konoe Fumimaro, zwei der einflußreichsten Staatsmänner, die Juden als treibende Kraft hinter dem Kommunismus an, machten sie verantwortlich für das Chaos in der Welt und beschuldigten sie einer "internationalen Verschwörung".

Bezüglich der japanischen Staatsstruktur kommt Edward J. Drea in seiner zwei Jahre älteren Studie über die Unterhauswahlen von 1942 zu ähnlichen Schlüssen wie Shillony. Die Historiker hatten diese vermeintlichen "Scheinwahlen" bisher keiner intensiveren Untersuchung gewürdigt. Die Abgeordneten, zumindest soweit sie seinerzeit von der

Regierung "empfohlen" und deshalb später von den Besatzungsbehörden bis 1952 von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen worden waren, hatten ebenfalls geschwiegen, um nicht ihrer Karriere zu schaden.

Bereits im Oktober 1940 waren alle politischen Parteien aufgelöst und durch die "Gesellschaft zur Unterstützung der Kaiserlichen Herrschaft" (Taisei Yokusankai) ersetzt worden, die aber keine totalitäre Einheitspartei darstellte, sondern ein Konglomerat der verschiedensten politischen Gruppierungen. Die Zielsetzung der "Gesellschaft", in der die Vertreter der ehemaligen Parteien eben nur neben anderen Eliten vertreten waren, blieb unklar und umstritten; eine straffe Führung wurde nie erreicht.

Prinzipiell sah sich das Kabinett Tōjō unter der sakrosankten Meiji-Verfassung den gleichen Problemen wie seine Vorgänger gegenüber: Sich von der Bevölkerung durch Wahlen legitimieren zu lassen, damit die notwendigen Gesetzesvorlagen das Unterhaus reibungslos passieren konnten. Zusätzlich waren die Wahlen von 1942 als Manifestation der geeinten Heimatfront für die Unterstützung der Kriegsanstrengungen gedacht. Um ein Ergebnis in ihrem Sinne zu erleichtern, setzte die Regierung einen Ausschuß ein, der als "geeignet" angesehene Kandidaten empfahl. Dabei mußte sie paradoxerweise in vielen Fällen auf prominente ehemalige Parteipolitiker zurückgreifen, um nicht durch Niederlagen in allzu vielen Wahlkreisen das Gesicht zu verlieren. Die empfohlenen Kandidaten, die schließlich ca. 80% der Unterhausitze errangen, waren gegenüber den Unabhängigen klar im Vorteil. Sie erhielten Geldzuwendungen und wurden in den Kampagnen der Polizei geschont. Deren Eingriffe aber, so Drea, gingen schließlich auch gegenüber den Unabhängigen nicht über das bei früheren Wahlen "übliche" Maß hinaus.

Entscheidend für einen Erfolg bei dem Urnengang war letztlich der Rückhalt, den ein Kandidat in seinem Wahlkreis besaß. Die Fluktuation war nicht wesentlich höher als in früheren Wahlen. Das Unterhaus behielt seine Unabhängigkeit und bewahrte seine kritische Haltung gegenüber dem Kabinett in überraschendem Maße. Auch die Regierung Tōjō mußte sich an die geltenden Gesetze halten, so daß keineswegs ein "faschistisches", "totalitäres" oder "diktatorisches" Regime durch die Wahlen ermöglicht worden war. Vielmehr blieb der alte Pluralismus bestehen. Dadurch sah sich die Regierung der Kritik von zwei Seiten ausgesetzt: Liberale Kreise warfen ihr oft "diktato-

rische" Absichten vor, die Radikalen dagegen griffen das Kabinett als Bewahrer des Status quo an.

Trotz seiner Gründlichkeit und seines Mutes zur Beseitigung alter Vorurteile enttäuscht der Autor in einem Punkt. Im Vorwort bezeichnet er die Wahlen von 1942 als Brücke zur Nachkriegszeit, da vier spätere Premierminister seinerzeit erfolgreich kandidiert hätten und noch heute eine Reihe der alten Abgeordneten im Unterhaus vertreten seien. Dieses Thema wird leider nicht wieder aufgegriffen, und die Frage der "Kontinuität" bleibt auch bei Drea im dunkeln.

G. K.

7. Juli 1980

SAKYO KOMATSU, Wenn Japan versinkt, erschienen in der Reihe "Die Phantastischen Romane" (Frankfurt: Paul Zsolnay) 1979, 263S.

Sakyo Komatsu ist einer der erfolgreichsten Science-Fiction Autoren Japans und von dem vorliegenden Roman wurden in Japan allein 4 Millionen verkauft.

Obleich das Buch eine Utopie - nämlich den Untergang Japans - beschreibt, besticht es durch seine realistischen Beschreibungen von dramatischen Naturereignissen, wie Erdbeben, Vulkanausbrüchen, usw., einer Realität also, die uns als kurz- oder langfristige Japan-Residenten sehr unter die Haut geht. Selbst wenn man sich an die regelmäßigen kleinen Erdstöße gewöhnt hat, und ein Wackeln der Lampe nicht mehr ein angstvolles Abschalten des Gasherds zur Folge hat, so bleibt doch wohl in den meisten tief im Innern die Furcht vor einer möglichen Katastrophe bestehen. "Wenn Japan versinkt" spielt diese Katastrophen-Vision für uns aus und gibt uns auf diese Weise die Möglichkeit, uns von einer "Angst-Neurose" zu befreien.

Der Ablauf der Handlung ist in etwa wie folgt: Toshio Onodera von der Abteilung Meeresbodennutzung, der bisher mit einem Tiefseetauchboot Fischgründe beobachtete, findet sich plötzlich als Mitglied einer Gruppe von Geophysikern und Meteorologen, die in geheimem Auftrag der Regierung den 8.000 m tiefen Japangraben erforschen. Ausgelöst wurde diese Mission durch das eigenartige Versinken einer Insel südlich von Oshima; in ganz Japan gibt es erhöhte Vulkantätigkeit und Flutwellen.

Eine weitere Zentralfigur ist der private Wissenschaftler Dr. Tado-koro, der, stolz auf seine Unabhängigkeit von der "Gönnerschaft der Bürokraten", sich auch außerhalb seines Spezialgebiets auskennt und der aufgrund seiner Berechnungen zu dem Ergebnis kommt, daß Japan innerhalb der nächsten 2-50 Jahre der Untergang bevorsteht.

Es geht um Erdachsenverschiebung, Erdkrustenveränderung, kosmische Strahlung und Risse auf dem Meeresboden. Küsten sinken mit der Schnelligkeit von 1/2 cm pro Tag und Erdbeben und Vulkanausbrüche wechseln sich ab.

"Plan D", der aus zwei Abschnitten besteht: 1. Weitere Untersuchungen, 2. Ausarbeitung eines Evakuierungsprogramms, und

dessen Seele Dr. Tadokoro ist, wird schon früh der Regierung vorgelegt. Die Kabinettsmitglieder, die bei einem Bekanntwerden des Plans das Problem der Panik fürchten, geben sich zuerst zögernd. Nur nachdem der Premierminister zu dem geheimnisvollen alten Mann bestellt wurde, der ihn in wenigen Worten von der Notwendigkeit des "Plan D" überzeugt, entschließt sich die Regierung zum Handeln. Wer ist dieser alte Herr Watari, der über alles Bescheid weiß und bei dem alle Fäden irgendwie zusammenlaufen? Keiner weiß genau, welche Rolle er spielt, aber er stößt einen beträchtlichen Teil seiner Kunstsammlung ab, um Dr. Tadokoro ein privates Tiefseetauchboot zu weiteren Messungen zur Verfügung zu stellen; zu diesem privaten Team gehört auch Onodera.

Onodera hätte sich nie träumen lassen, einmal in die Erforschung der Zukunft verwickelt zu werden. Die Ungeheuerlichkeit des Bevorstehenden macht ihn schwermütig, und seine Angst löst sich nur in den Umarmungen der heißblütigen Reiko. Dann gibt es auch noch das Mädchen Mako . . .

Als Vulkanausbrüche und Erdbeben stärker werden, Tokyo große Zertörungen erleidet, Schnellstraßen und Zuglinien blockiert sind, geht das Land dem Chaos entgegen, und es wird dem Leitzentrum des Plan D klar, daß die Katastrophe schon früher eintreten wird.

Angesichts der Tatsache, daß der gesamte Fuji-Vulkangürtel Feuer spuckt, entschließt sich die Regierung zur Verwirklichung der zweiten Phase des "Plan D", d. h. der Evakuierung. Es werden geheime bilaterale Besprechungen mit den Staatsoberhäuptern anderer Länder geführt und viele sind bereit, kleinere Zahlen von Japanern aufzunehmen.

Das Buch enthält auch indirekt Angriffe auf die japanische Politik und das bestehende Gesellschaftssystem: Als der Evakuierungsplan im Parlament bekannt wird, beschwert sich die Oppositionspartei, daß die Führung der Regierungspartei seit einiger Zeit heimlich die Geschäftswelt informiere, damit diese ihr Kapital ins Ausland bringen kann. Dies stelle eine Bevorzugung der Begüterten dar, eine Ungleichheit, und bewirke das Weiterbestehen einer privilegierten Gesellschaftsschicht.

Als die Gerüchte lauter werden, entschließen sich viele, auf eigene Initiative zu fliehen; alle internationalen Flug- und Schifffahrtslinien sind auf Monate im voraus ausgebucht. Es breitet sich das Gefühl aus, daß etwas Ungeheures unmittelbar bevorsteht. Die öffentliche Erklärung vom Versinken Japans wird merkwürdigerweise von der Bevölkerung recht gefaßt aufgenommen.

Durch die Uno werden alle Flotten der Welt eingesetzt zum Abtransport der Flüchtlinge. Die UNO sieht es als ihre Aufgabe an, das japanische Volk zu retten; solch eine Situation verlange ein Höchstmaß an Humanität und Moral.

Die letzten Seiten des Buches bekommen einen leicht sentimentalsten Zug, wenn der Autor die Opferbereitschaft der Rettungsmannschaften heraushebt und die stoische Gelassenheit der Alten, die es vorziehen, mit ihrem Heimatland zu sterben anstatt in ein neues Land auszuwandern. Zu diesen heroischen Gestalten, die den Tod vorziehen, gehören auch Dr. Tadokoro und der einflußreiche alte Mann. Onodera, der bei gefährlichen Rettungseinsätzen immer auf den Tod gehofft hatte, bleibt verschont. Diese beiden Alten resümieren darüber, daß für alle diejenigen in der Fremde die Leiden noch lange nicht vorüber sein werden. Das japanische Volk hatte immer das Glück gehabt, im Laufe seiner 2000jährigen Geschichte auf den gleichen Inseln leben zu dürfen, während andere Völker schon früher die Bitterkeit des Exils erfahren mußten.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß "Wenn Japan versinkt" auf jeden Fall packend zu Lesen ist, und es ist aufgrund seiner Realitätsbezogenheit durchaus mehr als ein unterhaltsamer Science-Fiction-Roman.

HANNELORE REPKE

25. Februar 1981

GEBHARD HIELSCHER, Hrsg, Die Frau, "OAG-Reihe
Japan modern" Bd. 1

(Berlin: Erich Schmidt) 1980, 275 S. ISBN 3-50301870-0

Im Vorwort zum ersten Band wird der Auftrag für die neue OAG Reihe vorgegeben: ein Thema mit aktuellem Bezug soll sachlich und leicht lesbar dargestellt werden, das Werk soll nicht wissenschaftliches (sprich: trockenes) Fachwerk, aber auch nicht populäres (sprich: klischeehaftes) Japan-Buch sein. Das Thema des ersten Bandes: Die Frau. So bemühen sich 12 Autoren (neun weibliche, darunter zwei Japanerinnen, sowie drei männliche) in 13 Aufsätzen dem schwierigen Auftrag und dem komplexen Thema gerecht zu werden. Das Resultat? Man darf es vorwegnehmen: vielfältige, auch konträre Meinungen zu einem viel diskutierten Thema; eine Diskussion, manchmal sachlich, aber stellenweise auch stark emotional; die Mehrzahl der Beiträge von hoher Qualität, wohl begründet und belegt; doch auch Aufsätze, in denen der Verfasser seine westlichen Vorstellungen und Werte auf japanische Verhältnisse überträgt und somit am Auftrag und Thema scheitert. Das Buch ist dort ausgezeichnet, wo es sich bemüht, neutral und objektiv zu beschreiben. Es wird jedoch dort problematisch, wo der Autor urteilen, verteidigen, anklagen oder gar bemitleiden will. Woran liegt es nun, daß einzelne Beiträge weit voneinander abweichen?

Ein entscheidendes Versäumnis ist in der Einleitung zu finden. Hier hätte zunächst einmal das Thema klarer umrissen werden müssen. Dargestellt werden soll die Stellung der Frau in der japanischen Gesellschaft, und zwar in objektiver und neutraler Form. Hier in der Einleitung hätte die Grenze zwischen objektiver Beschreibung und persönlichem Urteil klar gezogen werden müssen. Und hier hätten Autoren und Leser davor gewarnt werden müssen, westliche, d.h. deutsche Maßstäbe bei der Beurteilung sozialer Verhältnisse in Japan anzulegen. Die Autoren sollen die Stellung der Frau in Japan objektiv beschreiben; das Urteil aber, ob die Frau in Japan die Gleichberechtigung erreicht, soll dem Leser überlassen bleiben. Der Herausgeber aber läßt schon in der Einleitung sein persönliches Urteil durchdringen, wenn er von der Resignation, der Unterdrückung der Frau in Japan spricht.

Und so scheiden sich dann die folgenden Beiträge in zwei Gruppen. Die Mehrzahl der Aufsätze beschreibt wertneutral, gibt Beispiele, liefert

Fakten. Die Minderheit - vielleicht unbeabsichtigt - mißt an unseren Vorstellungen von Liebe, Zuneigung, Verstehen und Gleichheit und kommt so zu scharfer Anklage und hartem Urteil.

Das Buch beginnt mit einer Reihe ausgezeichneter Aufsätze. So wird das Thema durch zwei Beiträge mit einem Rückblick auf die japanische Frau in der Geschichte eingeleitet. Dies ist kein Blick zurück im Zorn, sondern eine sachliche Beschreibung der geschichtlichen Entwicklung und ihres Einflusses auf die gegenwärtige Stellung der japanischen Frau. Es folgen zwei Aufsätze, die sich mit den rechtlichen und politischen Verhältnissen hinsichtlich der Frau befassen. So wird der Rahmen für die Bedingungen abgesteckt, unter denen heute die Frau in Japan lebt.

Es folgt mit Kapitel sechs ein Beitrag über die Frau in der Familie, wobei unvoreingenommen und sachlich das Verhältnis der Ehepartner zueinander, aber auch das Verhältnis der Frau zu ihren Kindern, ihrer Schwiegermutter dargestellt wird. Die Untersuchung verdient hohes Lob. Sie ist ausgewogen und objektiv, vermeidet Klischees und - von besonderem Wert - erinnert den Leser daran, daß japanische und ausländische Wertvorstellungen weit voneinander abweichen können und es falsch wäre, das Verhalten des japanischen Mannes oder der Frau an unseren Vorstellungen zu messen.

Über die Erziehung der Frau in diesem Lande schreibt im folgenden Kapitel eine Japanerin. Sie zeigt auf, daß das japanische Erziehungssystem zwar formal beiden Geschlechtern die gleichen Chancen einräumt, in Wirklichkeit aber weniger die Frau für einen bestimmten Beruf ausbildet als vielmehr in die vorgegebene Rolle von Hausfrau und Mutter drängt. Daß die Autorin diesen Aufsatz mit einem gewissen persönlichen Engagement geschrieben hat, muß man ihr zubilligen. Es bleibt ein interessanter, notwendiger Beitrag zum Verständnis der gegenwärtigen Rolle der Frau.

Mit Kapitel 8A und 8B kommt das Buch dann zum schwierigsten Thema, nämlich Liebe und Sexualität. Und hier scheitert es dann auch. Aber es scheitert überraschenderweise nicht am Thema selbst, sondern an der Vorgabe westlicher Normen, Vorstellungen und Werte. Die unkritische Anwendung der westlichen Vorstellungen auf die sexuellen Beziehungen von Mann und Frau in Japan führt zwangsläufig zu einer Anklage und einer Verurteilung des Mannes und einer Bemitleidung der Frau. Vergessen wird dabei, daß die Beziehungen von Frau und Mann, daß die Erwartungen in der Ehe und daß das Verständnis über die

Rollenverteilung in der Ehe eben in Japan ganz anders sind als im Westen.

Während der erste Artikel zur Sexualität noch methodisch untersucht und auch das Ziel dieser Untersuchung deutlich ist, ist mir beim zweiten Beitrag - vom Herausgeber als Essay angekündigt - Sinn und Zweck dieses Aufsatzes nicht klar geworden. Unter dem Vorwand, Klischees abzubauen zu wollen, werden neue aufgebaut.

Im Kapitel 9 gibt es einen informativen Beitrag über die Betätigung der Frau in den traditionellen Kunstübungen wie Ikebana und Teezeremonie. Das Kapitel 10 stellt die Einführung zu dem Thema "Die berufstätige Japanerin" dar, ein Beitrag, der mit persönlichem Engagement geschrieben wurde, dessen Resultat, daß die Gleichstellung der weiblichen mit den männlichen Arbeitnehmern noch nicht erreicht ist, wohl kaum anzufechten ist. Von den beiden folgenden Beiträgen, einer über die Landfrau, der andere über die Schriftstellerin, hat mir ganz besonders der letztere gefallen. Viele von uns kennen Werke berühmter männlicher Autoren, die Arbeiten weiblicher Autoren sind nur selten übersetzt worden. Die OAG könnte einmal prüfen, ob in Zusammenarbeit mit einem deutschen Verlag die Herausgabe eines Bandes mit verschiedenen kürzeren Werken weiblicher Autoren nicht von allgemeinem Interesse ist.

Den letzten Beitrag erwähne ich nicht gern. Ich will nur ein paar Sätze geben:

- ... das heiratsfähige Mädchen muß sich mit ihrer Rolle als Verkaufsgegenstand abfinden
- ... die Evolution der Gefühle steht in Japan wohl erst am Anfang.
- ... die gefühlsmäßigen und freundschaftlichen Bindungen zwischen Mann und Frau zumeist nicht stark sind
- ... der soziale Nährboden für liebe- und verständnisvolle Verhaltensweisen zwischen Eheleuten fehlt.

Schade, daß gerade dieser Beitrag am Schluß eines Buches steht, das eine ganze Anzahl interessanter, informativer Beiträge zu einem komplexen Thema enthält. Das Buch enthält einige schwache Beiträge, was bei einem solch streitbaren Thema eben vorkommen kann.

Es wäre interessant zu erfahren, wie andere Leser diesen ersten Band beurteilen. Ich schlage deshalb vor, daß die OAG Zuschriften ihrer Mitglieder zu dem Buch in den OAG Rundschreiben veröffentlicht.

24. April 1981

REAKTIONEN

auf die Rezension von "DIE FRAU", hrsg. von G. Hielscher, "OAG-Reihe Japan modern" Bd. 1

Lieber Herr Schröder,
Ihre freundliche Aufforderung am Ende Ihrer Kritik über den 1. Band der "OAG-Reihe Japan modern", eigene Meinungen zu äußern, nehme ich mir zu Herzen, zumal ich sonst fürchte, daß hier zu schweigen Ihnen zuzustimmen hieße.

Mir geht es um zwei Punkte bei Ihrer Kritik: um Ihre Forderung nach Wertneutralität und um den Beitrag von Frau Rau: Das Bild der Frau in den Medien. Habe ich Sie recht verstanden, so versuchen Sie Ihrer Kritik den Maßstab der Wertneutralität zugrunde zu legen; Sie weichen nur einmal von diesem Pfad ab, als Sie Frau Spennemann-Ōshima dann doch "ein gewisses persönliches Engagement zubilligen" wollen.

Was das Problem der Wertneutralität als solches angeht, scheinen Sie mir von einer falschen Vorstellung darüber auszugehen, was Schreiben leisten kann. Welcher Autor kann in einem Buch, geschweige denn in einem Artikel das gesamte seinem Thema zugehörige Material ausbreiten, um zu sagen: Lieber Leser, ich überlasse Dir, was Du davon hältst? Kein einziger. Infolgedessen bleibt einem Autor nichts anderes übrig, als hinsichtlich des Materials seine Auswahl zu treffen. Wählen aber setzt "ein persönliches Urteil" voraus, und daher ist letztlich alles, was einer schreibt, vom persönlichen Urteil gefärbt. Überdies: Wie läßt sich ein Buch oder ein Aufsatz schreiben, ohne eine eigene Vorstellung vom Thema zu haben? - es ist ganz so, wie einer kein Haus bauen kann ohne Vorstellung von dem zu bauenden Haus.

Deswegen scheint mir Ihr Vorwurf des "persönlichen Urteils" ungerechtfertigt, weil Sie damit im Grunde etwas Unmögliches verlangen. Gewiß, es gab eine Zeit, da meinte man, in der Wissenschaft sei wertneutrales Schreiben möglich. Doch haben uns inzwischen Franzosen wie Levy-Strauss und Leiris aufs eindringlichste bewußt gemacht, daß hiermit eine Scheinwahrheit gelehrt wurde, und wir haben deswegen gelernt zu akzeptieren, daß wir uns bei allen unseren Arbeiten immer

absichtlich oder unabsichtlich auch selbst ins Spiel bringen und daß dies, wenn wir es absichtlich tun, ein ehrlicheres Verfahren sein kann, als der sogenannten Objektivität das Wort zu reden.

Was mich nun aber vor allem veranlaßt, diese Zeilen zu schreiben, ist das gnadenlose Urteil, ist Ihre Kopf-ab-Kritik an Frau Raus Artikel. Wie heißt es hierzu bei Ihnen? "Den letzten Beitrag erwähne ich nicht gern", und dann begründen Sie dies mit ganzen vier Sätzen, deren Sinn Sie zudem leicht mißverständlich machen, weil Sie sie dem Kontext entreißen. Fair? Ich glaube nicht.

Wie andere Beiträge des Buches ist auch dieser sicher nicht ohne Mängel - ich werde darauf noch zu sprechen kommen. Weswegen ich dennoch gerade diesen Beitrag für lesens- und diskutierenswert halte, möchte ich hier gern ausdrücklich sagen. Ich fasse meine Ansichten kurz zusammen.

Dies ist ein in ernster Absicht und aufgrund eines immens fleißigen Quellenstudiums geschriebener Artikel. Hier werden japanische Primärquellen reichlich herangezogen, übersetzt oder inhaltlich wiedergegeben - die 60 Anmerkungen belegen dies. Dieser Beitrag stellt offenbar erstmals in einer westlichen Sprache einen Teil des Medienmaterials zum Thema: Frau in Japan zusammen, eine *Nouveauté*, die also an sich schon begrüßenswert ist. Der Ernst von Frau Raus Bemühungen läßt sich gewiß auch darin erkennen, daß sie ihre Studie nicht etwa auf die japanischen Wochenmagazine stützt, die gern Schauergeschichten verbreiten oder auf die Pornosendungen des Fernsehens, sondern auf die in Japan als seriös geltenden Monatszeitschriften wie *Shufu no Tomo*, *Fujin Kōron*, auf entsprechende Fernsehsendungen und die *Asahi Shinbun*. Man kann diesen Quellen gewiß nicht ihren Aussagewert absprechen. Soweit ich das beurteilen kann - ich kenne mich im Fernsehen besser aus als in den Zeitschriften -, ist Frau Rau auch frei von dem Vorwurf, sie habe ihr Material willkürlich und bloß tendentiös zum Negativen hin ausgewählt.

Ihr Artikel bestätigt eigene Eindrücke beim Fernsehen, so daß mir auch die Reaktionen von Frau Rau nicht fremd sind. Wie reagieren Sie selbst denn auf ein durchaus durchschnittliches Fernseh-drama über eine gut bürgerliche Familie, in dem die Frau von dem Mann - es handelt sich um einen namhaften Teezeremonienmeister - ins Gesicht geschlagen wird, wann immer er sich über sie ärgert? Messe ich in Ihren Augen hier, wenn ich auf dieses Verhalten des Mannes negativ reagiere, nach westlichen Vorstellungen? Und mißt eine japanische Frau, die darauf

negativ reagiert nach östlichen Vorstellungen? Ist das Drama selbst nach westlichen Vorstellungen konzipiert, weil es die negative Reaktion impliziert? Würden Sie Ihre eigene - doch wahrscheinlich negative - Reaktion darauf westlich oder östlich nennen? und zu welcher Reaktion würden Sie auf dem Weg der Wertneutralität kommen?

Und außerdem: Wenn die japanischen Schriftstellerinnen, spätestens seit der Meiji-Zeit, wieder und wieder in ihren Erzählungen den desolaten Zustand der Beziehungen zwischen Mann und Frau beklagen, anklagen, von "Resignation", "Unterdrückung" (Bezeichnungen, die Sie beim Herausgeber monieren) oder aber auch von Auflehnung der Frau sprechen, kehren diese japanischen Schriftstellerinnen dann in Ihren Augen unjapanisches Wesen hervor?

Übrigens sei in diesem Zusammenhang an den kürzlich erschienenen Japanbericht des durch seinen common sense bekannten Journalisten und Verlegers Bucerus erinnert (*DIE ZEIT*, 27. Febr. 1981), der zu ganz ähnlichen Schlüssen wie Frau Rau kommt, in dem er von "brutaler Vereinsamung der Geschlechter" und der "nach unseren Begriffen freudlosen Heirat" spricht. Wäre auch dieser Artikel besser nicht geschrieben worden, weil er die Wertneutralität verletzt?

Eine Kritik an Frau Raus Artikel hätte, meine ich, an anderen Stellen anzusetzen. Mir beispielsweise zieht sie häufig die Grenze zwischen Medienmaterial und Tatsächlichkeit nicht scharf genug. Zu häufig identifiziert sie einen Zeitschriftenbericht oder eine Sendung unmittelbar mit dem Lebensalltag. So hätte ich deren Authentizität gern skeptischer beurteilt gesehen, selbst bei den Reportagen über Meinungsumfragen. Andererseits ist natürlich selbst die größte Übertreibung in den Medien nicht ohne Bezug zur Lebensrealität, sonst ließe sich so etwas bei dem Realitätssinn der Japaner für ein breiteres Publikum sicher nicht verkaufen.

Auch in anderer Hinsicht kann ich nicht immer mit Frau Rau nur übereinstimmen. Etwa wenn sie auf S. 224 fünf Beispiele aus *Fujin Kōron* über Gründe von Eheschließungen anführt und das Resümee zieht: "ein beträchtliches Maß an Lieblosigkeit von seiten der männlichen Ehekandidaten", obgleich aus Beispiel 3 deutlich hervorgeht, daß es in diesem Fall die weibliche Ehekandidatin ist, die dem Mann gegenüber nicht gerade liebevoll handelt - sie fingiert als Druckmittel zur Eheschließung eine Schwangerschaft - und ähnlich aus Beispiel 4, wo die Frau dem Mann die Ehe dadurch abpreßt, daß sie seinen Ruf schädigt.

Trotzdem, mein Urteil über diesen Beitrag lautet: Er ist höchst lesens- und diskutierenswert. Er regt an, nicht zuletzt, weil er auch Möglichkeiten zu interessanten Vergleichen mit der deutschen Situation zuläßt. Und sicher nicht zu allerletzt deswegen, weil Frau Rau, wo immer sie sich selbst ins Spiel bringt, dies mit einer nahezu entwaffnenden Ehrlichkeit tut.

Lieber Herr Schröder, mit herzlichen Grüßen
Ihre

BARBARA YOSHIDA-KRAFFT

Auch eine Buchbesprechung zu schreiben, ist gar nicht so leicht. In der Buchbesprechung "Die Frau" wird beanstandet, daß einige Beiträge vom Standpunkt westlicher Normen aus geschrieben sind und behauptet, daß sie deshalb scheitern mußten. Dabei setzt sich der Rezensent auf das noch höhere, in bestimmten Bereichen der Gesellschaftswissenschaft im Grunde nicht existierende Pferd der "Wertfreiheit" oder "Wertneutralität".

Übrigens schließt die Tatsache, von europäischen Vorstellungen aus geschrieben zu haben, eine tatsächengerechte Darstellung in keiner Weise aus. Begriffe wie "wertneutral" und "wertfrei" sind wohl eher ein Mittel, ein abgegriffenes dazu, Scheinobjektivität zu bemänteln. Wer seine eigenen Wertnormen aufgibt, kann keine Analyse mehr betreiben, einfach deshalb, weil ein Mensch zwar seine Wertvorstellungen ändern, aber nicht aufgeben kann, ohne noch existent zu sein.

Von eigenen Wertnormen aus eine Situation zu betrachten (ich sage absichtlich nicht, zu beurteilen) ist nicht gleichzusetzen mit dem Versuch, sie anderen aufzuzwingen. Begriffe wie "wertneutral" und "wertfrei" sind geeignet, den Versuch echten Verstehens und echter Verständigung zu behindern. Sicher ist es im Moment ziemlich verbreitet, europäische Wertvorstellungen zu leugnen, anscheinend, weil man in allzu vereinfachender Weise annimmt, daß ohne diese Werte des europäischen Humanismus Technik und Wirtschaft reibungsloser funktionieren. Ich bin nicht bereit, auf dieser Welle mitzuschwimmen.

Und so ist es auch keineswegs "vielleicht unbeabsichtigt", wie der Rezensent mit Naivität annimmt, wenn meinem Beitrag "Das Bild der Frau in den Medien" europäische Wertvorstellungen zu Grunde liegen.

Wie schwer es ist, sich aus der eigenen Vorstellungswelt zu lösen, beweist der Rezensent selbst in seiner Buchbesprechung. Ich zitiere hier nur einmal einige Formulierungen:

"Diese Untersuchung verdient hohes Lob."

"Daß sie . . . mit persönlichem Engagement geschrieben hat, muß man . . . ihr zubilligen."

". . . hat mir ganz besonders gefallen."

"Den letzten Beitrag erwähne ich nicht gern."

Hier liegen die Maßstäbe der Beurteilung einzig und allein nur noch im Ich des Rezensenten. Die Beurteilung ruht auf einer emotionalen Zustimmung bzw. Ablehnung der beschriebenen Zustände, die der Verfasser der Buchbesprechung mit Urteilen verwechselt. Die Tatsache z.B., daß liebevolle Verhaltensweisen in Japan im allgemeinen noch keine Grundlage für ihre Entfaltung haben, ist eine Feststellung ähnlich der, daß es im alten Griechenland Sklaven gab. Sicher, das war nicht schön! Auf eine saubere Trennung von Beschreibung, Feststellung und Urteil sollte man bei einer Buchbesprechung vielleicht doch achten. Ist es überdies wirklich angebracht, vor einem Urteil zu warnen? Vor einer vorschnellen Verurteilung, Ja.

Noch problematischer wird die Buchbesprechung da, wo sie die Andersartigkeit der Japaner betont, ohne zu sagen, worin sie besteht. Diese mystifizierende These von der Andersartigkeit, von dem ewigen Rätsel Japan, bedeutet nichts weiter, als den Graben tiefer zu schaufeln, bedeutet eine Resignation vor den Möglichkeiten zur Verständigung. Solche Behauptungen sind wegen ihrer vieldeutigen, auch rassistisch und abwertenden Auslegungsmöglichkeiten gefährlich.

Übrigens habe ich in meinem Beitrag in jeder Weise gemildert. Ich hätte ja z.B. auch über die Serie in der Asahi-Zeitung schreiben können, in denen sexuelle Verhältnisse von Müttern mit ihren Söhnen beschrieben werden. Oder ich hätte das Bild der neurotischen Frau in den Medien malen können, ein geradezu groteskes Bild. Solche Überspitzungen auszuwählen habe ich vermieden und mich nur an das gehalten, was der Medienkonsument als "ganz normal" empfindet.

Wenn mein Beitrag dazu angetan sein sollte, nach dem Lesen nicht gleich in Vergessenheit zu sinken, sondern, wenn auch über den Anstoß des Ärgerlichseins, zum Nachdenken und Vergleichen anregen könnte, würde ich ein ganz klein wenig mit mir zufrieden sein.

EDITH RAU

24. Dezember 1981

DER JAPANISCHE ESSAY

Der Essayist genießt in Japan ein ganz anderes Ansehen als in Deutschland, denn bei uns wird noch immer säuberlich unterschieden zwischen dem Gedichte oder Dramen verfassenden Dichter und dem "nur" Prosa schreibenden Schriftsteller. Und auch bei dem gelten die essayistischen Arbeiten gewöhnlich als Nebenwerke. Schreibt er gar hauptsächlich Essays, so wird er selbst den Schriftstellern nur noch "im weiteren Sinne" (Brockhaus) zugeordnet.

In Japan hingegen entscheiden über den Rang eines Literaten nicht zuletzt seine Fähigkeiten als Essayist. Schreibt er gute Essays, so genießt er höchstes künstlerisches Ansehen - und kann sehr viel Geld verdienen, denn Essays füllen hier die unzähligen literarischen Zeitschriften, oft sogar in regelrechten Fortsetzungsreihen, und sind als Sammelbände Bestseller.

Der Essay ist somit eine der wichtigsten japanischen Literaturgattungen. Und trotzdem ist er in Europa so gut wie unbekannt. In deutschen Buchhandlungen etwa kann man in Übersetzungen zwar zahlreiche japanische Romane, Erzählungen, Theaterstücke und Gedichtsammlungen kaufen; an Essays findet man dagegen höchstens das "Kopfkissenbuch" aus dem 10. oder 11. Jh., die "Essays in Muße" aus dem Anfang des 14. Jh., beides Essaybände, die wohl wegen ihres exotischen Reizes in den Buchhandel kamen, und, als einzigen modernen, "Sonne und Stahl" von Mishima Yukio.

Diese Zurückhaltung gegenüber dem japanischen Essay ist indes verständlich, denn er lebt nicht so sehr von seinem sachbezogenen Inhalt, sondern von der Stimmung, die sich vom Autor auf den Leser überträgt, von Assoziationen, die einzelne Wendungen wecken, und vom sprachlich-ästhetischen Reiz.

Die Schwierigkeiten, die sich bei dem Versuch ergäben, dies in eine andere Sprache und in einen anderen Kulturkreis zu übertragen, haben die Übersetzer bislang wohl abgeschreckt. Nun hat es doch jemand "gewagt": Frau Dr. Yoshida-Krafft stellt in ihrem Buch

BARBARA YOSHIDA-KRAFFT, Hrsg., Blüten im Wind, Essays und Skizzen der japanischen Gegenwart. Eine Veröffentlichung der OAG Tokyo (Tübingen: Erdmann) 1981, 240 S. ISBN 3-88639-506-5

17 moderne, in den Jahren 1951-78 erschienene Essays von 16 Autoren vor. Ist das "Wagnis" geglückt, d.h. wird dem deutschen Leser etwas von der Bedeutung japanischer Essays, von seinem Fluidum und seinem spezifischen Reiz vermittelt? Meiner Überzeugung nach: Ja - und zwar aus folgenden Gründen:

1. Frau Yoshida-Krafft konfrontiert den Leser nicht unvorbereitet mit den Essays. An den Beginn des Buches stellt sie einen brillanten eigenen Essay, eine 18 Seiten umfassende Einführung in diese Literaturgattung, in der der Leser mit allem Wesentlichen über ihre historische Entwicklung und ihre Besonderheiten bekannt gemacht wird. Dies geschieht in einem locker-pointierten Ton, der alles ermüdend-Gelehrte vermeidet, ohne dadurch an Genauigkeit zu verlieren. Am Ende der Einführung geht Frau Yoshida-Krafft noch auf die Probleme ein, die beim Übersetzen von japanischen Essays entstehen. Dies ist für den Leser besonders hilfreich, erfährt er doch so nicht nur, was ihn dann beim Lesen der Essays erwartet, sondern auch, was er nicht erwarten kann, was er sich dazudenken, was er erahnen muß - womit er schon fast in die Rolle eines japanischen Essay-Lesers versetzt wird!
2. Am Ende des Bandes findet sich, vor den knappen, aber völlig ausreichenden Anmerkungen, über jeden Autor eine biographische Notiz. In dieser Reihe von Kurzbiographien gewinnt der Leser einen Einblick in die Stellung des Essays in der gesamten modernen japanischen Kultur. So stellt er fest, daß es nicht nur Schriftsteller sind, die Essays schreiben, sondern auch Wissenschaftler, Maler, Komponisten, und daß diese nicht nur über ihr eigenes Metier schreiben, sondern daß sich, wie z.B. in diesem Band, ein Literaturkritiker über Keramik, ein Japanologe über europäische Malerei und ein Romanist über Nō äußert - Ausdruck einer Verbindung zwischen den einzelnen Disziplinen.
3. Die Essays selber scheinen mir sehr gut ausgewählt worden zu sein. So sind alle Hauptrichtungen des modernen Essays mit mindestens einem Beispiel vertreten: der haibun, die poetische Stimmungsprosa (durch Arbeiten von Tsuda Seifū und Ōkubo Takaki), der zuihitsu,

in dem Wissensstoff in unterhaltsamer Form dargeboten wird, (durch "Plaudereien" über Nō von Ikushima Ryōichi) und der vom Westen beeinflusste wissenschaftliche Essay (mit einer Abhandlung über William Turner von Katō Shūichi).

Letztere Arbeit weist auf ein weiteres Auswahlprinzip hin. Es sind Essays aufgenommen worden, die schon von ihrem Inhalt her dem deutschen Leser leicht einen Einblick in die typisch japanische Sehweise und Gefühlslage, insbesondere in das Naturgefühl, geben können, da sie von europäischen Gegenständen handeln.

So fühlt sich Ōkubo Takaki in "Kosmeen im Parc de Bagatelle" beim Anblick verschiedener Blumen gleich von den schlichten Kosmeen angezogen, die in ihm das Bild des frisch-klaren japanischen Herbstes aufsteigen lassen.

In der Abhandlung "William Turner und England" vergleicht Katō Shūichi Bilder von Courbet und Constable und kommt zu dem Ergebnis, daß die Bilder von Constable - trotz ihrer künstlerischen Unterlegenheit - den Japaner viel mehr anzögen, denn dieser Maler "geht in die Natur, lebt in ihr, atmet in ihr, geht in ihr auf".

Als letztes Beispiel möchte ich, da es uns Deutsche direkt betrifft, den Essay "Gesang der Rheintöchter - an einem Regentag" von Yoshida Hidekazu anführen. Dort wird eine Beziehung zwischen der Natur, in der ein Volk lebt, und seiner Musik hergestellt. Für Yoshida Hidekazu scheint Deutschland hauptsächlich ein Land des Nebels und der Kälte zu sein, und er meint: "Ich will nicht sagen, daß aus dieser Mischung aus Frösteln und Sehnsucht [nach dem sonnigen Italien] Brahms Musik entstanden wäre", konstatiert dann aber doch: "Im Hintergrund von Brahms ziehen klamme Nebel Kreise".

Mit entscheidend für das Gelingen dieses Buches ist, daß der Leser über das Wissen hinaus, das er aus ihm schöpfen kann, auch das spezifische Fluidum, den ästhetischen Reiz japanischer Essays zu erspüren vermag, so z.B. die kunstvolle Balance zwischen Prosatext und wie zufällig eingestreuten Gedichten oder die vom Gefühl, vom Herzen gelenkten Assoziationen, die hier teilweise, und das ist für den Leser natürlich eine Hilfe, direkt auskomponiert sind.

So weiß es der Leser am Ende der Lektüre nicht nur, er hat es auch mitempfunden, daß die eigentliche Aufgabe des japanischen Essays, wie Yoshida Hidekazu es formuliert, darin besteht, "dem Herzen Gestalt [zu] geben".

So hervorragend mir das Buch auch gelungen scheint, einen kleinen Einwand habe ich: Er betrifft seine Ausstattung und seinen Titel. Der Band ist hübsch anzusehen, ohne Zweifel; nur: weisen ein Einband, auf dem sich von dunkelblauem Hintergrund ein hellblauer Teller mit daraufgelegtem sashimi-Kranich und Kiefernast abhebt, und der Titel "Blüten im Wind" nicht eher auf eine Lyriksammlung als auf einen Essayband hin? Das Buch von Frau Yoshida-Krafft schließt eine Lücke in unserer Kenntnis der japanischen Literatur, und dessen scheint man sich auch in Deutschland bewußt zu sein: Als erste Veröffentlichung der OAG ist es in das Programm der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft Darmstadt aufgenommen worden.

WOLFGANG SCHWALBE

6. Mai 1982

A. ERNST, H.-D. LAUMEYER, R. LINDBERG, E. LOKOWANDT, Hrsg., Geld in Japan, "OAG-Reihe Japan modern" Bd. 1

(Berlin: Erich Schmidt) 1982, 320 S. ISBN 3-503-01978-2

Der nüchterne Titel des vor kurzem in der OAG-Sammelbandreihe erschienenen Buches "Geld in Japan" läßt vermuten, daß der Inhalt dieses Buches ebenso nüchtern ist und weitgehend hiesige Finanzierungsstrukturen, Bilanzrichtlinien oder japanische Währungsfragen analysiert. Betrachtet man aber aufmerksam die vielsagenden und verheißungsvollen Augen der Japanerin, die, vierzehn 10.000 Yen-Scheine in der Hand haltend, dem Leser vorn auf dem Einband entgegenblickt, so wird man in diesem Moment gewahr, daß den zwölf Autoren dieses Buches beim Schreiben wohl nicht nur der Pate "Nüchternheit und Trockenheit" zur Seite gestanden hat. Nimmt man dann das Buch in die Hand und blättert ein wenig darin herum und findet unter anderem auch Titel bzw. Untertitel wie "mit dem Tranchiermesser auf Millionenjagd", "das Drama von Gold und Geld in Japan", "Hintergründe des japanischen Lohnsystems", "geringe Sozialabgaben - hohe Sparquoten", "die Internationalisierung des japanischen Yen", "der leichte Weg zum Geld", "die öffentlichen Haushalte", so wird einem spätestens jetzt bewußt, daß dieses Buch später im Bücherschrank nicht neben dem Buch "wie lese ich japanische Bilanzen?" zu stehen hat. Wirft man nun noch einen Blick auf die Liste der Autoren und deren Kurzlebensläufe - die Autoren haben alle in Japan gelebt bzw. sind hier ansässig - so wird einem klar, daß hier Fachleute, die ihr Handwerk verstehen, gearbeitet haben. Mit Neugier und Interesse, ob Laie oder Fachmann, kann nun das Leseabenteuer beginnen; und man wird, gleichwohl einige der Probleme dem einen oder anderen bekannt sein dürften, nicht enttäuscht, denn hier haben Autoren - bestimmt häufig in mühevollster Kleinarbeit wegen unmittelbaren japanischen Quellenstudiums - Material zusammengetragen, um es sodann dem Leser anschaulich, exakt und geistvoll zu präsentieren, teilweise gespickt, soweit es Thema und Inhalt zulassen, mit außerordentlich interessanten und auch delikaten Beispielen. Diese mangeln übrigens nicht an Aktualität.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sowohl das dargebotene

statistische Zahlenmaterial als auch die rein japanspezifischen Dinge wie z.B. "hohe Sparrate", "geringes Eigenkapital bei japanischen Firmen", "Spendenabhängigkeit von Politikern", "Wettleidenschaft der Japaner" präzise analysiert werden, und man so den Leser nicht - wie so oft - im Rahmen der üblichen oberflächlichen Klischeevorstellungen beläßt.

Im Einzelnen:

Im "Drama von Gold und Geld" erleben wir in einer spannenden und geistreichen tour d'horizon die japanische Finanz- und Geldgeschichte ausgehend vom Zahlungsmittel Reis - wie es der "Entdecker Japans", der Portugiese N. Pinto, 1545 vorfand, bis hin zum heute existierenden Tokyoter Finanzzentrum, das nunmehr an der Schwelle zum "off shore center" steht.

Das Kapitel "Löhne und Gehälter" ist ein Muß für alle Ausländer, die gern das Lied vom stolzen Mitsui-Angestellten sowie von den blitzenden Fabrikhallen bei Honda bzw. vom fürsorglichen Firmenpatriarch anstimmen. Hier erfährt man an Hand von Daten auch einmal etwas über die "andere Seite", die Kleinbetriebe, eher nach dem Motto: "wenn Toyota den Schnupfen hat, bekommen die Zulieferbetriebe eine Lungenentzündung".

Der Autor äußert - was auch in Kapiteln einiger anderer Verfasser anklingt -, daß das Problem der sozialen Sicherheit im Alter das größte soziale Problem Japans darstellt.

Im Kapitel "Familienbudgets" werden die Konsum- und Ausgabe-gewohnheiten der Japaner beschrieben und treffend analysiert, oder: welchen Teil des Budgets verwendet die japanische Hausfrau - 80% aller privaten Konsumausgaben geht durch ihre Hand - für welches Produkt und warum? Den Leser interessiert hier vor allem die Beantwortung der letzten beiden Fragen. Der Autorin gelingt es, auch im Vergleich mit Deutschland übrigens, beide Fragen immer umfassend zu beantworten und gewährt so jedem Leser einen zusätzlichen sozialpsychologischen Einblick in das japanische Familienleben einschließlich der dort existierenden Probleme. Dieses Kapitel sollte jedem zugänglich gemacht werden, der Konsumgüter nach Japan importieren möchte.

Der Abschnitt "Sparen und Vermögensbildung" schildert detailliert und genau - mit Zahlen - Formen der Geldanlage in Japan. Es wird hierbei die interessante Frage nach dem im Vergleich zu den USA bzw. Deutschland relativ geringen Wertpapierbesitz der Kleinsparer (1950: 61,3%, 1980: 30,4%) diskutiert. Der Autor schließt mit der Feststellung,

daß in den höheren Jahrgängen die Besorgnis über die Altersversorgung zum herrschenden Motiv des Sparens geworden ist. Auch er sieht die sozialen Zukunftserwartungen in einem eher ungünstigen Licht.

Im Kapitel "Konsumentenkredite" sind für den Laien die Abschnitte über die japanspezifischen Phänomene wie Finanzierungsgesellschaften (Shinpan) und die berühmt-berüchtigten Geldverleiher (Sarakin) interessant. Die nächste Abhandlung "Geld mit Geruch und Farbe" stellt uns den Japaner - vor allem historisch gesehen - in seiner Verhaltensweise gegenüber Geld und Gelddingen vor. Daneben liest man mit Spannung die Entwicklung der Wertpapierhäuser: agierend zunächst, wie z.B. Nomura, als kleine Geldwechsler (ryōgae-ya) auf einem "Street Market" bis heute hin zum gesellschaftsfähigen "Security House" ohne jegliche Minderwertigkeitsgefühle gegenüber Banken.

Das Kapitel ist gespickt mit historisch interessanten Einzelheiten, deren Nachlesen empfehlenswert ist.

"Banksystem und Finanzierungsmethoden in Japan" werden Laien und Fachmann sehr übersichtlich vorgestellt, wobei den Spezifika wie "window guidance", "over borrowing" japanischer Firmen, "Art. 65 Security and Exchange Law" genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diesen Ausführungen, welche jedem, der mit japanischen Banken zu tun hat, zum Studium zu empfehlen sind, schließt sich logisch das Kapitel über die "Finanzierungsstruktur japanischer Unternehmen" an, für alle sehr lesenswert, weil eben auch hier die Autorin analytisch und stets den spezifischen japanischen Erscheinungsformen Rechnung tragend, gearbeitet hat. An den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen stellt die Autorin die in Japan in allen Branchen und Bereichen - so auch im Finanzbereich - besonders stark ausgeprägte dualistische Wirtschaftsstruktur (nijū kōzō). Dabei muß sie auf das Einflußpotential der japanischen Banken im Verhältnis zu den Unternehmen - im negativen wie im positiven Sinne - zu sprechen kommen (Kapitalbeteiligung, dominierende Kreditgeber, Personalverbindungen). Sie folgert letztlich, daß auf dem japanischen Kapitalmarkt hiesige Klein- und Mittelbetriebe im Vergleich zu den Großunternehmen der "Diskriminierung" ausgeliefert sind.

Einem in internationalen Finanz- und Wirtschaftskreisen derzeit heftig diskutierten Thema nimmt sich der Autor der nächsten Abhandlung an: "Die Internationalisierung des japanischen Yen". Gemessen am Welt-handelsrang Japans wäre eine Internationalisierung des Yen bzw. des japanischen Kapitalmarktes gerechtfertigt. Mit großem Feingefühl für

die Beschreibung hiesiger japanspezifischer Elemente, die gegen eine solche Entwicklung gesprochen haben bzw. teilweise noch sprechen, versteht der Autor es dem Leser - auch dem Laien - zu verdeutlichen, warum dieser Prozeß hier nicht kurzfristig von Erfolg gekrönt sein wird. Eine immer wieder viel beachtete Frage, welche oft auch von deutschen Japanreisenden gestellt wird, diskutiert der Autor des nächsten Kapitels "*Die öffentlichen Haushalte*", nämlich: wie wird Japan Herr über das erschreckend hohe Haushaltsdefizit? Daneben beschreibt der Verfasser übersichtlich und kurz Geschichte und Gegenwart des hiesigen Finanzsystems, wobei - was für den Leser angenehm ist - hinsichtlich der Steuerarten auf Unterschiede zu dem deutschen System hingewiesen wird.

Selbst alte "Japanhasen" müßten von der Fülle des gebotenen Stoffes der beiden nächsten und letzten Abhandlungen "*Die Politik und das Geld*" sowie "*Die leichte Weg zum Geld*" verblüfft sein. Hier wird wohl zum ersten Mal in deutscher Sprache - übrigens in einem sehr flüssigen und geistreichen Stil - stets bezugnehmend auf zurückliegende Fälle, die teilweise nur japanischen Zeitungen entnommen werden konnten, veranschaulicht, wie hierzulande einerseits Parteien und Wahlkämpfe finanziert werden (Spendenabhängigkeit von Politikern, latente Anfälligkeit von Korruption, Großindustrie im Wahlkampf, finanzielle Hilfe durch das Verbrechen für die LDP, "Stimmenkauf", Fundraising-dinners, Korruptionsskandale) und wie andererseits dieses Land - schon teilweise traditionell - Gebräuche und Gepflogenheiten kennt, welche die "Begünstigten" schnell an das "leichte Geld" kommen läßt (Yakuza, gumi-kai-Banden - illegaler Jahresverdienst eines Gangsters in 78: 8,33 Mio. Yen - Drogen, und Amphetaminhandel, Wettgeschäft: Motorboot-, Rad-, Pferde- und Autorennen, Sōkaiyas, Wohnungsmakler, Geldverleiher - Wucher erst ab 109,5% Zinsen!).

Es mag durchaus angehen, daß beide oben erwähnten Artikel in Details berichtigungsbedürftig sind. Das ist hier aber nicht entscheidend. Entscheidend ist, daß erstmalig der erfolgreiche Versuch gemacht worden ist, in "Grauzonen" hereinzuleuchten, um diese dem Leser in verständlicher und zusammenhängender Form darzulegen.

Das ausführliche Literaturverzeichnis ist eine wertvolle Zugabe.

Negative Kritik? Ab und zu finden sich gewisse inhaltliche Überschneidungen bei den einzelnen Kapiteln; eine Tatsache, die man immer wieder bei Büchern entdeckt, in denen von vielen Autoren letztlich unmittelbar oder mittelbar das gleiche Thema abgehandelt werden soll.

Ziel der OAG-Sammelbandbücher ist es, "die üblichen Klischeevorstellungen über Japan zu überwinden". Dieses Ziel ist mit dem vorliegenden Band erreicht. Der Inhalt geht alle an, die mit Japan zu tun haben bzw. System und Leute dieses Landes kennenlernen wollen. Ich habe das Buch mit großem Interesse - teilweise mit Spannung und Vergnügen - gelesen.

DR. AXEL SMEND

24. Februar 1983

FELLMER, BESINNUNGSKISTE

Es gibt Bücher, bei denen man sofort feststellt, daß sie für eine andere Generation geschrieben sind, und für einen Insiderzirkel noch dazu. Bei Peter Bamms Autobiografie etwa hatte ich diesen Eindruck. Wenn es so etwa heißt, man habe jene tolle Kneipe besucht und sich köstlich amüsiert, dann weckt das ein erkennendes Lächeln eben nur bei jemandem, der den Kneipenbesucher und die Kneipe persönlich kennt, und womöglich noch weiß, wie das "amüsieren" vor sich ging.

In diese Kategorie der Literatur gehört auch das kleine Buch

EDITH FELLMER, Die Kiste der Besinnung, Leben mit
einem Tagebuch
(Norderstedt) 1981, 238 S.

Mit dem Titel beginnt es: Heutigem Sprachgebrauch entsprechend "Beziehungskiste" oder "Zweierkiste" zu assoziieren, ist gänzlich falsch, eine ganz normale Kiste ist gemeint. Jene Kiste nämlich, in der Frau Fellmer ihre Japan-Tagebücher wiederfindet, die die beschriebenen Erinnerungen an ihren Japanaufenthalt 1938 bis 1948 auslösen. Diejenigen Leser, die gleichzeitig mit ihr in Japan gewesen sind, werden dem Buch noch die besten Seiten abgewinnen. Denn wem sonst noch sagen all die Namen etwas? Frau Fellmer erinnert sich an die Frau des Botschafters Ott, an Professor Junker, Ivar Lissner, an die Patres der "Yochi-Da-i-Gakku" (bei den japanischen Wörtern ist die Erinnerung weniger gut) und reiht die Begegnungen mit ihnen in diesem oder jenem Salon, anlässlich dieser oder jener Reise aneinander. Unverbindliche Plaudereien . . . - aber hier stocke ich: Vielleicht sind die Erlebnisse vieler deutscher Ehefrauen, deren Mann nach Japan versetzt wird, heute gar nicht so anders?

Frau Fellmer kam als Gattin des Musikers Ladislaus Kreil nach Japan, der hier Kulturarbeit für die Botschaft machte. Die Schilderung dieses Herrn Kreil gehört zum besten und amüsantesten des ganzen Buches. Ein phlegmatischer, übervorsichtiger, recht konventionell-befangener Mensch muß das sein, den die Frau Fellmer erst immer

wieder gewaltig antreiben muß, damit es zu den gemeinsamen Abenteuern kommt. Hierzu zählen u.a. verschiedene Erlebnisse während einer gemeinsamen Mandschurei-Reise; auch der Leser ist der Autorin schließlich dankbar, daß sie ihren Mann irgendwann dann doch nach Jehol bringt, denn nur so kommen auch wir dazu, etwas von der faszinierenden Atmosphäre dieser Stadt mitzuerleben. Nein, ich habe das Buch nicht weggelegt; es hat immer Spaß gemacht weiterzulesen. Nicht fesselnd, aber es beleuchtet die Kriegszeit in Japan, und die Deutschen dort, und die Japaner natürlich, ein wenig. Als kleines Selbstporträt einer Japandutschen also vielleicht lesenswert, wenn gleich der potentielle Interessentenkreis begrenzt sein dürfte.

DR. VOLKER STANZEL

28. März 1983

IRMELA HIJYA-KIRSCHNEREIT, Selbstentblöbungsrituale.
Zur Theorie und Geschichte der autobiographischen
Gattung "Shishōsetsu" in der modernen japanischen
Literatur

(Wiesbaden: Steiner) 1981, 288 S. ISBN 3-515-03303-9

Vorweg: Dieses Buch hat mich fasziniert. Die folgende Rezension bemüht sich u.a. auch darum, diese Faszination zu begründen. Schon der Titel "Selbstentblöbung" gibt uns ja auf den ersten Blick Rätsel auf. Verweist er nicht eher auf ein ethnographisches, anthropologisches oder auch psychologisches Thema als auf ein literaturwissenschaftliches, das er hier dennoch überschreibt? Oder, von anderem Standpunkt her gesehen: Selbstentblöbung - wie paßt das eigentlich zu der landläufigen Vorstellung vom Maske tragenden Japaner und Japan als Land der "Scham"-Kultur? Oder will der Titel uns als Leser gar heimlich bestechen mit seinem leicht modernistisch anmutenden Gestus? Am Ende des Buches aber wissen wir: Der Titel stimmt. Straff faßt er das Arbeitsergebnis zusammen. (Ob deswegen das Stichwort Selbstentblöbung im Index fehlt?)

Tatsächlich geht es in dieser Abhandlung um weit mehr als um eine bloß literaturwissenschaftliche Problematik. So findet, wer an der geistigen Situation Japans seit der Meiji-Zeit interessiert ist, hier ein reiches Material ausgebreitet, das Denkanstöße gibt, das selbst beobachtete Phänomene in ein neues Licht rückt, zu neuen Erkenntnissen und damit zu weiteren Fragen führt. Kein Kapitel, das die Japaner nicht von einer weithin unbekanntem, weil unbeachteten (Innen-) Seite zeigt. So erfährt man etwas über die "Schreibkrankheit" der Japaner, über die Sucht des Literaten, geradezu alles auszuapludern, selbst wenn er sich dabei zwar nicht um Kopf und Kragen, wohl aber um seine Verlobte und Freunde bringt.

Zentriert ist das Buch, wie gesagt, um ein literaturwissenschaftliches Thema. Und hierfür ist die junge deutsche Japanologin und Dozentin an der Bochumer Universität durch ein germanistisches und literaturvergleichendes Studium so gut ausgerüstet wie selten jemand. Sie kann daher auch theoretische Fragen präzise anpacken. Das kommt dem Buch zugute. Auf allen Ebenen ist es wissenschaftlich durchdacht. Und trotzdem bleibt der Text auch lesbar für den Nicht-Spezialisten. Die

Darstellung ist fast nirgendwo vom wissenschaftlichen Jargon überwuchert. (Nur an einer Stelle hatte ich Verstehensschwierigkeiten. Die genaue Bedeutung von kathetisch-(ästhetisch) bzw. cathetic führt selbst der große Duden bzw. das Oxford Dictionary mittlerer Größe nicht auf.) Auch scheut sich die Wissenschaftlerin Hijiya-Kirschnerit nicht, hin und wieder affektive Reaktionen wiederzugeben, beispielsweise wenn sie von der "Banalität und Geschmacklosigkeit" (S. 149) der untersuchten Literatur spricht oder "Problemfelder von unangenehm großem Ausmaß" (S. 3) konstatiert, was jedes Mal frisch wie eine farbige Noppe aus dem wissenschaftlichen Stoff hervorleuchtet. Außerdem verfügt sie über didaktisches Geschick, das es dem Leser erleichtert, dem umfangreichen, vielschichtigen, dicht geschriebenen Inhalt zu folgen. So beginnt ein Absatz beruhigend: "Verweilen wir noch kurz" (S. 16), ein anderer "Erinnern wir uns" (S. 38); auch läßt sie uns dann und wann eine Frage "getrost vernachlässigen" (S. 54), oder sie nimmt uns bei der Hand "Denn mit ihr [der Bedingung] steuern wie unweigerlich auf einen Eisberg gattungstheoretischer und methodologischer Fragen zu" (S. 124). Anders ausgedrückt: Hijiya-Kirschnerit versteht es, uns an ihrem Gedankengang zu beteiligen, und dies in einem solchen Maße, daß wir unwillkürlich sogar bereit sind, die im Laufe der Arbeit zuweilen vorgenommenen leichten Akzentverschiebungen bei Erklärungen und Definitionen zugunsten der Annäherung an das Ziel voll zu akzeptieren, in dem gleichen, verständlichen Wunsch, das Thema fest im Griff zu halten statt es komplizierter zu machen.

Worum geht es nun speziell? Alles in diesem Buch kreist um ein Genre japanischer Erzählprosa, das sich im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts herauszubilden begann und seitdem, bis heute, in der literarischen Produktion einen wichtigen, wenn nicht zentralen Platz einnimmt. Um es mit Hijiya-Kirschnerits Worten zu sagen: "Nahezu alle theoretischen und praktischen Fragen, die seit der späten Meiji-Zeit in der literarischen Welt dieses Landes aufgeworfen wurden, lassen sich [an dieser Gattung] exemplifizieren" (S. 3). Und obwohl von jedem in und außerhalb Japans, der sich mit japanischer Literatur beschäftigt, die Bedeutung dieses noch neuen Genres schon betont worden ist, hat es doch vor Hijiya-Kirschnerit niemand einer eingehenden Analyse unterzogen. Sie erst hat sich des dornigen Themas scharfsinnig und mit nie ermüdender Sorgfalt angenommen. Das Unterfangen ist schwierig, es ist vertrackt.

Das fängt schon bei der Benennung ihres Untersuchungsgegens-

tandes an. Was sich eindeutig in chinesischen Zeichen schreibt 私人小説 spricht sich auf Japanisch keineswegs so eindeutig aus, denn die Zeichen dürfen sowohl watakushi-shōsetsu als auch shishōsetsu gelesen werden. Ihre Entscheidung für die Lesung shishōsetsu begründet indessen Hijiya-Kirschnerit überzeugend. Noch schwieriger ist es, den Begriff ins Deutsche zu übertragen. Die sog. wörtliche Übersetzung "ich"-Roman führt insofern in die Irre, als dieser japanische "ich"-Roman sich eben nicht mit dem deutschen Ich-Roman identifizieren läßt, ganz davon zu schweigen, daß in diesem Fall wie überhaupt "Roman" nicht mehr als eine Hilfsübersetzung von shōsetsu sein kann. Letztlich unbefriedigend bliebe aber auch die an die Gepflogenheit anglo-amerikanischer Japanologen sich anlehrende Lösung "autobiographischer Roman", weil wir unter einem autobiographischen Roman wohl nach wie vor in erster Linie eine Retrospektive verstehen, um die es im japanischen "ich"-Roman aber meist nicht geht. Daher beläßt es die Verfasserin - wie ich finde, zu Recht - bei der Benennung Shishōsetsu.

Was aber ist nun ein Shishōsetsu, sofern es zunächst und vor allem um eine Gattungsbestimmung geht? Im dritten der fünf Teile ihres klar gegliederten Buches führt Hijiya-Kirschnerit ein Strukturmodell vor. Es scheint in seiner Simplizität unmittelbar einleuchtend, konnte freilich nur aufgrund einer in Teil I (Kontext und Entstehungsbedingungen) und Teil II (die Shishōsetsuforschung) gut vorbereiteten, dann spannend genau durchgeführten Analyse erstellt werden. Weil es zum Verständnis der gesamten japanischen Literatur einen wichtigen Beitrag liefert, soll es, wenn auch sehr verkürzt, hier vorgestellt werden. Zwei dialektisch auf einander bezogene Elemente werden, da sie als gattungskonstitutiv erkannt worden sind, zu Bestimmungskriterien ernannt. Es sind "Faktizität" und "Fokusfigur". Faktizität "besagt, daß das Werk die vom Autor erfahrene Realität unmittelbar wiedergibt" (S. 126, Hervorhebung von mir), Fokusfigur versteht sich als "Personalunion von Erzähler, Held und Autor" (auch dann, wenn der Held einen vom Autor abweichenden Namen trägt). Hinzutritt, da der Autor den Protagonisten - was ja nichts anderes heißt als sein Ich - stets von "Innen" schildert, alle anderen Figuren jedoch von "Außen" beschreibt, die "Erzählperspektive 'mit'". Indem nämlich der erzählte Lebensabschnitt durchweg in chronologischem Ablauf geschildert wird, bekommt der Leser den Eindruck, Erlebender und Erzählender seien identisch, als würde hier im *selben Augenblick* erlebt und erzählt. Was

von der chronologischen Erzählung abweicht, wird denn auch stets als assoziativer Einschub behandelt. So das Schema. Wie nun selbst Durchbrechungen dieses Schemas nur zu seiner Verstärkung dienen, weist Hijiya-Kirschnerit durch mehrere brillante Werkanalysen nach (besonders S. 214/15).

Daß sich nämlich das Modell auch in der praktischen Anwendung bewährt, zeigt der sich anschließende Teil, in dem die Verfasserin einige exemplarische Shishôsetsu unter einem jeweils anderen Aspekt analysiert. Wer von den Lesern des Werks beispielsweise den auch ins Englische übersetzten Roman Ningshikkaku (No longer human) von Dazai Osamu einmal selbst zur Hand nimmt, wird bewundernd bemerken, daß Hijiya-Kirschnerits Analyse nicht nur besticht, sondern tatsächlich zu einem differenzierteren Verständnis führt. Jede der Analysen ist durch Zitate so gut belegt, daß man auch zu eigenen abweichenden Meinungen kommen kann. So würde ich selbst etwa die Handlung des Vaters in der Erzählung Ko-wo tsurete (Mit den Kindern) von Kasai Zenzô nicht einfach abwertend "unvernünftig" (S. 168) nennen, besonders wenn ich in Rechnung stelle, wie hart damals um 1918 die sozialen Zwänge gewesen sein müssen. Denn damals bedeutete es, fremden Menschen im fremden Haus ein - sei es auch aus Übermüdung und Hunger - greinendes Kind zuzumuten, selbst bei freundlichem Entgegenkommen zusätzlich zur eigenen Not auch noch sein soziales Schulden-Konto zu belasten. Gewiß, nicht mehr als eine Marginalie. Aber besteht und lebt Literatur nicht aus derartigen Differenzierungen?

Sympathisch finde ich, daß Hijiya-Kirschnerit die Gattungsbestimmung niemals zum Selbstzweck macht. Überdies, die Intentionen der Verfasserin sind aus guten Gründen ehrgeiziger. Sie arbeitet sich vor zu größeren Zusammenhängen. Dazu gehört bereits ihre ziemlich weit vorn gemachte Feststellung, daß das, was als Innovation: Shishôsetsu beabsichtigt gewesen war, auf eine Renovation: Anschluß an den tradierten kulturellen Kode hinauslief (Teil I, Kap. 3.3.4 Innovation als Renovation). Im letzten, fünften Teil holt sie dann noch weiter aus, wenn sie den Shishôsetsu mit dem Netz des "literarischen Kommunikationssystems" verkabelt mitsamt den vielen in die Vergangenheit leitenden Anschlüssen. Daß sie diesen Teil ausdrücklich zur Diskussion stellt, bescheinigt ihr redliche Vorsicht. Wie auf allen anderen Gebieten in der Meiji-Zeit, so eben auch auf literarischem Feld und hier besonders im Bereich der Erzählungen kam es zu neuen Zielsetzungen. Sie fußten

auf und nährten sich von westlicher Literatur im allgemeinen, beriefen sich dann aber insbesondere auch auf Literaturtheorien, die zu der Zeit in Europa im Schwange waren. So gilt der Naturalismus als einer der Auslöser des Shishôsetsu (wobei das sozialkritische Moment allerdings beiseitegeschoben und das Prinzip absoluter Objektivität durch das - privatistische - absolute Aufrichtigkeit ersetzt wurde).

Eine weitere von Hijiya-Kirschnerit gebührend hervorgehobene Neuerscheinung der Meiji-Zeit war der "bundan", eine in sich geschlossene Literatengesellschaft in der Gesellschaft, deren Tratschatmosphäre in direktem Zusammenhang mit der Shishôsetsu-Produktion - dem (eitlen, übertriebenen) Sprechen über sich selbst - stand. Und ebenso ruft sie uns ins Gedächtnis, daß in der Meiji-Zeit doch sehr viel Neues in Gang gesetzt wurde, was nicht selten - in erster Linie in den gebildeten Schichten - ziemliche Verunsicherungen in den Verhaltens-, Gefühls- und Denkmustern hervorrief (S. 11). Nicht jede Neuerung brachte zugleich neue Freiheiten mit sich. Im Gegenteil, so fiel auf die Beziehung der Geschlechter, die einer auch von oben verordneten Änderung unterzogen wurde - Einführung der Monogamie, d.h. Abschaffung der Nebenfrau durch Gesetz von 1882 - sogleich der Frost viktorianischer Prüderie.

Wo amerikanische Missionsschwester zu den Mädchen von Männern als Teufel sprachen, lernten Männer - je nachdem, wie man es nun nennen möchte - Frustrationen oder Gewissensbisse kennen, die ihnen bis dahin unbekannt gewesen sein dürften. Schade, daß die Veränderungen in der Geschlechterbeziehung in diesem Buch so ganz unberücksichtigt bleiben, zumal die frühen Shishôsetsu sich auffallend häufig mit außerehelichen Liebesbeziehungen beschäftigen. Auch komme ich in diesem Zusammenhang nicht davon los, daß, worauf Hijiya-Kirschnerit nicht eingeht, die Lektüre von Jean Jacques Rousseaus "Confessions" (die schon 1883 übersetzt wurden) so etwas wie einen Kulturschock in Japan ausgelöst haben muß. (Warum steht denn dieses Buch in den Literatengedächtnissen noch heute an so eminenter Stelle?) Wenn die erste exemplarische Shishôsetsu-Erzählung Futon von 1907 (deutsch in: "Flüchtiges Leben", 1948) sofort nach Erscheinen eine "kühne Beichte" (Zitat, S. 45) genannt wurde, scheint mir in diesem Ausruf noch immer deutlich das Nachbeben dieses Schocks nachzuwirken. Rousseau schrieb eine revolutionäre, aufwühlende Beichte, Tayama Katai, der Autor von Futon, schrieb, was als Beichte gelesen werden konnte (über das ersehnte, aber unerfüllte

Liebesverhältnis zu der in seiner Obhut stehenden Schülerin sowie über die Überdruß-Haßgefühle gegenüber der Ehefrau). Doch aller Literatur vor der Meiji-Zeit, so auch dem Kagerô nikki (deutsch, Ullstein Taschenbuch 1981), auf das Hijiya-Kirschneireit Bezug nimmt, geht m. E. der Beichtcharakter ab. Die Schreiberin des Kagerô nikki - nein, sie beichtete nicht, sie enthüllte sich bloß in der unverhüllten Klage über das Leid, das ihr angetan wurde.

Erst der Impakt mit dem Westen brachte die Literatur der Bekenntnisse, Beichten und Selbstentblößungen hervor. Freilich, diese Literatur weist eine ganze Reihe neualter Elemente auf, die Hijiya-Kirschneireit zum ersten Mal präzise namhaft gemacht hat. Und mit dem Folgenden hat sie mich auch wieder vollkommen überzeugt: Der Beichtcharakter des Shishôsetsu weist durch seine implizierte Forderung nach Faktizität schon von daher eine deutliche Parallele zur klassischen Literatur Japans auf, die, wo sie Erlebnisliteratur ist, die Faktizität immer mehr oder weniger ebenso forderte wie rund ein Jahrtausend später dies der Shishôsetsu tut. Damals und heute handelt es sich um die Forderung nach "makoto (tatsächlich/echt/wahr) versus kyo/uso (erdacht/unecht/Lüge)" (S. 238).

Welche Gründe aber mag Hijiya-Kirschneireit gehabt haben, daß sie, obwohl sie Motoori Norinagas Ausführungen anhand des Genjimonogatari anführt, diese berühmte Stelle im Genji selbst (Kap. Leuchtkäferchen) dennoch nicht voll in den Diskurs einbezieht und somit auf die Auslotung tieferer und weiterer Dimensionen der japanischen Frage nach der Wahrheit in der Literatur verzichtet, eine Frage, die Japans Literatur so erstaunlich früh und bewußt diskutiert hat.

Ich bedaure dies um so mehr, als damit vielleicht Hinweise dafür hätten gewonnen werden können, warum trotz der großen und in der Tradition zwar durchaus begründbaren Beliebtheit des Shishôsetsu die überwiegende Zahl der von Japanern selbst als solche bezeichneten Meisterwerke ihrer modernen Literatur dennoch "Nicht-Shishôsetsu" sind.

Der Shishôsetsu, dem, wie wir lernen, alles Ausgedachte fernliegt, entwickelte als Literatur "spontaner Lebensäußerung" (S. 207) einen eigenen Stil, den Hijiya-Kirschneireit in die Nähe der écriture automatique rücken möchte. Indes, führt uns diese Interpretation nicht doch in eine Sackgasse? Vor allem Shiga Naoyas diverse Shishôsetsu "auch" (S. 208) unter den Begriff "automatischer Text" ordnen zu wollen, heißt m. E. Shigas Verständnis des Shishôsetsu mißzuinterpretieren und die

Intellektualität nicht nur der Inhalte der Werke Shiga Naoyas - dieses "Gottes des Romans" (von denen Hijiya-Kirschneireit zwei so glänzend analysiert) zu übersehen, sondern auch zu vernachlässigen, mit welcher (dokumentierten) bewußten Anstrengung Shiga Naoya seine Erzählungen sprachlich mehrmals durchzufeuern pflegte, um die ihnen eigene meisterhafte sprachliche Einfachheit zu erreichen.

Der Umfang der Primär- und Sekundärquellen, die für diese Arbeit herangezogen wurden, ist überwältigend groß. Da es sich bis auf wenige Ausnahmen um ausschließlich japanische Quellen handelt, sind sie nur vermöge einer souveränen Beherrschung der japanischen Sprache, die bis in die vielfältigen literarischen Nuancen hinein nicht jedes Japanologen Sache ist, zu bewältigen gewesen. Zudem erweist sich bei Bearbeitung eines speziellen Genres der japanischen Literatur dessen starkes Qualitätsgefälle, insbesondere im Hinblick auf unumgängliche Verallgemeinerungen, als ein Hindernis, wobei im Fall des Shishôsetsu hinzukommt, daß einen vieles an der Selbstentblößung reichlich befremdet und irritiert, wenn es nicht gerade von hoher literarischer Qualität ist. Wer diese Shishôsetsu nie gelesen hat, kann sich nicht vorstellen, welch ein ungeheures Interesse die Autoren für die Dinge und nur für die haben, die sie persönlich berühren.

Die intellektuelle Anstrengung, hier dennoch immer wieder aufs neue übergreifende, allgemeine, für Japan aufschlußreiche Aspekte zu finden, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Um nur einige dieser Aspekte aus dem Inhaltsverzeichnis anzuführen: Egozentrisches Sprechen; Leben heißt leiden; Lebenswille und Todeswunsch; Schreiben als Ausweg; Selbstentblößung als moralische Handlung; Austauschbarkeit von Literatur und Leben. Was für die Primärquellen zutrifft, gilt für die Sekundärliteratur in verstärktem Maße. Allein schon, daß Literaturwissenschaft sich in Japan, anders als bei uns, als kreative Literatur versteht, bringt für die Auswertung Schwierigkeiten mit sich. Die wichtigsten Werke in Bezug auf den Shishôsetsu hat Hijiya-Kirschneireit sorgfältig aufgelistet, womit sie jedem Wissenschaftler, der weitere Studien zu diesem Thema betreiben möchte, einen unschätzbaren Dienst erweist. Das Hauptproblem bei der Auswertung japanischer Werke, soweit es um Literatur geht, scheint mir darin zu bestehen, daß jede Äußerung, die in der literarischen Welt Japans getan wird, nicht oft genug nach allen Seiten gedreht und gewendet, abgeklopft und abgewogen werden kann, ehe man auf die eigentliche Aussage kommt. Viele Äußerungen lassen sich nur aufschlüsseln aufgrund intimer bis intimster

Kenntnisse der Konstellationen in dieser literarischen Welt (die sich aus den Werken selbst schwer rekonstruieren lassen), sowie der Gepflogenheiten ihrer Literaten. So manches bedeutet gerade nicht wörtlich das, was da geschrieben steht, bezieht seine Bedeutung eher aus dem, was verschwiegen wird - kurz, es ist eine wahre Crux. Aber ich stimme Hijiya-Kirschner zu, daß freilich auch das Wie eines Arguments aufschlußreich sein kann. So, wenn japanische Kritiker mit der Elle der Faktentreue die literarische Qualität des Shishōsetsu vor allem auch dann messen, wenn es ein Vorwand ist. Nur frage ich mich, ob auch Äußerungen als Zeugen aufgerufen werden sollten, deren Aussage von jedem einheimischen wie ausländischen Kenner der Materie rasch widerlegt werden können. Als Beispiel möchte ich anführen: "Die Europäer treiben die Theorie der Kunst, die Japaner aber üben die Kunst" (Zitat S. 238). Um ernst genommen werden zu können, ist der Wahrheitsgehalt einer solchen Mystifikation aus dem Jahr 1942 doch allzu anfechtbar. Japan besitzt ja durchaus bedeutende kunsttheoretische Schriften (Zeami über Nō beispielsweise) und der Westen besitzt natürlich eine Tradition des Übens in der Kunst (hätte er sonst jemals große Pianisten, Sänger, Schauspieler, Maler usf. hervorgebracht?). Ich habe die speziellen Schwierigkeiten deswegen so ausführlich erörtert, weil sich m. E. jeder literaturwissenschaftlich arbeitende Japanologe mit ihnen herumschlägt.

Zuletzt: Hijiya-Kirschner hat beispielhaft vorgeführt, wie Japanologie betrieben werden sollte. Gründliches Studium der Quellen und japanischen Sekundärliteratur, Darstellung ihrer Inhalte, dann aber nicht bloßes Nachbeten sondern Reflexion und Analyse nach Maßstäben des eigenen Kulturkreises. So selbstverständlich diese Forderung klingen mag: so konsequent und methodisch sicher wie bei Hijiya-Kirschner findet man sie nur selten verwirklicht. Darin besteht für mich eine der Faszinationen dieses Buches, zeigt sich doch auf diese Weise, wie engagiertes Interesse und eine sensible Auseinandersetzung mit fremder Kultur durch einen festen - der eigenen Kultur entnommenen - Standort an Überzeugungskraft nur gewinnt.

P.S. Einer der bedeutendsten und sehr lesenswerten Shishōsetsu ist: An'ya kōro (Translated by Edwin McClellan "A Dark Night's Passing", Kodansha International, 1976, Yen 3.600)

AUTORENREGISTER, GEOGRAPHISCH GEORDNET

ASIEN

- | | |
|---|-----|
| Aigner, Gottfried: Asien. Reihe: "Reisen und erleben," 1980 | 113 |
| Auboyer, Jeannine u.a.: Handbuch der Formen- und Stilkunde: Asien, 1980 | 125 |
| Draguhn, Werner, Rolf Hofmeier, Mathias Schönborn, Hrsg.: Politisches Lexikon Asien und Südpazifik, 1980 | 67 |
| Narciß, Georg Adolf, Hrsg.: Im fernen Osten—Forscher und Entdecker in Tibet, China, Japan und Korea 1689–1911, 1978 | 49 |

CHINA

- | | |
|--|-----|
| Blumer, Giovanni: Die chinesische Kulturrevolution 1965/67, 1968 | 91 |
| Chen, Jo-hsi: Die Exekution des Landrats Yin und andere Stories aus der Kulturrevolution, 1979 | 98 |
| China Directory in Pinyin, Wade-Giles, 1980 | 16 |
| China - Geschichte - Probleme - Perspektiven, 1981 | 197 |
| Collis, Maurice: Foreign Mud - being an account of the Opium Imbroglia at Canton in the 1830's and the Anglo-Chinese War that followed, 1946 | 62 |
| Domes, Jürgen: China nach der Kulturrevolution - Politik zwischen zwei Parteitag, 1975 | 108 |
| Garms, Eckhard, Hrsg.: Wirtschaftspartner China 81/82 - Chancen nach der Ernüchterung - Erfahrungen und Fakten. Möglichkeiten und Grenzen. Praxis und Erfolg, 1981 | 199 |
| Hoffmann, Rainer: Entmaoisierung in China - Zur Vorgeschichte der Kulturrevolution | 103 |
| Ders.: Der Untergang des konfuzianischen China vom Manchu-Reich zur Volksrepublik, 1980 | 155 |
| Hsia, Chih-yen: Der kälteste Winter in Peking - Ein Roman aus Rotchina, 1979 | 99 |
| Klenner, Wolfgang: Ordnungsprinzipien im Industrialisierungsprozeß der VR China: Planung - Organisation - Unternehmenskonzept, 1979 | 188 |
| Kraus, Willy: Wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel in der Volksrepublik China, 1979 | 44 |

Kuo, Heng-yü: Maos Kulturrevolution - Analyse einer Karikatur, 1968	105
Lemke, Peter: Das China-Geschäft - Die Volksrepublik, 1980	200
Lienert, Ursula: Das Imperium der Han, 1980	151
Ling, Ken: The Revenge of Heaven - Journal of a Young Chinese, 1972	94
Martin, Helmut: China ohne Maoismus? - Wandlungen einer Staatsideologie, 1980	111
McCoy, Alfred W.: The Politics of Heroin in Southeast Asia, 1972	64
Menzel, Ulrich: Theorie und Praxis des chinesischen Entwicklungsmodells - Ein Beitrag zum Konzept autozentrierter Entwicklung, 1978	190
Porkert, Manfred: China - Konstanten im Wandel. Moderne Interpretationen der chinesischen Klassik, 1978	55
Quincey, Thomas De: The Confessions of an English Opium-Eater, 1948	61
Robinson, Joan: The Cultural Revolution in China, 1970	93
Schelochowzew, A.: Chinesische Kulturrevolution aus der Nähe - Augenzeugenbericht eines sowjetischen Beobachters, 1969	95
Sichrowsky, Peter: China-Handel - Leitfaden für die 80er Jahre, 1979	201
Staiger, Brunhild, Hrsg.: China. Natur - Geschichte - Gesellschaft - Politik - Staat - Wirtschaft - Kultur, 1980	187
Weggel, Oskar: Die chinesischen Revolutionskomitees oder der Versuch, die Große Kulturrevolution durch Parzellierung zu retten, 1968	106
Ders.: Die Partei als Widersacher der Revolutionskomitees - Siegt Lenin oder Rosa Luxemburg in China? 1970	106
Ders.: China - Zwischen Revolution und Etikette. Eine Landeskunde, 1981	185
Wickert, Erwin: Der Auftrag des Himmels, 1981	153
Ders.: China von innen gesehen, 1982	203
Wiethoff, Bodo: Grundzüge der älteren chinesischen Geschichte, 1971	149
Ders.: Grundzüge der neueren chinesischen Geschichte, 1977	149

INDIEN UND HIMALAYA

Bhagavadgita/Aschtavakragita - Indiens heilige Gesänge, 1978	88
Crowther, Geoff, Prakash A. Raj, Tony Wheeler: India - A Travel Survival Kit, 1981	193
Haas, Ernst: Im Himalaya - Pilgerfahrt zum Dach der Welt, 1978	69
Harrer, Heinrich: Ladakh - Götter und Menschen hinterm Himalaya, 1980	70
Hilgemann, Werner/Günter Kettermann, dtv-Perthes-Weltatlas, Band 2: Indien, 1973	84

Kaye, M. M.: The Far Pavilions, 1978, 1979	9
Dies.: Shadow of the Moon, 1980	89
Keilhauer, Anneliese: Buddhismus - Wesen, Werden, Symbolik, Ikonographie, "Die Religionen Indiens" Bd. 2, 1980	161
Keilhauer, Anneliese und Peter: Ladakh und Zaskar - Lamaistische Klosterkultur im Land zwischen Indien und Tibet, 1980	72
Kettermann, Günter: Siehe Hilgemann, Werner	84
Leifer, Walter: Indien und die Deutschen - 500 Jahre Begegnung und Partnerschaft, 1969	86
Mahabharata - Indiens großes Epos, 1979	88
Peissel, Michel: Das verbotene Königreich im Himalaya - Abenteuerliche Expedition in eine mystische Hochkultur zwischen Indien und China, 1978	74
Raj, Prakash A.: Siehe Crowther, Geoff	193
Rajagopalachari, Chakravarti: Ramayana, 1976	89
Rau, Heimo: Indien - Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde, 1978	85
Rothermund, Dietmar: 5 mal Indien, 1979	83
Schettler, Margret und Rolf: Kaschmir und Ladakh - Globetrotter-Ziele beiderseits des Himalayas, 1977	73
Upanishaden - Die Geheimlehre der Inder, 1978	88
Wheeler, Tony: Siehe Crowther, Geoff	193
Wood, Heather: Third-class Ticket, 1980	195

INDOCHINA

Greene, Graham: The Quiet American, reprint 1979	137
Pavie, Auguste: Eine friedliche Eroberung - Indochina 1888, 1967	139
Scholl-Latour, Peter: Der Tod im Reisfeld - Dreißig Jahre Krieg in Indochina, 1980	135

INDONESIEN

Baum, Vicky: The Tale of Bali. Deutsch erschienen als: Liebe und Tod auf Bali, 1973	19
---	----

- Black, Star and David Stuart-Fox: Bali - The Official Guide of the Island of Bali, 1977 22
 Covarrubias, Miguel: Island of Bali, 1979 21
 Dahm, Bernhard: Sukarnos Kampf um Indonesiens Unabhängigkeit - Werdegang und Ideen eines asiatischen Nationalisten, 1966 24
 Ders.: History of Indonesia in the Twentieth Century, 1971 24
 Dalton, Bill: Indonesia Handbook, 1978 23
 Institut für Asienkunde Hamburg (Hrsg.): Wirtschaftspartner Indonesien, 1979 25
 Roeder, O. G.: The Smiling General - President Soeharto of Indonesia, 1969 24
 Stuart-Fox, David: Siehe Black, Star 22

JAPAN

- Agawa, Hiroyuki: The Reluctant Admiral - Yamamoto and the Imperial Navy, 1980 183
 Barth, Johannes: Edo, Geschichte einer Stadt und einer Epoche Japans, 1979 221
 Berger, Klaus: Japonismus in der westlichen Malerei 1860-1920, 1980 163
 Boesch, Hans: Japan, 1978 141
 Clark, Rodney: The Japanese Company, 1979 212
 Colmsan-Freyberger, Heidemarie, Haruko Kishimoto, Peter Krebs, Susanne Krebs, Manfred Pohl: Japan - Daten, Bilder, Perspektiven, 1982 179
 Dambmann, Gerhard: 25 mal Japan, Weltmacht als Einzelgänger, 1979 208
 Dettloff, Ariane und Hans Kirchmann: Arbeitsstaat Japan - Exportdrohung gegen die Gewerkschaften, 1981 127
 Drea, Edward J.: The 1942 Japanese General Election: Political Mobilization in Wartime Japan, 1979 239
 Enders, Siegfried R. C. T.: Japanische Wohnformen und ihre Veränderung, 1979 10

- Erlinghagen, Helmut: Japan - ein deutscher Japaner über die Japaner, 1976 144
 Ders.: Japan, eine Landeskunde, 1979 209
 Ernst, Angelika: Japans unvollkommene Vollbeschäftigung, 1980 217
 Ernst, A., H.-D. Laumeyer, R. Lindberg, E. Lokowandt, Hrsg.: Geld in Japan, 1982 263
 Fellmer, Edith: Die Kiste der Besinnung, Leben mit einem Tagebuch, 1981 269
 Fischer, Peter, Hrsg.: Buddhismus und Nationalismus im modernen Japan, 1979 159
 Flüchter, Winfried: Stadtplanung in Japan - Problemhintergrund, gegenwärtiger Stand, kritische Bewertung, 1978 12
 Grames, Eberhard und Susanne und Peter Krebs: Japan, 1979 207
 Hammitzsch, Horst, Hrsg.: Japan-Handbuch, 1981 174
 Herde, Peter: Pearl Harbor, 7. Dezember 1941 - Der Ausbruch des Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten und die Ausweitung des europäischen Krieges zum Zweiten Weltkrieg, 1980 78
 Hergt, Manfred/Günter Kettermann: dtv-Perthes-Weltatlas, Bd. 13: Japan, 1980 31
 Herold, Renate: Die Blume am Arbeitsplatz - Japans Frauen im Beruf, 1980 213
 Hielscher, Gebhard, Hrsg.: Die Frau, 1980 249
 Hijiya-Kirschner, Irmela: Selbstentblößungsrituale. Zur Theorie und Geschichte der autobiographischen Gattung "Shishōsetsu" in der modernen japanischen Literatur, 1981 271
 Johnson, Chalmers: An Instance of Treason - Ozaki Hotsumi and the Sorge Spy Ring, 1977 37
 Kettermann, G.: Siehe Hergt, Manfred 31
 Kirchmann, Hans: Siehe Dettloff, Ariane 127
 Kishimoto, Haruko: Siehe Colmsan-Freyberger, Heidemarie 179
 Kobayashi, Hiroaki: Wirtschaftsmacht Japan - Strukturen und Organisationen, 1980 41
 Kojima, S.: Siehe Yamaguchi, M 15
 Komatsu, Sakyō: Wenn Japan versinkt, in der Reihe "Die Phantastischen Romane," 1979 245
 Kracht, Klaus, Hrsg.: Japan nach 1945 - Beiträge zur Kultur und Gesellschaft, 1979 146
 Krebs, Peter und Susanne: Siehe Colmsan-Freyberger, Heidemarie 179
 Dies.: Siehe Grames, Eberhard 207
 Kreiner, Josef: Japan - Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde, 1979 119
 Laumeyer, H.-D.: Siehe Ernst, Angelika 263
 Lesser, Rose und Herbert Wüst: Taifun und ..., 1981 142
 Lindberg, R.: Siehe Ernst, A. 263

Lokowandt, Ernst: Die rechtliche Entwicklung des Staats-Shinto in der ersten Hälfte der Meiji-Zeit (1868–1890), 1978	157
Ders.: Siehe Ernst, A.	263
Manchester, William: American Caesar - Douglas MacArthur 1880–1964, 1979	181
Meissner, Hans-Otto: The Man with Three Faces, 1976	39
Meissner, Hans-Otto: Der Fall Sorge. Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage, 1979	35
Michalka, Wolfgang: Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933–1940. Außenpolitische Konzeptionen und Entscheidungsprozesse im Dritten Reich, 1980	235
Minear, Richard H.: Victor's Justice - The Tokyo War Crimes Trial, 1972	80
Morley, James W.: Japan's Road to the Pacific War. The Fateful Choice. Japan's Advance into Southeast Asia, 1939–1941. Selected Translations from Taiheiyō sensō e no michi: kaisen gaikō shi, 1980	231
The Oriental Economist's Japan Economic Yearbook	32
Pohl, Manfred: Siehe Colman-Freyberger, Heidemarie	179
Roberts, Laurance P.: Roberts Guide to Japanese Museums, 1978	32
Sansom, George B.: The Western World and Japan, reprint 1973	212
Schwind, Martin: Das japanische Inselreich	
Band 1: Die Naturlandschaft, 1967	169
Band 2: Kulturlandschaft - Wirtschaftsgrößmacht auf engem Raum, 1981	169
Shillony, Ben-Ami: Politics and Culture in Wartime Japan, 1981	239
Shono, Masako: Japanisches Arita-Porzellan im sogenannten "Kakemonstil" als Vorbild für die Meißener Porzellanmanufaktur, 1973	166
Singer, Kurt: Mirror, Sword and Jewel, The Geometry of Japanese Life, 1981	227
Stuckenschmidt, Dierk, Hrsg.: Reisen und Leben in Japan, 1976	57
Tōkyō no Hakubutsukan, 1975	34
Toland, John: The Rising Sun - The Decline and Fall of the Japanese Empire 1936–1945, 1971	77
Vogel, Ezra F.: Japan as No. 1, Lessons for America, 1979	211
Weber, A. R.: Kontorrock und Konsulatsmütze, Nachdruck 1981	225
Whitford, Frank und Ceci: Tokio, 1980	120
Wüst, Herbert: Siehe Lesser, Rose	142
Yamada, Chisaburoh F., ed.: Dialogue in Art - Japan and the West, 1976	167
Yamaguchi, M. and S. Kojima, eds.: A Cultural Dictionary of Japan, 1979	15
Yoshida-Krafft, Barbara, Hrsg.: Blüten im Wind, Essays und Skizzen der japanischen Gegenwart, 1981	260

KOREA

Adams, Edward B.: Korea Guide, 1977	
Eli, Max: Wirtschaftliche Entwicklungsperspektiven der Republik Korea, 1980	27
Middleton, Dorothy H. and William D.: Some Korean Journeys, 1975	29
	27

ZEITSCHRIFTEN

Beijing Rundschau	
China Aktuell	202
The China Quarterly - An International Journal for the Study of China	202
Far Eastern Economic Review	203
	201

AUTORENREGISTER, ALPHABETISCH GEORDNET

Adams, Edward B.: Korea Guide, 1977	27
Agawa, Hiroyuki: The Reluctant Admiral - Yamamoto and the Imperial Navy, 1980	183
Aigner, Gottfried: Asien. Reihe: "Reisen und erleben", 1980	113
Auboyer, Jeannine u.a.: Handbuch der Formen- und Stilkunde: Asien, 1980	125
Barth, Johannes: Edo, Geschichte einer Stadt und einer Epoche Japans, 1979	221
Baum, Vicky: The Tale of Bali. Deutsch erschienen als: Liebe und Tod auf Bali, 1973	19
Beijing Rundschau	202
Berger, Klaus: Japonismus in der westlichen Malerei 1860-1920, 1980	163
Bhagavadgita/Ashtavakragita - Indiens heilige Gesänge, 1978	88
Black, Star and David Stuart-Fox: Bali - The Official Guide of the Island of Bali, 1977	22
Blumer, Giovanni: Die chinesische Kulturrevolution 1965/67, 1968	91
Boesch, Hans: Japan, 1978	141
Chen, Jo-hsi: Die Exekution des Landrats Yin und andere Stories aus der Kulturrevolution, 1979	98
China Aktuell	202
China Directory in Pinyin, Wade-Giles, 1980	16
China - Geschichte-Probleme-Perspektiven, 1981	197
The China Quarterly - An International Journal for the Study of China	203
Clark, Rodney: The Japanese Company, 1979	212
Collis, Maurice: Foreign Mud - being an account of the Opium Imbroglia at Canton in the 1830's and the Anglo-Chinese War that followed, 1946	62
Coltsman-Freyberger, Heidemarie, Haruko Kishimoto, Peter Krebs, Susanne Krebs, Manfred Pohl: Japan - Daten, Bilder, Perspektiven, 1982	179
Covarrubias, Miguel: Island of Bali, 1979	21
Crowther, Geoff, Prakash A. Raj, Tony Wheeler: India - A Travel Survival Kit, 1981	193
Dahm, Bernhard: Sukarnos Kampf um Indonesiens Unabhängigkeit - Werdegang und Ideen eines asiatischen Nationalisten, 1966	24
Ders.: History of Indonesia in the Twentieth Century, 1971	24
Dalton, Bill: Indonesia Handbook, 1978	23
Dambmann, Gerhard: 25 mal Japan, Weltmacht als Einzelgänger, 1979	208
Dettloff, Ariane und Hans Kirchmann: Arbeitsstaat Japan - Exportdrohung gegen die Gewerkschaften, 1981	127
Domes, Jürgen: China nach der Kulturrevolution - Politik zwischen zwei Parteitagungen, 1975	108
Draguhn, Werner, Rolf Hofmeier, Mathias Schönborn, Hrsg.: Po-	

- litisches Lexikon Asien und Südpazifik, 1980
- Drea, Edward J.: The 1942 Japanese General Election: Political Mobilization in Wartime Japan, 1979
- Eli, Max: Wirtschaftliche Entwicklungsperspektiven der Republik Korea, 1980
- Enders, Siegfried R. C. T.: Japanische Wohnformen und ihre Veränderung, 1979
- Erlinghagen, Helmut: Japan - Ein deutscher Japaner über die Japaner, 1976
- Ders.: Japan, eine Landeskunde, 1979
- Ernst, Angelika: Japans unvollkommene Vollbeschäftigung, 1980
- Ernst, A., H.-D. Laumeyer, R. Lindberg, E. Lokowandt, Hrsg.: Geld in Japan, 1982
- Far Eastern Economic Review
- Fellmer, Edith: Die Kiste der Besinnung, Leben mit einem Tagebuch, 1981
- Fischer, Peter, Hrsg.: Buddhismus und Nationalismus im modernen Japan, 1979
- Flüchter, Winfried: Stadtplanung in Japan - Problemhintergrund, gegenwärtiger Stand, kritische Bewertung, 1978
- Garms, Eckhard, Hrsg.: Wirtschaftspartner China 81/82 - Chancen nach der Ernüchterung - Erfahrungen und Fakten. Möglichkeiten und Grenzen. Praxis und Erfolg, 1981
- Grames, Eberhard und Susanne und Peter Krebs: Japan, 1979
- Greene, Graham: The Quiet American, reprint 1979
- Haas, Ernst: Im Himalaya - Pilgerfahrt zum Dach der Welt, 1978
- Hammitzsch, Horst, Hrsg.: Japan-Handbuch, 1981
- Harrer, Heinrich: Ladakh - Götter und Menschen hinterm Himalaya, 1980
- Herde, Peter: Pearl Harbor, 7. Dezember 1941 - Der Ausbruch des Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten und die Ausweitung des europäischen Krieges zum Zweiten Weltkrieg, 1980
- Hergt, Manfred/Günter Kettermann: dtv-Perthes-Weltatlas, Bd. 13: Japan, 1980
- Herold, Renate: Die Blume am Arbeitsplatz - Japans Frauen im Beruf, 1980
- Hielscher, Gebhard, Hrsg.: Die Frau, 1980
- Hijiya-Kirschneireit, Irmela: Selbstentblößungsrituale. Zur Theorie und Geschichte der autobiographischen Gattung "Shishōsetsu" in der modernen japanischen Literatur, 1981
- Hilgemann, Werner/Günter Kettermann: dtv-Perthes-Weltatlas, Bd. 2: Indien, 1973
- Hoffmann, Rainer: Entmaoisierung in China - Zur Vorgeschichte der Kulturrevolution
- Ders.: Der Untergang des konfuzianischen China vom Manchu-Reich zur Volksrepublik, 1980

67
239
29
10
144
209
217
263
201
269
159
12
199
207
137
69
174
70
78
31
213
249
271
84
103
155

289
67
99
25
37
9
89
72
161
31
84
127
179
188
41
15
245
146
44
179
207
119
105
263
86
200
142
151
263
94
157
263
88

- Hofmeier, Rolf: Siehe Draguhn, Werner
- Hsia, Chih-yen: Der kälteste Winter in Peking - Ein Roman aus Rotchina, 1979
- Institut für Asienkunde Hamburg: Wirtschaftspartner Indonesien, 1979
- Johnson, Chalmers: An Instance of Treason - Ozaki Hotsumi and the Sorge Spy Ring, reprint 1977
- Kaye, M. M.: The Far Pavilions, 1978, 1979
- Dies.: Shadow of the Moon, 1980
- Keilhauer, Anneliese und Peter: Ladakh und Zanskar - Lamaistische Klosterkultur im Land zwischen Indien und Tibet, 1980
- Keilhauer, Anneliese: Buddhismus - Wesen, Werden, Symbolik, Ikonographie, "Die Religionen Indiens", 1980
- Kettermann, Günter: Siehe Hergt, Manfred
- Ders.: Siehe Hilgemann, Werner
- Kirchmann, Hans: Siehe Dettloff, Ariane
- Kishimoto, Haruko: Siehe Colman-Freyberger, Heidemarie
- Klenner, Wolfgang: Ordnungsprinzipien im Industrialisierungsprozeß der VR China: Planung - Organisation - Unternehmenskonzept, 1979
- Kobayashi, Hiroaki: Wirtschaftsmacht Japan - Strukturen und Organisationen, 1980
- Kojima, S.: Siehe Yamaguchi, M.
- Komatsu, Sakyō: Wenn Japan versinkt, in der Reihe "Die Phantastischen Romane," 1979
- Kracht, Klaus, Hrsg.: Japan nach 1945 - Beiträge zur Kultur und Gesellschaft, 1979
- Kraus, Willy: Wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel in der Volksrepublik China, 1979
- Krebs, Susanne und Peter: Siehe Colman-Freyberger, Heidemarie
- Dies.: Siehe Grames, Eberhard
- Kreiner, Josef: Japan - Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde, 1979
- Kuo, Heng-yü: Maos Kulturrevolution - Analyse einer Karikatur, 1968
- Laumeyer, H.-D.: Siehe Ernst, Angelika
- Leifer, Walter: Indien und die Deutschen - 500 Jahre Begegnung und Partnerschaft, 1969
- Lemke, Peter: Das China-Geschäft - Die Volksrepublik, 1980
- Lesser, Rose und Herbert Wüst: Taifun und ..., 1981
- Lienert, Ursula: Das Imperium der Han, 1980
- Lindberg, R.: Siehe Ernst, A.
- Ling, Ken: The Revenge of Heaven - Journal of a Young Chinese, 1972
- Lokowandt, Ernst: Die rechtliche Entwicklung des Staats-Shinto in der ersten Hälfte der Meiji-Zeit (1868-1890), 1978
- Ders.: Siehe Ernst, A.
- Mahabharata - Indiens großes Epos, 1979

Manchester, William: American Caesar - Douglas MacArthur 1880-1964, 1979	181
Martin, Helmut: China ohne Maoismus? - Wandlungen einer Staatsideologie, 1980	111
McCoy, Alfred W.: The Politics of Heroin in Southeast Asia, 1972	64
Meissner, Hans-Otto: The Man with Three Faces, 1976	39
Ders.: Der Fall Sorge. Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage, 1979	35
Menzel, Ulrich: Theorie und Praxis des chinesischen Entwicklungsmodells - Ein Beitrag zum Konzept autozentrierter Entwicklung, 1978	190
Michalka, Wolfgang: Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933-1940. Außenpolitische Konzeptionen und Entscheidungsprozesse im Dritten Reich, 1980	235
Middleton, Dorothy H. and William D.: Some Korean Journeys, 1975	27
Minear, Richard H.: Victor's Justice - The Tokyo War Crimes Trial, 1972	80
Morley, James W.: Japan's Road to the Pacific War. The Fateful Choice. Japan's Advance into Southeast Asia, 1939-1941. Selected Translations from Taiheiyō sensō e no michi: kaisen gaikō shi, 1980	231
Narcisz, Georg Adolf, Hrsg.: Im fernen Osten—Forscher und Entdecker in Tibet, China, Japan und Korea 1689-1911, 1978	49
The Oriental Economist's Japan Economic Yearbook	32
Pavie, Auguste: Eine friedliche Eroberung - Indochina 1888, 1967	139
Peissel, Michel: Das verbotene Königreich im Himalaya - Abenteuerliche Expedition in eine mystische Hochkultur zwischen Indien und China, 1978	74
Pohl, Manfred: Siehe Colman-Freyberger, Heidemarie	179
Porkert, Manfred: China - Konstanten im Wandel. Moderne Interpretationen der chinesischen Klassik, 1978	55
Quincey, Thomas De: The Confessions of an English Opium-Eater, 1948	61
Raj, Prakash A.: Siehe Crowther, Geoff	193
Rajagopalachari, Chakravarti: Ramayana, 1976	89
Rau, Heimo: Indien - Kunst- und Reiseführer mit Landeskunde, 1978	85
Roberts, Laurance P.: Roberts Guide to Japanese Museums, 1978	33
Robinson, Joan: The Cultural Revolution in China, 1970	93
Roeder, O. G.: The Smiling General - President Soeharto of Indonesia, 1969	24
Rothermund, Dietmar: 5 mal Indien, 1979	83
Sansom, George B.: The Western World and Japan, reprint 1973	212
Schelochowzew, A.: Chinesische Kulturrevolution aus der Nähe - Augenzeugenbericht eines sowjetischen Beobachters, 1969	95
Schettler, Margret und Rolf: Kaschmir und Ladakh - Globetrotter-Ziele beiderseits des Himalayas, 1977	73
Schönborn, Mathias: Siehe Draguhn, Werner	67

Scholl-Latour, Peter: Der Tod im Reisfeld - Dreißig Jahre Krieg in Indochina, 1980	135
Schwind, Martin: Das japanische Inselreich	169
Band 1: Die Naturlandschaft, 1967	
Band 2: Kulturlandschaft - Wirtschaftsgrößmacht auf engem Raum, 1981	169
Shillony, Ben-Ami: Politics and Culture in Wartime Japan, 1981	239
Shono, Masako: Japanisches Aritaporzellan im sogenannten "Kakemonstil" als Vorbild für die Meißener Porzellanmanufaktur, 1973	166
Sichrowsky, Peter: China-Handel - Leitfaden für die 80er Jahre, 1979	201
Singer, Kurt: Mirror, Sword and Jewel, The Geometry of Japanese Life, 1981	227
Staiger, Brunhild, Hrsg.: China. Natur - Geschichte - Gesellschaft - Politik - Staat - Wirtschaft - Kultur, 1980	187
Stuart-Fox, David: Siehe Black, Star	22
Stuckenschmidt, Dierk, Hrsg.: Reisen und Leben in Japan, 1976	57
Tōkyō no Hakubutsukan, 1975	34
Toland, John: The Rising Sun - The Decline and Fall of the Japanese Empire 1936-1945, 1971	77
Upanishaden - Die Geheimlehre der Inder, 1978	88
Vogel, Ezra F.: Japan as No. 1, Lessons for America, 1979	211
Weber, A. R.: Kontorrock und Konsulatsmütze, Nachdruck 1981	225
Weggel, Oskar: Die chinesischen Revolutionskomitees oder der Versuch, die Große Kulturrevolution durch Parzellierung zu retten, 1968	106
Ders.: Die Partei als Widersacher der Revolutionskomitees - Siegt Lenin oder Rosa Luxemburg in China? 1970	106
Ders.: China - Zwischen Revolution und Etikette. Eine Landeskunde, 1981	185
Wheeler, Tony: Siehe Crowther, Geoff	193
Whitford, Frank und Ceci: Tokio, 1980	120
Wickert, Erwin: Der Auftrag des Himmels, 1981	153
Ders.: China von innen gesehen, 1982	203
Wiethoff, Bodo: Grundzüge der älteren chinesischen Geschichte, 1971	149
Ders.: Grundzüge der neueren chinesischen Geschichte, 1977	149
Wood, Heather: Third-class Ticket, 1980	195
Wüst, Herbert: Siehe Lesser, Rose	142
Yamada, Chisaburoh F., ed.: Dialogue in Art - Japan and the West, 1976	167
Yamaguchi, M. and S. Kojima, eds: A Cultural Dictionary of Japan, 1979	15
Yoshida-Krafft, Barbara, Hrsg.: Blüten im Wind, Essays und Skizzen der japanischen Gegenwart, 1981	260

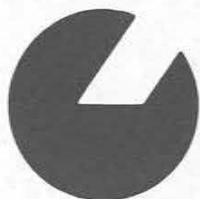
MYSTÈRE DE ROCHAS
MADAME ROCHAS
FEMME



ROCHAS
PARIS

DG BANK

Deutsche Genossenschaftsbank



Die DG BANK Deutsche Genossenschaftsbank in Frankfurt am Main, eine Körperschaft des öffentlichen Rechts, steht als universell und international arbeitende Geschäftsbank mit Emissionsrecht an der Spitze der 3.800 Volksbanken und Raiffeisenbanken, neun regionaler Zentralbanken und einer Reihe überregional arbeitender Spezialinstitute. Die Gruppe verfügt mit 19.700 Bankstellen über das dichteste Filialnetz Westeuropas und erreichte Ende 1982 ein konsolidiertes Bilanzvolumen von über 414 Milliarden DM.

Die Kundschaft der DG BANK umfaßt über den genossenschaftlichen Bereich hinaus "erste Adressen" des In- und Auslandes, denen sie im Geld- und Devisenhandel, in allen Sparten des Kreditgeschäftes, im Emissions-, Schuldschein- und Konsortialgeschäft, im Wertpapierhandel und im kommerziellen Auslandsgeschäft zur Verfügung steht. Mit Filialen, Repräsentanzen, Tochterbanken und Beteiligungen ist das Institut an den wichtigsten Finanzplätzen der Welt unmittelbar vertreten: in New York, Los Angeles, Rio de Janeiro, Luxemburg, London und Zürich, Hongkong, Tokio und Singapur.

TOKYO REPRESENTATIVE OFFICE

Yurakucho Denki Bldg.-North 13th Floor
7-1, 1-chome Yurakucho
Chiyoda-Ku, Tokyo 100

Telephone: (03) 201-5867, 201-5868
Telex: 02228476 DGBK J
Cable: DEEGEEBANK